4°ThH
2978

Darstellung

gegenwärtiger

Ausbreitung des Christenthums

auf dem Erdball.

Ein geschichtlicher Umriß

von

Heinrich Zschokke.

EIGENTUM DER STADT AUGSBURG

Aarau 1819.
Heinrich Remigius Sauerländer.

Vorbericht.

Die gegenwärtige kleine Schrift war ursprünglich für die Zeitschrift: Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit, bestimmt, worin sie zuerst in den frühern Monatsheften des Jahrgangs 1819 erschien. Der Herr Verleger fand sie aber eines besondern Abdruckes würdig. Man ist dem Leser schuldig, diese Anzeige zu geben. Denn mit ihr wird zugleich die Ursache bezeichnet, warum der Verfasser in Vielem nicht ausführlicher gewesen, da es ihm wahrlich an Stoff nicht gebrechen konnte; oder warum er nicht umständlich alle Quellen genannt, aus denen er schöpfte. Beides schien jener Zeitschrift nicht ganz angemessen, und wird auch wohl von den wenigsten Lesern begehrt.

Wie zusammengedrängt, oder unvollständig immerhin diese Uebersicht des großen Gegenstandes gegeben worden sein möge, der mehr oder weniger jeden anziehen muß, dem seine Religion das edelste Gut des Gemüthes ist, kann es doch sein, daß sie, in Ermangelung des Bessern, Nutzen stifte. Vielleicht erweckt sie in einem geistreichen Manne den Gedanken, mit der ausführlichen Geschichte der allmäligen Verbreitung des Christenthums durch alle Welttheile, ein Gegenstück zu Raynals Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes zu liefern; wohl würdige Aufgabe für den deutschen Ernst, Scharfsinn, Fleiß und unbefangenen Sinn.

Denn die Geschichte von Verpflanzung des Christenthums in die fernsten Gegenden ist Geschichte der Gesittung aller Nationen; Geschichte der Geistesfreiheit, der ächten Veredlung des menschlichen Geschlechts; Geschichte der großen ins Ewige fortdauernden Revolutionen der Geisterwelt, mit denen sich weder an Umfang noch Wirkung, die Revolutionen der Staaten, des Handels, der Kriegskunst, oder irgend eines andern menschlichen Werkes vergleichen lassen. Vielmehr alle diese Erscheinungen und Verwandlungen der Völker-Verhältnisse sind erst Wirkungen von der Entwickelung des menschlichen Geistes. Und kein Sieg bei Zama, oder in den katalaunischen Feldern, oder (Karls des Martellen wider die Sarazenen) bei Poitiers, oder (wider die Napoleonische Macht) bei Leipzig, gestaltete die Welt so um, wie der Sieg eines beglückten Weisen über die Herrschaft eines allgemeinen Irrthums der Menschheit.

Viele treffliche Männer haben die Schicksale unsers Geschlechts, seit sich dasselbe seiner Vergangenheit durch Sage und Schrift bewußt ward, beschrieben, und aus höhern Standpunkten betrachtet; es scheint mir aber aus dem höchsten noch nicht. Der geistreiche Herder in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ berührte ihn, meines Wissens, am nächsten. Aber er schilderte nur, beinahe möcht' ich sagen zu einseitig, den Einfluß des Physischen, der Klimate, Menschengattungen u. s. w. auf den Bildungsgang der Nationen und ihre Schicksale. Es bliebe noch übrig, aus der Darstellung der religiösen und wissenschaftlichen Begriffe der Völker, aus ihrer stufenweise vor- oder zurückschreitenden

Geistesfreiheit die Urquellen ihrer Zustände und Verhängnisse zu erkennen. Das wäre allgemeine Geschichte der geistigen Welt. Wie der Mensch, so hat und erlebt auch die Nation nur das, was sie sich vermittelst des Gemüthes bereiten kann.

Unstreitig würde die umständliche Geschichte von Verbreitung des christlichen Glaubens über alle Welttheile ein wichtiger Beitrag dazu werden können. Wenn nun schon der hier gegebene Umriß, seiner Natur nach, nicht eben das leisten kann, dürfte er dennoch wohl mehr, als bloße Stillung der Wißbegier oder Neugier, gewähren. Er kann vielleicht in mancher Brust die Ueberzeugung von der Göttlichkeit und ewigen Wahrheit des Christus-Glaubens erfrischen, und als Erklärung der bedeutsamen Rede dienen: Gottes Wort bleibt ewiglich. Er kann vielleicht in manchem Herzen den Glauben an die Selbstoffenbarung der Gottheit in der Geisterwelt stärken, indem wir kein Volk finden, in welchen nicht schon hellere oder dunklere Vorstellungen von göttlichen Dingen leben. Er kann dem philosophischen Geschichtsforscher Stoff zu merkwürdigen Betrachtungen von mancherlei überraschenden Verwandtschaften des christlichen Kirchenglaubens mit den heidnischen Mythen gewähren, z.B. daß der aus Gott hervorgegangene, Mensch gewordne Sohn auch bei verschiednen heidnischen Nationen von einer Jungfrau geboren worden u. s. w. Er kann vielleicht mitwirken, die gegenseitige, noch immer rege, unduldsame Verachtung christlicher Kirchparteien zu schwächen. Denn gleichwie man auf Reisen, im Anblick mannigfaltiger Bildungen und Sitten der Städte und Länder, am leichtesten mancherlei steife Vorurtheile des Geburtsorts von sich wirft: so wird man christlichhöher, wenn man Leben und Treiben von allerlei Kirchparteien in den verschiedensten Weltgegenden überblickt, und wie sie, des Wesentlichen uneingedenk, nur um Ausserwesentliches hadern.

Vorzüglich aber wird klar, warum die Missionen zu den Heiden so selten ihren vollen Zweck erfüllen, und welche Verbesserungen ausführbar und wünschbar sein würden; — wieviel noch übrig sei zu thun für die allgemeine Veredlung der Menschheit durch das Christenthum, und wie ehrwürdig die Bemühungen jener Missions-Anstalten sind, welche (unbekümmert um das schnöde Urtheil des gemeinen Haufens, der sie verkennt) im Stillen zur Aufklärung und Vermenschlichung der Wilden fortwirken. Höheres, als dies, kann kein Sterblicher verrichten; denn wer es verrichtet, folgt, als ein neuer Bote des Himmelreichs, den Schritten seines göttlichen Meisters.

Zu solchem Heldensinn und Erlöser-Geschäft aber fromme Jünglinge und Männer zu begeistern; oder christliche Fürsten und Fürstinnen zu erwecken, mit Freigebigkeit das heilige Werk der Welt-Erleuchtung und Welt-Gesittung zu befördern; oder für Verbreitung des Christus-Glaubens unter den Wilden mehrere Vereine wohldenkender Männer auch in Deutschland zu veranlassen, wie dergleichen zahlreich und hochwürdig in Großbritanien dastehen: solch eine köstliche Frucht von seiner unvollkommenen Arbeit zu sehen, ist dem Verfasser wohl zu wünschen, aber nicht zu erwarten erlaubt.

Eingang.

Man schreibe die Ueberlegenheit der Europäer in Künsten, Wissenschaften und bürgerlichen Ordnungen nicht der Macht ihres Himmelsstriches und Bodens zu. Dieser Welttheil war einst ein unermeßliches Scythien, als Indien, China, Persien, Syrien, Kleinasien, Aegypten und Griechenland schon in Kenntnissen, Gewerben und Sitten groß standen. Aber er schwang sich nach Verlauf der ungeheuern Völkerkriege und Völkerzüge weit über die asiatischen und afrikanischen Staaten empor, weil ihm das Christenthum geworden. Im Morgenlande erblicken wir über den Trümmern des Gewesenen einen traurigen Stillstand des menschlichen Geistes, gebeugt durch Knechtschaft und Sultanenthum.

Wer weiß, wenn die Lehre des Göttlichen von Nazareth ihre Richtung ostwärts oder südwärts genommen hätte, statt gegen Mitternacht und Niedergang, ob dort nicht heute die gebildetsten Völker des Erdballs herrschen würden, während wir neben ihnen Halbwilde geblieben wären? Denn warum richteten sich Griechenland, Asien, Aegypten und Karthago nach den Völkerwanderungen nicht so schnell und kräftig wieder auf, als Italien, Gallien, Süddeutschland? — Dort endeten Mungalen und Muhamedaner die allgemeine Umwälzung. Aber die Eroberer Italiens, Galliens, Deutschlands: Gothen, Longobarden, Franken, waren schon Christen.

Das Geistige ist in der uns bekannten Natur das Höchste; und der religiöse Gedanke das Höchste vom Geistigen. Es ist, unsers Wissens, noch kein Volk ohne Ahnung des Ueberirdischen gewesen. Selbst die Vielgöttischen und Abgöttischen, welche die Macht des höchsten Wesens unter selbstgeschaffenen Bildern, oder im Glanze einzelner Naturerscheinungen mit roher Einfalt verehren, — sie ahnen, fürchten, lieben, was wir.

Es entsprangen mit dem Beginn der Völker und Reiche mancherlei Vorstellungsarten von himmlischen Dingen. Aber was Christus dem menschlichen Geschlecht gegeben, ist darum das Vollendetste und Heiligste, weil es eben so sehr mit den innersten Ordnungen der Natur, als mit den ewigen Gesetzen der Geisterwelt im Einklang steht; daher allen Erdstrichen, wie allen Zeitaltern gemäß ist; durch keine menschliche Kunst und Weisheit, Gesetzgebung und

Staatsverfassung verbessert werden kann, sondern vielmehr, Alles vergöttlichend, die Ansichten der Weisen, der Gesetzgeber, Sittenlehrer und Staatenordner veredelt. Denn es ist an sich wahrhafte Geisteserleuchtung, Geisteserregung, Geistesstärkung. Es ist Urstamm und Wurzel aller Religionen — das Höchste und Heiligste, das allen zum Grunde liegt. Es durchdringt daher mit den Urbildern des Vollkommenen, und mit der Sehnsucht zu ihm. Es reizt daher zum Anbau der Wissenschaften. Diese hinwieder, dankbar zurückwirkend, befreien die Lehre des Göttlichen von menschlichen Verunstaltungen, von Erfindungen der Unwissenheit, Schwärmerei und priesterlichen Herrschsucht.

Ausbreitung des Christenthums — nicht bloß christlicher Kirchengebräuche — ist mithin Ausbreitung der Aufklärung, der Gesittung, der Geistesfreiheit! Man kann folglich nicht Freund der Menschheit, nicht Freund seiner eigenen Vernunft sein, ohne die Erweiterung des Alles verklärenden Gottesreiches zu wollen, und mit Entzücken die Veredlung unsers Geschlechts unter allen Himmelsgürteln zu sehen.

Von ungefähr achthundert Millionen Menschen, welche gegenwärtig den Erdkreis bewohnen mögen, sind kaum zweihundert Millionen, welche das Christenthum bekennen; noch weit weniger erkennen es. Welch ein unermeßliches Feld bleibt der erhabensten Art der Wohlthätigkeit offen!

Schon Großes leistete Europa den übrigen Welttheilen in Rücksicht der Mittheilung göttlicher Aufklärungen über die theuersten Angelegenheiten der Menschheit. Seit Jahrhunderten wanderten tausend fromme Missionarien aus in alle Indien, das Licht Gottes dahin zu tragen. In den Städten Europens ward für Gesittung, Kunst und Wissenschaft der Völker in den fernsten Erdstrichen gearbeitet. Im Hallischen Waisenhause bildeten sich Lehrer beider Indien. Paris und Neapel unterrichteten Chinesen und Araber. Rußland machte Irkutzk zur Hochschule für Tataren und Japaner. Mehr, denn alle, leistete Rom. Hier sandte die Kongregation zur Fortpflanzung des Glaubens seit dem siebenzehnten Jahrhundert Gottesboten in alle Welt, die nur für dieses Ziel vorbereitet waren. In mehr denn dreißig außereuropäischen Sprachen wurden von dieser Kongregation Werke gedruckt. Mit ihr verbunden arbeitete das Seminarium zur Ausbreitung des Glaubens; wetteifernd daneben die Kongregation der Priester von den auswärtigen Missionen; das französische Seminarium zu Missionen an auswärtige Völker, so wie die französische Kongregation vom heil. Sakrament.

Noch ist der edle Eifer nicht ermattet. Abermals, wie einst im Mittelalter, erwacht er zur Fortpflanzung der christlichen Religion mit neuem Leben in Britannien. Welche ungeheuere Anstalten sind dort, seit wenigen Jahrzehenden, durch fromme Privatleute für Erleuchtung der Wilden und Halbwilden jenseits der Weltmeere begonnen! Ihre Begeisterung weckte die Begeisterung anderer Völker Europens. Selbst Amerika sendet nun schon Lehrer des himmlischen Wortes ins Innere Asiens und der Inseln. Dieser Zug des Zeitalters ist einer

der ehrwürdigsten im Bilde desselben. Der Versuch, wie unvollkommen er auch sein möge, den gegenwärtigen Stand der Ausbreitung des Christenthums in den verschiedenen Welttheilen darzustellen, wird daher Vielen nicht unwillkommen sein. Was könnten wir der Betrachtung jedes großsinnigen Weltbeobachters Würdigeres darbieten? Was hier aber gegeben wird, ist nur Uebersicht, nur Umriß des Ganzen; darum jedoch nicht minder sorgsam und treu aus den Werken zahlreicher Reisebeschreiber und aus Missionsberichten erhoben, die in Weniger Händen sind.

I. Europa.

1. Ausbreitung des Christenthums in den ersten acht Jahrhunderten.

Es ist nicht schwerer in den Wundern der Weltgeschichte, als in den Wundern der Natur den „Gottesfinger" zu zeigen.

Die drei Jahre, in denen Christus, arm und verachtet, unter einem armen, verachteten Volke seine Lehre offenbarte, waren von den uns geschichtlich bekannten sechs Jahrtausenden unstreitig der auserwählteste Augenblick. Nicht minder versetzt uns die nachfolgende Verkettung und Gewalt der Umstände, jenes weise berechnete Spiel der — Zufälle, wenn ihrs so nennen wollt, in Erstaunen, welche das Senfkorn der göttlichen Verkündung zum Lebensbaum zahlloser Länder und Völker erzog. Veraltende Throne und Religionen der Zeit, Ueberwinder und Ueberwundene, Völker aus unbekannten Wüsten hervorschreitend, gestalteten sich zuletzt nur zu Werkzeugen in unsichtbarer, unwiderstehlicher Hand, den einzigen, den großen Zweck zu erfüllen, für welchen Christus auf Golgatha bluten mußte. Doch hier ist nicht der Ort, den geheimnißreichen Faden zu verfolgen.

Die wenigen Männer, welche aus der Schule Jesu hervorgegangen waren, trugen das von ihm empfangene Licht bekanntlich mit eben so bewundernswürdigem Muth als Glück, von Jerusalem aus durch benachbarte und entfernte Länder. Sie brachten es durch Syrien, durch Phönizien, durch das übrige Kleinasien nach Griechenland und Italien. Ob es Markus den Aegyptern, ob es Thomas oder Andreas dem Innern Asiens gegeben, wissen wir nicht. Doch sind die von den ältesten Kirchenschriftstellern aufbewahrten Sagen nicht unwahrscheinlich.

Denn schon im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung jauchzete der Märtyrer Justin, wenn freilich noch zu vorschnell: „Es ist keine Völkerschaft, weder unter Griechen noch Ausländern, selbst unter denen nicht, die ohne bleibende Stätte in Zelten wohnen, bei welcher dem Vater und Schöpfer des Weltalls nicht im Namen Jesus, des Gekreuzigten, Gebet und Danksagung gebracht würden!"

Die hohe Klarheit und Einfalt, das allen Vernunften, allen Gemüthern innig Zusagende der neuen Religion, der Lebensadel und die Todesverachtung ihrer ersten Bekenner, gewannen ihr schnell zahlreiche Freunde und Freundinnen. Und neben dem Drangsal der Zeiten, und der Einheit des römischen Weltreichs, dessen Herz Rom war, wohinzu, wohinweg Alles strömte,

haben gewiß auch nicht wenig die bald von Asien nach Afrika, bald von Afrika nach Europa umhergeworfenen Legionen der Cäsarn zur Verbreitung des Christenthums mitgewirkt. Viele von den Kriegsmännern, welche keine Heimath, als die eroberte Welt hatten, und hinter jeder neuen Staatsgrenze neue Gottheiten, neue Verehrungsarten derselben fanden, mußten zuletzt Spötter des bunten religiösen Wirrwarrs werden. In Rom begann der Unglaube mit der Heimkunft der Heere aus entfernten Reichsgegenden.

Mit der Ehrfurcht vor den alten Göttersagen verging nicht in der Brust der Menschen die Ahnung höherer, überirdischer Wesen. Der Krieger von Bildung, überall in der Welt zu Hause, wollte aber einen von engen Ländergrenzen unabhängigen Weltgott und einen von den Priesterschaften der Völker unabhängigen Glauben. Was er dunkel fühlte, machte ihm die einfache Jesuslehre klar. Was er davon in Asien, in Aegypten, oder bei den Griechen lernte, lehrte er wieder in Gallien und Britannien.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auf diese Weise das Christenthum in vielen Gegenden Europa's einzeln bei den Völkern eingeführt oder vorbereitet worden sei. Wir wissen, daß die rechtglaubigen Bischöfe Britanniens nachmals in den schottischen Hochlanden eine Art Christen gefunden haben, der nichts vom römischen Papst und katholischen Kirchensatzungen bekannt war. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß durch die Legionen oder Kauffahrer selbst die Lehre Johannes des Täufers weit vom Ufer des Jordan in andere Gegenden verpflanzt worden sei. Denn dürfen wir den ältesten Urkunden und sinnbildlichen Gebräuchen der Freimaurer einigen Glauben beimessen, wird uns auffallend, daß diese in ihren Versammlungen und Bauhütten lange Zeit nichts von Christo und dem Kreuz gekannt zu haben scheinen, wohl aber, neben der heidnischen Libation: Funde merum Genio! vom Pythagoras sagten und noch mehr vom Johannes.

Man zählte im dritten Jahrhundert schon eine lange Reihe von Christengemeinden, wie in Westasien und Nordafrika, auch längs den europäischen Küstenländern am Mittelmeer. Die heiligen Schriften der Christenheit wurden, wie in syrischer, ägyptischer und äthiopischer Uebersetzung, auch in lateinischer verbreitet. Die Gleichgiltigkeit oder Huld einzelner Cäsaren oder Ortsobrigkeiten gegen die Anhänger der neuen Gottesverehrungsart gab denselben Zeit zur Befestigung in ihren Grundsätzen und zur Ausbreitung derselben. Doch weit mehr noch beförderte solches die Unklugheit einzelner gegen sie erhobene Verfolgungen. Ohne diese Verfolgungen wäre vielleicht die erste, heilige Begeisterung zu früh erloschen. Nun aber trugen Verbannte ihre Meinungen, derentwillen sie litten, in Gegenden über, wo man sie noch nicht kannte. Nun reizte der Muth und die Freudigkeit einzelner Märtyrer die übrigen Christen zur schwärmerischen Kühnheit; die erstaunten Heiden zur Prüfung eines Glaubens, für welchen Männer und Weiber das Sterben süß fanden. Nun arbeiteten alle Bekenner um so thätiger, ihre Zahl in allen Ständen des Volks zu vergrößern: theils aus Frömmigkeit, theils aus der natürlichen

Neigung, die Wahrheit eigener Ueberzeugungen allgemeiner anerkannt zu machen; theils gegen künftige Gefahren, durch die Stärke ihrer Partei, gesicherter zu werden.

So geschah, daß das Christenthum in Europa mit wunderbarer Macht und Schnelligkeit verbreitet ward; daß ganze Ortschaften, ganze Legionen, selbst viele der angesehensten Staatsmänner und Feldherrn christisch wurden, und sogar Kaiser Konstantin, welchen man den Großen nennt, es seiner Klugheit gemäß finden konnte, sich öffentlich für die bisher unterdrückte Religionspartei zu erklären. Obgleich beiweitem noch die große Mehrheit des Volks dem alten Heidenthum treu anhing, waren doch die Christen durch ihre Anzahl, durch ihren Einfluß, durch ihre Gelehrten und durch ihre verzweifelungsvolle Entschlossenheit in allen Enden des Reichs bedeutsam genug, daß sie vermöge ihrer Kraft und Begeisterung die dankbare Schutzwehr eines oft erschütterten und unsichern Thrones werden konnten. Des Kaisers vielmächtige Thätigkeit, die seiner staatsklugen Erklärung folgte, verbunden mit dem rührigen Eifer seiner neuen Glaubensgenossen, entschieden. Die christliche Religion ward die herrschende des römischen Reichs im vierten Jahrhundert.

Cäsar Julian, den, in Erinnerung der untergegangenen Herrlichkeit Roms, die Gegenwart anekelte, versuchte noch einmal, doch vergebens, das Unhaltbargewordene altrömischer Schulweisheit und Vielgötterei aufzurichten. Er verkannte das Christenthum (kein Wunder, denn schon ward es selbst von vielen Christen seiner Zeit, nur in anderm Sinn, verkannt); er verkannte sein Jahrhundert. Darum erfuhr er das Schicksal derer, die dem Geist ihrer Zeit widerstreben. Inzwischen empfingen auch Persien und Armenien, und die Völker zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere, Boten des Evangeliums. Ulphilas gab seinen Gothen in Moesien die Lebensbeschreibungen von Christo in ihrer Muttersprache; und der Aegypter Frumentius trug deren Inhalt jenseits der großen Wasserfälle des Nils durch die Sandwüsten nach Habesch.

Das Christenthum war in drei Welttheilen gegründet, aber das römische Reich ging in denselben unter. Vandalen und Gothen, Allemannen, Franken und Longobarden kannten Christum. Sie stifteten neue Reiche, keinen neuen Glauben. Vielmehr das Schrecken, welches im fünften Jahrhundert vor den entsetzlichen Hunnen herzog, vermehrte mit abergläubiger Furcht und Hoffnung die Neigung zahlloser Gemüther zum Christenthum, während beherzte Glaubenshelden nicht müde wurden, das Wort des Gekreuzigten, wie in den Gebirgen des Libanon und Antilibanus, und selbst an den Küsten von Malabar, auch in den Wäldern der Deutschen und Iren zu verkünden.

Die Erschütterungen der europäischen Welt durch das Getümmel der Völkerwanderungen schadeten der Fortpflanzung des Christenglaubens nicht. Die damals lebten, konnten fürchten: Alles müsse wieder in Heidenthum und nordische Barbarei untergehen. Wir Spätere erkennen aber aus der Lösung der ungeheuern Verwirrungen, daß hier die Gewalt einer weisen Vorsehung waltete. Einige Augenblicke — denn was sind Jahrhunderte in der Ewigkeit? — ward

das reine Licht schwächer, weil es sich zerstreuen mußte. Der Norden aber sollte den Süden zu neuem Leben erfrischen und verjüngen, und von ihm höhere Gesittung entlehnen.

Wie nun in den Abendländern die Lehre vom Kreuz ihre Herrschaft über die barbarischen Eroberer auszudehnen begann, verlor sie im siebenten Jahrhundert einen großen Theil des Morgenlandes. Hier war in Arabien ein neuer Glaubensstifter Muhamed aufgestanden, welcher die Wahrheit seiner Offenbarungen mit einem siegreichen Schwerte beurkundete. Er und seine Nachfolger liessen den Ueberwundenen nur die Wahl zwischen Annahme des Koran, oder der Knechtschaft und des Todes. So ward in Arabien, Syrien, Persien, Palästina, Aegypten, so im ganzen Nordafrika das Christenthum ausgerottet; der Glaube des Propheten von Mekka allein gewaltig. Selbst Spanien ward von arabischen Waffen unterjocht; Frankreich, Helvetien, Italien schon bedroht, bis Karl, genannt der Martell, in der Schlacht bei Tours ihrem Siegeslauf den Grenzstein setzte. Die That oder das Glück des Martellen rettete Frankreich und Deutschland vom Kalifat und Koran.

Geringer Gewinn schien daneben, wenn in derselben Zeit die Schotten Columban und Kilian, der Irländer Gallus, der Angelsachse Willebrod, desgleichen Winfried und Andere, einigen deutschen Völkerschaften, so wie den Leuten im helvetischen Gebirge das Evangelium predigten und die Altäre des Heidenthums stürzten; oder wenn Kaiser Karl der Erste, sonst der Große geheißen, den Sachsen und Bewohnern der pannonischen Ebenen als ein christlicher Muhamed erschien, und sie mit der Schärfe des Schwertes bekehrte. Allein in der Weltgeschichte ist nichts groß, nichts gering zu nennen, sobald es mittelbar oder unmittelbar in das allgemeine Geisterleben einwirkt. Freilich der Verlust Jerusalems, Alexandriens, Antiochia's oder Karthago's ward, so schien es wohl für den Augenblick, schlecht vergolten durch den Gewinn, welchen die Christenheit an den Wildnissen des kleinen Helvetiens, Hessens, Thüringens und Sachsenlandes machte. Von eben diesen Gegenden aber ging nachmals die große kirchliche Umgestaltung im sechszehnten Jahrhundert aus, deren Wirkungen sich auf die entferntesten Welttheile erstrecken, und einen großen Theil Asiens, Amerika's und Afrika's dem Christenthume wieder erwarben.

---

2. Verbreitung des Glaubens bis zu unserer Zeit.

Mit dem neunten Jahrhundert ward das Kreuz immer tiefer hinaus in den Norden verpflanzt. Ansgarius brachte es den Jütländern und Cimbern, den Dänen und Schweden; Rembert von Bremen es den Gegenden Brandenburgs; während Dalmatien, Moravien und Böheim es aufnahmen, und die Heidenschaft an der untern Donau bis in die Ukraine es durch Konstantinopels Eifer kennen lernte. Sogar schon in den Eisgefilden Islands und Grönlands ward Christus verkündigt. Die wilden Rügen in Pommerland, die noch wildern Normänner und Russen, wie die Sarmaten und Ungaren, wurden mit

der Taufe ein Jahrhundert später geweiht; und erst im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert die Finnländer, Livländer, Slaven, Letten und Preussen.

Alle diese, wie andere Bekehrungen, huben zu derselben Zeit zwar durch fromme Regungen christlicher Fürsten und Priester an; aber von Seite der Bekehrten wirkte seltener so mächtig die Ueberzeugung des Bessern, als die Staatsklugheit der heidnischen Fürsten, der Gehorsam ihrer Unterthanen, oder die Furcht beider vor den siegreichen Waffen der christlichen Nachbarn. Es ist bekannt, wie die Päpste, nachdem die Kreuzzüge ins Morgenland das heilige Grab nicht von den Händen der Sarazenen befreien konnten, Kreuzzüge gegen das Heidenthum des Norden befahlen. Es ist bekannt, mit welchen Grausamkeiten und unmenschlichen Gräueln die christlichen Krieger, zumal aus Deutschland, das Reich Gottes, wie sie es nannten, den tapfern Liven, Preussen, Letten u. s. w. aufnöthigten. Es geschah ohngefähr in derselben Weise, wie es Karl der Heilige und Große den Sachsen gebracht hatte; wie es ein paar hundert Jahre später die Spanier und Portugiesen den Amerikanern predigten; oder wie Muhameds Nachfolger noch immer den Koran zu verbreiten fortfuhren.

Das an der Spitze des blutigen Schwertes dargebotene Christenthum war freilich nicht mehr die Lehre Jesu; es war ein christliches Heidenthum. Die Barbaren vertauschten die Götter ihres Vaterlandes mit Heiligenbildern der Fremde, lernten ein Kreuz schlagen, knien, und ein Gebet dazu. Daher war eben so wenig auffallend, in einem Jahre oft ganze Völkerschaften getauft, als sie wenige Jahre nachher wieder vom Christenthum abtrünnig zu sehen, weil alte Gewohnheit nicht leicht gegen neue Uebung vertauscht wird. Die Preussen stritten bis ins vierzehnte Jahrhundert für die alten Götter.

Natürlich konnte auch das Christenthum jener Tage, wenn es Christenthum geheißen werden darf, keinen sichtbar wohlthätigen Einfluß auf Gesittung und Geistesbildung der bekehrten Völker haben. Dennoch aber war immer der erste Schritt dazu gethan. Der Begriff von der Einheit Gottes, von der ewigen Fortdauer des menschlichen Geistes, von den Folgen menschlicher Handlungen nach dem Tode, ward allgemeiner. Wie verworren und roh auch dieser Begriff sowohl bei den Bekehrern als den Bekehrten sich gestalten mochte: es war doch der erste Lichtfunke in ihrer Geistesfinsterniß. Dazu kam, daß die gemeinsame Religion nun auch die halbwilden Völkerstämme mit den mehrgebildeten in vertraulichern Verkehr brachte, und ihnen des Auslandes Erfindungen, Künste, Kenntnisse und bürgerliche Einrichtungen bekannter machte. Mehr zwar aus Furcht vor Fegefeuer, Hölle und Teufel, als aus Liebe zum höchsten Wesen und zum Guten, ward das, was die Kirche Sünde hieß, gemieden. Aber damals entwickelten sich allmälig auch die zartern Tugenden der Menschlichkeit, und die reinern Vorstellungen vom Recht und Unrecht. Schneller, als man hätte erwarten dürfen, bereitete sich die Entwilderung des nördlichern Europa's neben der des südlichen. Schon im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert blühten in zahllosen Klosterschulen und Hochschulen die Wissenschaften mit verjüngter Kraft auf.

Was im fünfzehnten Jahrhundert im westlichsten Ende Europens durch Vertreibung der muhamedanischen Mauren aus Spanien für die Christenheit an Raum gewonnen ward, ging an der südöstlichsten Grenze durch die Eroberung Griechenlands vermöge türkischer Tapferkeit, wieder verloren. Die altberühmten Kirchen Konstantinopels, Thessalonichs, Korinths und Philippis verwandelten sich in Moscheen und bis an die Grenzen Ungarns drängte der Koran das Evangelium zurück.

So blieb es ungefähr bis zu unserer Zeit. Mit Ausnahme der Türkei bekannte der ganze übrige Welttheil die Lehre Jesu. Denn auch Samogitiens Götzen wurden im fünfzehnten Jahrhundert größtentheils zertrümmert. Und in der Türkei ward das Christenthum beiweitem nicht ganz vertilgt; mehr als die Hälfte der europäischen Unterthanen des Großsultans blieb christlich.

Von den hundert und achtzig Millionen Bewohnern Europens gehören ungefähr hundert und neunundsechszig Millionen zu irgend einer der verschiedenen christlichen Kirchen. Von diesen herrscht die katholische in Portugal, Spanien, Frankreich, Italien, im südlichen Deutschland, in Polen und einigen Gegenden der Schweiz, wie der österreichischen Staaten; — die protestantische Kirche dagegen in Großbritannien, Dänemark, Norwegen, Schweden, Preussen, Norddeutschland, Niederland und einem Theile der Eidsgenossenschaft; die alte, griechische Kirche im russischen Reiche. Europa hat kein Heidenthum mehr, als hin und wieder einzeln noch im äussersten Norden, in den selten besuchten Eis- und Schneefluren der Lappen und Finnen.

---

2. Schilderung des Lapp- und Nordlandes — Ueberbleibsel des alten Heidenthums — Versuche, die Nomaden unter den Polkreisen für das Christenthum zu gewinnen.

Jenseits des mitternächtlichen Polkreises und noch diesseits, wo das feste Land Schwedens und Norwegens, in vielfachen Buchten Landzungen und Scheren zerrissen, gegen das Eismeer ausgeht, breitet sich der weitläuftige Landstrich der Finn- Nor- und Lappmarken aus. Er nimmt den Raum von ungefähr zehntausend Geviertmeilen ein; ist also an Ausdehnung nicht geringer, als Deutschland oder Frankreich. Aber nur eine schwache Bevölkerung belebt diese Gegenden, denen die Natur selten ihren freundlichen Blick gönnt. Im Durchschnitt mögen da vier Seelen auf eine Geviertmeile gezählt werden können.

Wie anders? Es ist ein rauher Boden, ohne Städte und Gewerbe. Die Länge und Strenge der Winter gestattet selten einer Getreideart zu gedeihen. Keine Baumfrucht blüht und reift da mehr. Während des tiefsten Winters erblicken die nördlichsten Landschaften sieben Wochen lang keinen Tag. Nur eine anderthalb oder zweistündige Dämmerung um die Mittagszeit unterbricht die lange, traurige Nacht. Auch im höchsten Sommer erblickt man die Gipfel der Berge mit Schnee bedeckt, der schon in einer Linie, dreitausend Fuß über der Meeresfläche erhaben, unvergänglich ist.

Wie weit das Auge trägt, bietet sich ihm der Anblick kahler, weiter Ebenen an, deren Boden oft schönen Graswuchs, eben so oft aber auch meilenweite Moore zeigt, neben dürren, sandigen oder grienigen und steinigen Feldern mit magerm Pflanzenwuchse. Wälder von düstern Roth- und Weißtannen wechseln mit einzelnen Fohrenhorsten, Birken und Erlen ab, und verlieren sich, je weiter man gegen Norden tritt, oder auf die Höhen. Nur zerstreutes Gestrüpp, kraftlose Birken bleiben übrig, die immer niedriger werden, bis zuletzt einige kriechende Alpenweiden und Zwergbirken der letzte Holzwuchs sind. Die Gebirge der unfruchtbaren Kjölen und Nordfelsen erheben sich ohne Anmuth, schroff und schauerlich mit ihren finstern Granitzacken und Fjällarn oder Gletschern in den Himmel, fünf bis achttausend Fuß hoch über dem Spiegel des Meeres.

Am Fuße dieser Gebirge, an den Ufern der Seen und wilden Elven oder Felsenbäche und längs den Fiörden (Buchten) am Meere, wohnen die **Lappen** und **Finnlappen**. Die ungeheure, vielgezackte Bergkette der hohen Kjölen scheidet die norwegischen Lappmarken von den übrigen. Das Volk ist arm, roh und zerstreut lebend, ohne Ackerbau, ohne Viehzucht. Die Einen wohnen in festen, aus Rasen erbauten Hütten, wo sie der Fischfang zu bleibenden Stätten einladet; die Andern führen nomadisches Leben unter runden Gezelten, bald auf den Höhen, bald in den Thälern, wo sie für ihre Rennthierheerden Nahrung, oder gegen die Strenge des Winterfrostes Holz finden. Es fehlt nicht an mancherlei Wild, das ihnen Fleisch und Pelzwerk liefert. Das Rennthier gibt kräftige Milch und Käse; dabei hilft es zum Fortführen der menschlichen Habseligkeiten auf Reisen. Gemahlene Fohrenrinde (pinus silvestris) mischt der Finnlappe unter das Brod; das nahrhafte Isländermoos, welches alle Felsen bedeckt, dient, wie dem Rennthier, auch dem Menschen zur Speise. Den Mangel des Obstes ersetzt die ungemein schmackhafte, saftige nordische Brombeere (rubus arcticus), welche auch in den kältesten Gegenden grünt. Flüchtig, aber heiß und das Pflanzenthum schnell belebend ist der Sommer; die langen Winternächte werden vom Schneeglanz, Mondenschein und Nordlicht fast zur Tagesheiterkeit. — Gewöhnlich hat eine Haushaltung, aus zehn, zwanzig und dreißig Personen bestehend, zum sommerlichen Nomadenzug einen eigenthümlichen Bezirk des Landes, den kein Nachbar verletzt. Und immer kommt die wandernde Familie einmal im Jahre auf einen und denselben Platz zurück.

Die Menschen, so karg auch die Natur des Landes gegen sie zu sein scheint, sind glücklich; denn sie sind frei, genügsam und haben ihre Nahrung. Sie zahlen beinahe keine Abgaben, und stellen ihre junge Mannschaft nicht in den Kriegsdienst. Sie sind von gesundem, kräftigem Gliederbau, selten über fünf Schuh groß, ziemlich gewandt, gute Pfeilschützen, und erreichen gewöhnlich bei ihrer einfachen Lebensart ein hohes Alter. Ohne Tücke, gutmüthig, gastfreundlich, sind sie beim Anblick eines Fremden wohl etwas scheu und argwöhnisch, nie aber, sobald sie ihm vertrauter werden, ungefällig. Wie alle Bergvölker und Nomaden halten sie fest an ihren uralten Sitten und Meinnngen.

Schon früh hatte man von Norwegen und Schweden aus versucht, ihnen Begriffe des Christenthums zu geben, die aber wenig fruchteten. Jubmel blieb ihnen das höchste Wesen, der Schöpfer aller guten Gaben; Perkel der Urheber alles Bösen. Sie verehren den einen eben so sehr aus Furcht, als den andern aus Liebe, ungefähr wie viele Christen den Teufel und Gott. Dabei bewahrte sich ihnen eine lange, nordische Sage von Göttern und Halbgöttern, unter denen auch noch Asjik, der an die Asen der Edda mahnt, und Thor erscheint. Auch diesen bringen sie, im Staub gebeugt, ihre Opfer, nämlich Knochen und Hörner ihrer Rennthiere, eine Speise die ohnehin den Menschen zu hart ist und daher wohl den Göttern zusteht. Außerdem sind die guten Finnlappen schwerlich um vieles abergläubiger, als unser Pöbel in Sammet, Seiden und Zwilch. Statt aus Kaffeesatz, Bibelstellen, Spielkarten, wahrsagen sie sich mit der kleinen Zaubertrommel die Zukunft; und statt zu Scharfrichtern, Wasserbeschauern, Wunderärzten und Kapuzinern, gehen sie zu ihren Zauberern, deren Zahl sich aber von Tag zu Tag mindert.

Als die Lappmarken an die schwedische Krone kamen, wollte man sie christlich machen. Man zwang sie einiger Orten, ihre Kinder taufen und ihre Ehen von Priestern segnen zu lassen; lehrte sie vor Kreuzbildern knien, und das war ihr Christenthum. Gustav I., König von Schweden, schickte dann Priester unter sie, und baute ihnen in der Stadt Pitea in Westerbottn sogar eine Schule. Karl IX. ließ in den weitläufigen Ländern einzelne Kirchlein aufrichten; Gustav Adolf ließ lappländische Schulbücher für sie drucken; und Königin Christina versorgte sie mit ordentlichen, wohnend bleibenden Pfarrern. Alle diese Anstalten aber waren äußerst mangelhaft. Wegen der verschiedenen lappländischen Mundarten verstanden wenige Leute die Sprache der Schulbücher, und wegen der Größe des Landes, in welchem am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts erst dreizehn Kirchlein standen, lebten und starben Tausende, die nie eines der Kirchlein gesehen.

Erst König Friedrich I. von Schweden betrieb im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts das Werk der Bekehrung ernster, doch etwas barsch. Denn welcher Lappe nicht alljährlich beim weltlichen Richter einen Schein des Pfarrers vorweisen konnte, dem Gottesdienst und Abendmahl beigewohnt zu haben, ward zu öffentlichen Arbeiten verdammt. Auch wurde im J. 1738 die Bibel ins Lappländische übersetzt, und eine besondere Sendungsanstalt gestiftet, wozu man bald ein Vermögen von 300,000 Thalern sammelte. So gelang es, daß im Jahr 1750 das gesammte schwedische Lappland zwölf Haupt-, acht Tochterkirchen und sechs Schulen besaß. Nur die kaitomischen Lappen in der Luleamark, gerade unter dem Polkreise wohnend, bezeugten sich am störrigsten, bis der wackere Peter Högström Muth und Geduld genug hatte, ihr Apostel zu werden. Er, der alle Lappländer, wie wir aus seiner Beschreibung des Landes wissen, für Nachkommen der in die babylonische Gefangenschaft geführten Hebräer hielt, — der Einfall war seltsam genug! — reisete mit ihnen nomadisch umher, und gewann sie nach und nach.

Die norwegischen Lapp- und Finnländer wurden ungefähr in derselben Zeit, wie ihre schwedischen Nachbarn, mit Einführung christlichen Unterrichts bedacht. Der dänische König Friedrich IV. ließ den häuslichen und religiösen Zustand dieser Völkerschaften im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts untersuchen, und errichtete dann im Jahr 1714 eine eigene Anstalt zur Bekehrung der Heiden. Aber mehr, als er, leistete der unverdrossene Muth eines Privatmannes. Thomas von Westen, ein Prediger des Stiftes Drontheim, dessen Gemeinde den Bergketten der Kjölen am nächsten lag, verließ freiwillig sein ruhiges Leben, und begab sich unter die Heiden, ihnen das Wort des Welterlösers zu verkünden. Unterstützt von der Regierung baute er Kirchen und Schulen, und richtete er zu Drontheim eine Pflanzschule künftiger Missionarien ein. Bei seinem Tode im Jahr 1724 hatte die Finnmark schon drei Kirchen, zwei Versammlungshäuser und zwei Schulen, und Nordland zwei Kirchen, zwanzig Versammlungshäuser, achtzehn Schulen. Auch für die Heiden im Amt Drontheim waren Schullehrer und Missionarien.

Seitdem sind mehrere Kirchen und Schulen dort gebaut. — Lappland besitzt gegenwärtig dreizehn Hauptkirchen, zehn Tochterkirchen und sieben Schulen. Es hat in der Sprache des Volks lutherische Gesangbücher, Katechismen, kleine Erbauungsschriften und Erklärungen der Evangelien gedruckt, und von der Bibel allein drei Uebersetzungen. Ganz vorzüglich verdient machte sich in dieser Hinsicht die seit Anfang des Jahres 1808 gestiftete evangelische Gesellschaft von Schweden; nicht minder die aus derselben im Jahr 1816 hervorgegangene schwedische Bibelgesellschaft zu Stockholm, mit ihren Hilfsgesellschaften zu Gothenburg, Lund, Westeräs, Wisbye, Skara, Wexiö und Nerike. Auch müssen an der Hochschule zu Upsala beständig zwölf junge Männer auf königliche Kosten zu Predigern für die Lappfinnen gebildet werden.

Das altnordische Heidenthum ist bei jenen Nomaden beiweitem noch nicht ausgetilgt, so wenig, als bei ihren Nachbarn, den am nördlichsten wohnenden Finnen, die sich, wie jene, in freier Wilde umhertreiben. Wie die schwedischen, sorgen aber auch die russischen Bibelgesellschaften redlich für Verbreitung der ältesten Urkunden des Christenthums bei den russischen Lappen und Finnen. Noch im Jahre 1815 wurden an siebentausend Bibeln unter die letztern vertheilt. Und so ist vorauszusehen, daß auch dort sich der Menschengeist gemach zu seiner Würde erheben werde.

---

4. Beschluß.

Wie rauh auch Himmel und Erde unter dem Polkreise sein mögen, ist dennoch nicht zu bezweifeln, daß das Christenthum, indem es die Sitten veredelt, die Empfindungen reinigt, den Gedanken freier macht, und der Jugend in vermehrten Kirchen und Schulen gleichsam eine neue Welt von Begriffen mittheilt, auch hier seine wohlthuenden Wirkungen äussern, und selbst den Zustand des Volks in bürgerlicher Hinsicht verbessern werde.

Der Finnlappe ist wie jeder Hirt, wie jeder Bergbewohner und Nomade, unerschrocken vor Mühseligkeiten, welche die Natur beut; aber scheu vor Arbeit, welche sich der Mensch freiwillig auflegt, um sein Verhältniß zu verbessern. Nur, zu welcher Gattung Gewerbfleißes ihn die Noth treibt, schreitet er; das Mehr dünkt ihn Thorheit. Nichtsthun gehört zu seinen besten Genüssen. Bei dieser Lust zur Trägheit, bei der Einfachheit seiner täglichen Beschäftigungen und gesellschaftlichen Verhältnisse, versinkt auch sein Geist in eine Art Halbschlafs. Was er zu thun hat, bedarf kaum des Nachdenkens. Seine Rennthierheerden versorgen ihn mit Allem. Er hat an diesen nützlichen Geschöpfen eine Art Ueberfluß, so daß er sich kaum die Mühe gibt, die zu seiner Heerde gehörigen Stücke zu zählen. Entsteht Mangel, gewähren ihm Fischfang und Jagd Aushilfe. Das Beispiel landwirthschaftlicher Thätigkeit, welches einige hieher geschickte deutsche, schwedische und finnische Ansiedler geben sollten, denen man zur Beförderung des Ackerbaues und der Viehzucht mancherlei Vorrechte gewährt hat, fruchtete wenig, den Lappländer aus dem Geleise herkömmlicher Lebensweise hinwegzulocken. Dies Beispiel war noch dazu selten ermunternd, weil die fremden Ansiedler meistens selbst unwissende, arme Bauern waren.

Es gibt drei Wege, die Thätigkeit und das Leben eines Volkes zu wecken. Entweder, daß man ihm neue Arten des Bedürfnisses mittheile, zu deren Befriedigung es einer größern Kraftanstrengung erfordert; dies ist der Weg der Sittenvergiftung, welchen gewöhnlich kaufmännische Nationen einschlagen, um genügsame, harmlose, freie Völker zu Sklaven des Handelsgeistes zu machen. — Oder daß ein großes, allgemeines Elend, durch einen Krieg, durch gewaltthätige Zerstörung alter Rechte und Ordnungen, die Menschen aus dem langen Schlummer rüttle. Wer möchte dies schreckliche Mittel empfehlen? — Oder daß man durch verbesserten öffentlichen Unterricht den Geist nachfolgender Geschlechter zur Selbstthätigkeit reize. Ein einziger neuer Gedanke, welcher mit überzeugender Gewalt das ganze Wesen einer Nation durchdringt, ist genug, die größten Verwandlungen seines sittlichen, häuslichen und bürgerlichen Zustandes zu bewirken. Und welcher Gedanke ist dazu mächtiger, als der höchste, der göttlichste, den Jesus gab? Das hat die Geschichte von fast zwei Jahrtausenden beurkundet. Wo das Christenthum diesen Einfluß nicht äußert, ist's ein Beweis, daß dasselbe seiner ursprünglichen Reinheit verlustig geworden, und in todte, kirchliche Werkseligkeit, in leeres Außenwesen oder in unfruchtbaren Wortkram dogmatischer Spitzfindigkeiten und Meinungen übergegangen ist.

II. Asien.

1. Blick auf die erste Ausbreitung und nachmalige Verdrängung des Christenthums in Asien.

Im Morgenlande war vor der Zeit der Alles verwildernden Völkerwanderungen das Christenthum nicht minder vorgeschritten, als in Europa. So weit sich der Zepter römischer Cäsaren erstreckte, galt nur das Evangelium; die Heidenschaft lag verachtet, oft mit allen

Ausschweifungen frommer Wuth verfolgt. Im gesammten Kleinasien, tief ins Innere Arabiens wurde das Wort Jesu gelehrt. Auch in Armenien, und selbst in Persien, bildeten sich während des vierten Jahrhunderts zahlreiche Gemeinden um das Licht des bessern Glaubens. Die Begeisterung einzelner Männer, in die Fußtapfen der ersten Boten Jesu einzutreten und fernen Gegenden den wahren Gott zu verkünden, war kaum in Europa lebendiger gesehen, als in Asien. Man hat hohe Wahrscheinlichkeit dafür, daß der Syrer Mar-Thomas schon im fünften Jahrhundert bis Hindostan und zu den malabarischen Küsten gekommen sei und gepredigt und getauft habe. Gewisser noch ist, daß die wilden Horden, welche zwischen dem Kaukasus und schwarzen Meere lebten, ungefähr ein Jahrhundert später, durch Sendungen aus Konstantinopel bekehrt worden sind.

Vor Allem bewies sich jene Kirchpartei zur Verbreitung des Christenthums in Asien am thätigsten, welche von Nestorius, einem Patriarchen Konstantinopels, gestiftet worden war. Dieser Bischof hatte nämlich mit seinem Gegner Cyrillus über den der Jungfrau Maria gegebenen Beinamen einer Gottesgebärerin, und ob in Christo zwei Personen auf geheimnißvolle Weise vereinigt wären, einen Streit geführt, der, wie thöricht er auch war, doch bald der Streit der ganzen christlichen Kirche, wenigstens ihrer Lehrer, ward. Darüber hatten sich die Bekenner des Evangeliums getrennt; nicht Güte, nicht Gewalt, nicht kaiserliche Befehle konnten nachmals die Entzweiten wieder vereinigen. Die Nestorianer, welche ihrer Vorstellung von der Zweiheit der Person in Christo, dem Gott und dem Menschen treu blieben, waren in Asien die zahlreichsten. Durch Bekehrungseifer unter den Heiden erweiterten sie in diesem Welttheile die Zahl ihrer Glaubensgenossen, die im Abendlande verhaßt blieben. Nestorische Christen durchzogen Persien, die tatarischen Steppen, und drangen bis China. Im eilften Jahrhundert wurde von nestorisch-christlichen Metropoliten und Bischöfen in der kleinen Bucharei oder Kaschgar, in Turkestan, selbst im tibetischen Gebirge gehört. Man zweifelte kaum noch, daß binnen wenigen Jahrhunderten die gesammte asiatische Menschheit sich im Geiste Jesu erheben und heiligen würde.

Aber Alles verwandelte sich plötzlich mit der Erscheinung Muhameds, des Propheten von Mekka. Arabien wandte sich seinen Wundern oder seinen schmeichelnden Lehren, und dem Glück seiner Waffen zu. Das Christenthum ward dort, bald auch in den angrenzenden Ländern, ausgerottet. Diese Siege der begeisterten Anhänger des Koran schienen zugleich das Wohlgefallen des Himmels und die Wahrheit einer Religion zu beurkunden, welche, dem Gefühl barbarischer warmblütiger Morgenländer zusagend, eine Großmuth athmende Sittenlehre mit Einfalt drr Glaubenssätze, und Vertrauen in die unwiderruflichen Beschlüsse des höchsten Wesens mit Kriegerruhm und Lebensgenuß vereinigte. Das geschah, während das Christenthum jener Gegenden und Zeiten nur noch mit todten, gottesdienstlichen Kirchengebräuchen gelehrte Künsteleien und spitzfindige Meinungen der Schriftausleger darbot. Der Geist des Weltheilandes war, im Streit um die Beschaffenheit seiner Person, vergessen. Der unversöhnliche Haß der

Kirchparteien erleichterte die Fortschritte der Sarazenen, und jauchzte mehr zum Fall der christlichen Gegner, als er vor den Triumphen der ungläubigen Araber zitterte. Die Nestorianer geriethen sogar nicht ohne Grund in Verdacht verrätherischer Mithilfe, daß die Kalifen Abubekr, Omar und Othmann so wunderbar schnell Syrien, Phönizien, Palästina sammt Jerusalem, ganz Kleinasien und selbst Persien unterjochten, und zum Glauben ihres Propheten zwangen. Aber mehr als nestorischer Haß, beförderte die Erbärmlichkeit der griechischen Kaiser zu Konstantinopel den Untergang des griechischen Reichs und des Christenthums. Die unermeßlichen Anstrengungen Europa's in den Kreuzzügen konnten beides nicht retten.

Noch lange hat inzwischen durch das Innere von Asien die nestorische Kirche geblüht. Man kannte sie in den hohen Tatareien; man kannte sie in Hindostan; am Hofe des Moguls selbst; und China zählte noch im dreizehnten Jahrhundert viele christliche Gemeinden. So bedeutend waren oder schienen Nestors Jünger damals, daß drei römische Päpste ihnen Gesandte zuschickten, um sie zu bewegen, sich mit der abendländischen Kirche zu vereinigen. Auch verfertigte ihnen Johann a Monte Corvino Psalmen und Schriften des neuen Bundes in tatarischer Uebersetzung. Eins war damals billig zu beklagen, daß den nestorischen Christen während ihrer Glückszeit nicht gelungen war, in Türkestan, in den Steppen von Khorasan und Bokhara ein Volk zum Glauben an Christum zu führen, welches bald ganz Asien mit seinen Schrecken und Siegen erfüllte.

Dies waren die Türken. Sie, welche bald auch die Zerstörer der arabischen Kalifate wurden, Persien und Kleinasien ihrer Gewalt unterwarfen, und Europa bedrohten, hatten sich zu Muhameds Lehre gewandt, und unduldsamer als die Araber selbst, die Christen aller Orten zum Gegenstand eines grausamen Hasses gemacht. Durch sie büßten selbst die Nestorianer viel von ihrer Ausdehnung und ihrem Ansehen ein, zumal im abendländischen Asien. Fester standen sie in den Gebieten der Mongolen. Ja, als diese im dreizehnten Jahrhundert, unter der Anführung ihres gewaltigen Dschengiz-Khan, und unter dessen Nachfolgern, ihre Herrschaft von den Grenzen China's bis Syrien und weiter ausbreiteten, schienen die Siege der schrecklichen Barbaren zugleich Siege für das Christenthum zu werden. Man sagt sogar, Mangu, des Dschengiz-Khan Enkel, sei schon Christ gewesen, er, der Bagdad eroberte und über den Euphrat schreitend, Kleinasien und Syrien erschütterte.

Bald aber kam ein Gewaltigerer über sie Alle. Im Innern der Tatarei, im Dschagatai, welches an die persischen, chinesischen und indischen Grenzen rührt, erhob sich einer der Emirn, Timurlank und ward ein neuer Dschengiz-Khan. Im Lauf seiner glücklichen Waffen zerstörte er eine ganze Kette von alten und neuen Thronen, und als Eiferer für den Koran seines arabischen Propheten alle Tempel und Altäre der Christen. So furchtbar vollendete er sein Werk, daß man im fünfzehnten Jahrhundert kaum noch einige Spuren des nestorischen Christenthums im mittlern und hohen Asien sah. Neben dem alten Heidenthum der Wildnisse war die Religion Muhameds, Lama's und Brama's die alleinsiegreiche geworden. China zeigte

nur noch bedeutungslose und verachtete Ueberbleibsel von der Nestorianer ehemaligen Herrlichkeit. Das christliche Königreich Jerusalem, das am Schlusse des eilften Jahrhunderts von der schwärmerischen Tapferkeit europäischer Kreuzfahrer gestiftet worden, hatte längst schon wieder sein Ende erlebt. Die Bekenner des Evangeliums lebten einzeln, zerstreut und geschmäht in den verschiedenen Gegenden Armeniens, Syriens und Kleinasiens unter türkischer Gewaltsherrschaft, die sich selbst über Konstantinopel und Griechenland, bald bis zur untern Donau gegen das Innere Europens ausdehnte.

---

2. Zustand der Kirchparteien im türkischen Asien. — Katholiken, Griechen, Maroniten u. s. w. Ihre Verwilderung.

Noch heute beherrscht der Großherr zu Konstantinopel eine Länderstrecke von mehr denn vierundzwanzigtausend Geviertmeilen im abendländischen Asien. Von den eilf bis zwölf Millionen Seelen, welche diese Gegenden unter türkischer Hoheit bewohnen, sind kaum zwei Millionen Christen. Sie leben unter dem Stolze der Türken verachtet, aber mit edelmüthigerer Duldung behandelt, als die Protestanten in Spanien und Portugal und andern katholischen Ländern, oder als in manchen protestantischen Gegenden Europens die Katholiken. Aber, wie in Europa, machen sich auch in Asien die christlichen Kirchparteien durch ihren gegenseitigen Haß verächtlich; durch ihren gegenseitigen Bekehrungseifer lächerlich. Nicht selten müssen die türkischen Schildwachten beim heiligen Grabe zu Jerusalem, wie uns neuere Reisende erzählt haben, die christlichen Andächtigen mit dem Stock zur Ordnung bringen, wenn diese voll eifersüchtiger Frömmigkeit untereinander zum Handgemenge kommen, und der nestorische Christ den katholischen verhöhnt, oder der katholische den griechischen.

Die Katholiken haben unter großherrlichem Schutze in Kleinasien, besonders im heiligen Lande, mehrere zerstreute Gemeinden und Klöster, die, so wie die Katholiken der europäischen und afrikanischen Türkei, unter kirchlicher Leitung von zehn Bischöfen und zwei Erzbischöfen ihres Glaubens pflegen. Von Mesopotamien, Bagdad und Bassora aus wurden bisher die meisten katholischen Bekehrungsanstalten auf die Syrer und Chaldäer gerichtet. Ihre Seelenzahl ist so wenig, als die der nestorischen Christen und die der Jakobiten, bekannt, welche weit umher bis in Arabien und Persien leben, und sich noch seit einem Jahrtausend über die Naturen und Willen in Christo, so wie über ihre gottesdienstlichen Einrichtungen, untereinander nicht verständigen können. Der in seiner Würde erbliche Patriarch der nestorischen Christen hat seinen Sitz zu Coch-Hames, in den Gebirgen des nördlichen Kurdistans. Mehr dem Anführer eines kriegerischen Stammes, als dem Vorsteher einer Glaubenspartei gleich, übt er Macht über Tod und Leben seiner Untergebenen.

Im Kloster Der-Saaferan, drei Meilen von der mesopotamischen Stadt Mardin, wohnt der Patriarch der syrischen Jakobiten, welcher einundzwanzig Bisthümer unter sich hat. Diese Jakobiten sind roh und unwissend, wie ihre Priester. Der Bischof von Hkesn, zwischen

Mardin und Jezira am Tigris, ist einer der berühmtesten Räuber seiner Horde. Selbst wenn er die Messe lieset, nimmt er die Flinte mit sich zum Altar.

Zahlreicher sind die Maroniten, besonders am Gebirge Kesroan, einem Zweige Libanons. Ihre vielen Pfarreien, deren man gegen zweihundert zählt, verbreiten sich durch Syrien über Haleb und Damask. Zinsbar den drusischen Emirn sind sie deren angesehenste und treueste Diener. Auch ist das maronitische Christenthum fortdauernd unter den Drusen wachsend. Es wird selbst behauptet, daß Ubschir, der Drusen-Emir (im Jahr 1811) Christ sei, wenigstens im Herzen. Die Katholiken betrachten die Maroniten übrigens, als ihre Angehörigen und Zugewandten, weil dieselben den römischen Papst als Oberhaupt ehren, der ihren Patriarchen, die sie wählen, Bestätigung gibt. Noch im Jahr 1818 erschien Giarve, ihr Erzbischof von Jerusalem, zu den Füßen des heil. Vaters in Rom, und erbat vom König von Frankreich eine syrische Druckerei für sein Kloster auf Libanon. Eben so werden auch viele von den zerstreuten Ueberbleibseln der nestorischen Kirche, aus gleichen Ursachen, für gute Katholiken gehalten.

Am zahlreichsten sind die armenischen, mehr noch die griechischen Christen durch das türkische Reich in Asien verbreitet. Das Haupt der alten armenischen Kirche hat seinen Stuhl aber nicht auf türkischem, sondern persischem Boden, im Kloster der „Herabkunft des Eingeborenen" oder Idschmiassin in Erivan. Da führt der Patriarch den Namen eines „Hugas Kathaltos", das heißt eines Kaisers der Erwählten, und ertheilt in heiliger Machtvollkommenheit seine Befehle den Erzbischöfen der armenischen Kirche zu Ajas in Karamanien, zu Agtamar im turkomanischen Salzsee Wan, und zu Konstantinopel, so wie den vielen untergeordneten Bischöfen und Klosteräbten Syriens und des übrigen Kleinasiens. Das Oberhaupt aber des katholisch-armenischen Glaubens wohnt zu Konstantinopel, so wie das des katholisch-syrischen auf dem Berge Libanon, und das des katholisch-chaldäischen zu Diarbekir. Die Kirche der katholischen Chaldäer ist jedoch im traurigsten Verfall.

Hingegen das Oberhaupt der griechischen Kirche, soweit sich dieselbe unter türkischer Botmäßigkeit ausdehnt, hat seinen Wohnsitz zu Konstantinopel als Erzbischof von Stambul und ökumenischer Patriarch über die Patriarchen von Antiochien, Alexandrien und Jerusalem, über mehr denn zwanzig Metropoliten und eben so viele Erzbischöfe, über hundert und zwanzig Despoten, das heißt Bischöfe, und über zahllose Archimandriten, Igumenen, Papa's, Diakonen u. s. w.

Unbedeutend ist die Zahl protestantischer Gemeinden im türkischen Reiche. Doch fehlen sie nicht ganz. Nicht nur zu Konstantinopel, sondern selbst im Innern Syriens, zu Haleb, findet man Kirchen und Schulen der Reformirten und Lutheraner.

Der Bekehrungseifer der Christen, insofern er sich gegen die Bekenner des Korans zu richten wagt, ist lebensgefährlich; daher kaum bemerkbar; überhaupt nicht groß. Allenfalls predigt man wohl den Juden das Evangelium, aber ebenfalls ohne reiche Frucht. Jene

Missionsanstalt, welche in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der hallische Professor Callenberg zur Bekehrung der Muhamedaner gründen half, erstreckte ihre Wirksamkeit nur äusserst schüchtern gegen Kleinasien. Höchstens streute man in Konstantinopel, Smirna und Haleb einige tausend Stücke des übersetzten neuen Testamentes, oder des kleinen Katechismus von Luther aus. Ungefähr darauf beschränken sich auch gegenwärtig noch die Bemühungen der britischen und russischen Bibelgesellschaften.

Vielleicht wäre es das größte Verdienst um die christlichen Kirchen des türkischen Asiens, wenn man damit begönne, diese selbst erst zum Christenthum zu bekehren. Denn beiweitem der größte Theil dortiger Christen aller Kirchparteien lebt in tiefer Unwissenheit und sittlicher Verwilderung. Priester wie Laien sind meistens in allen Schlamm eines rohen Aberglaubens versunken, den sie Religion heißen. Die Türken selbst sind oft edler, vernünftiger und religiöser. Das Gemälde, welches uns einer der neuesten, redlichsten und sinnigsten Reisenden, Meyer von Arbon*), von den Griechen gegeben hat, mag es erklären, daß die Türken im Abscheu vor dem Christenthum wachsen müssen, wenn sie die Ruchlosigkeit derer täglich vor Augen sehen, die sich Christen nennen.

Die christlichen Mönche im türkischen Asien leben größtentheils nur vom dummen Aberglauben ihrer Gläubigen, und besonders die zu Jerusalem, von den Wallfahrten morgenländischer und abendländischer Pilger. Nur allein das Kloster zum heiligen Grabe verkauft jährlich für fünfzigtausend Piaster Reliquien, Rosenkränze, Agnus Dei, Kruzifixe und Amulette aller Art. Mehrere hundert Kisten voll solcher Waare werden jährlich weit umher versandt; und selbst muhamedanische Familien ernähren sich durch Verfertigung dieser Artikel für die Klöster. Die Feierlichkeit am Palmsonntage, wenn sich Männer, Weiber, Kinder, alle nackt öffentlich in den Jordan stürzen; oder am Abend vor Ostern, wenn Griechen, Armenier und Katholiken, wie rasend, mit „Huja"-Geschrei um das heilige Grab laufen, springen, kriechen; oder mit Wuth zum Grabe drängen, um da ihre Kerzen am heiligen, vom Himmel gefallenen Licht anzuzünden, muß die Türken mit Verachtung erfüllen.

In Syrien und im größern Theil Kleinasiens gelten die Christen, besonders Griechen und Armenier, für die verdorbensten, arglistigsten Menschen. Sie selbst haben im Durchschnitt mehr Achtung und Vertrauen gegen die Muhamedaner, als zu sich selbst, und am wenigsten gegen diejenigen, welche fleißig nach Jerusalem oder andern Andachtsorten pilgern. In letzterm stimmen sie mit den Verehrern Muhameds ziemlich überein, welche, ob sie gleich eine Fahrt nach Mekka für verdienstvoll halten, das Sprüchwort haben: „Hüte dich vor dem Nachbar, der in Mekka war; und war er zweimal da, verkaufe dein Haus und zieh von ihm!" —

Vielleicht daß die Vertheilung türkischer, armenischer, syrischer und arabischer Uebersetzungen der Bibel zur Wiederherstellung des Christenthums in jenen Gegenden etwas beiträgt. Der

*) Schicksale eines Schweizers während seiner Reise nach Jerusalem u. s. w. St. Gallen 1815. 3 Bde. Ein Werk, welches Niemand ohne lebhaftes Vergnügen, ohne reiche Belehrung lieset.

gegenwärtige ökumenische Patriarch und Erzbischof von Konstantinopel, Namens Cyrillus (im Jahr 1814) hat wenigstens seine patriarchalische Erlaubniß zum Verkaufen und Lesen der Bibel unter den Griechen gegeben. Es gibt selbst Bischöfe und Erzbischöfe, welche bisher von den heiligen Schriften der Christenheit nichts, etwa den Inhalt der vier Evangelien kannten. Noch weniger wußten andere Griechen und Armenier von ihres Glaubens schriftlichen Quellen. Nur zu bedauern ist, daß diese Leute selten gute Schulen haben, und, wenn sie allenfalls die Kunst des Lesens verstehen, selten Neigung zum Lesen empfinden. Sie überlassen dies ihren Geistlichen, und diese sehen lieber auf Gaben und Opfer, die ihnen gebracht werden, als auf Frömmigkeit der ihnen vertrauten Heerden. Bekannt ists, daß selbst der Patriarch zu Konstantinopel seine christliche Ehrenstelle, die ihm den Rang eines Pascha von zwei Roßschweifen gibt, um hunderttausend Piaster vom Sultan erkaufen, und darauf denken muß, die Summe wieder in dem heiligen Schatz herzustellen.

---

3. Das Heidenthum Sibiriens und der russischen Staaten. — Mangelhafte Bekehrungsanstalten. — Die Klosterschulen. — Die Missionen.

Der weitläufige Norden Asiens, dem russischen Zepter unterthan, ein Flächenraum von beinahe 280,000 Geviertmeilen, groß genug, daß man den ganzen Welttheil Europa, und wäre er um die Hälfte größer, hineinlegen könnte, ist noch heutiges Tages von vielen heidnischen Völkerschaften bewohnt, welche in ursprünglicher Wildheit leben. Dies ungeheuere Gebiet, von kaum neun Millionen Menschen bewohnt, liegt noch größtentheils als eine schauerliche Einöde da, voller unübersehbaren Steppen, deren Salzboden kein Baum verschönt, oder voller Moorgründe und endlosen Waldungen, in deren Inneres selten ein Sterblicher drang. Die todte Wildniß wächst mit jedem Schritte gegen den Polarkreis, wo das Erdreich alles Anbaus immer unfähiger wird, bis Thier und Mensch unter dem rauhen Himmel im stündlichen Kampf mit der Natur unterliegen. Es ist nichts Unbekanntes, daß die sibirischen Sommermonde zuweilen noch Schneeflocken herabschütten, und in den Wintern von Nertschinsk und Tobolsk das Quecksilber zur harten Masse erstarrt, die sich in Bleche verhämmern läßt.

Der größere Theil der Völkerschaften führt irres Nomadenleben, frei und roh, unter wandelbaren Zelten und Jurten, in Höhlen und Erdhütten, mit Räuberei, Viehzucht, Jagd und Fischerei beschäftigt. Manche, von den Sorgen um ihre Lebenserhaltung niedergedrückt, ohne Ahnung eines bessern Zustandes, brüten in dumpfer Gedankenarmuth über die Fristung ihres kläglichen Lebens hin, und wie das Thier, nur den ersten Naturtrieben folgend. Andere haben sich zu religiösen Vorstellungen aufgeschwungen, oder sie von ihren Altvordern ererbt; aber diese Vorstellungen sind dürftig und ungeschlacht, wie ihre Lebensweise, ein Heidenthum, welches die Mißgeburt des allerrohesten Verstandes heißen kann. Andere noch tragen wohl Zeichen des Christenthums und Namen von Getauften, ohne einen auch nur dunkeln Begriff vom Glauben der Christen zu kennen. Sie sind Heiden und den Göttern ihrer Alten treu, und werden es

lange noch sein. In spätern Zählungen fand man gegen eine Million der Fetischen- und Feuer-Anbeter; außerdem vom lamaischen Gottesdienst bei 300,000 Unterthanen, ungerechnet noch die Verehrer des Koran, deren bei drei Millionen dem russischen Zepter in Asien gehorchen.

Schon im vorigen Jahrhundert geschahen mannigfache Versuche, das Christenthum durch die Tatareien und die Einöden Sibiriens zu verbreiten. Aber die wenigsten zeigten löbliche Frucht; auch waren die wenigsten mit Klugheit und reinem Christensinn unternommen. Philophei, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts griechischer Erzbischof zu Tobolsk, sandte mehrere seiner Geistlichen zu den mongolischen Stämmen und deren Kutuchten, oder lamaischen Oberpriestern, doch ohne Erfolg. Er selbst begab sich endlich, frommen Eifers voll, im Jahr 1712 zu den Ostjaken, die in den Wildnissen am Obi von Jagd, Vogelfang und Fischerei leben. Er nahm mehrere Priester mit sich und russische Soldaten. Er drang in die Jurten der furchtsamen Leute; bestritt deren Schamanen oder Zauberer; verbrannte die Hausgötter, schlechtgeschnitzte, hölzerne Puppen mit Lappen behängt; schlug die heiligen Bäume um; verbot Vielweiberei und Genuß des Pferdefleisches; empfahl die Beobachtung der griechischen Fasten und das Tragen des Kreuzes, und taufte dabei fleißig. Oftmals ließ er ganze Haufen der Widerspenstigen durch seine Kriegsknechte ins Wasser treiben, wo sie dann die Taufe empfingen, gern oder ungern.

Ungefähr auf ähnliche Weise wurden von Andern in andern Gegenden Bekehrungsversuche gemacht, bei den weichlichen, trägen Buräten, die in ihren Filzhütten vom Jenisei bis zu den Grenzen China's den guten Geist Oktorgon Burchan, und den bösen Oködol, nebenbei Gestirne und Hausgötterchen verehren; bei den jagdliebenden Wogulen am nördlichen Uralgebirge, die zu jedem Weidmannsgeschäft eigene Gottheiten anrufen; bei den Tungusen, Wotjäken u. s. w. Daher wars gar nicht unglaublich, als der tobolskische Metropolit Theodor im Jahr 1721 mit Himmelsfreude die Taufe von mehr denn 40,000 Tataren, und ihre in kurzer Zeit vollendete Bekehrung meldete; oder wenn das Kollegium de propaganda fide dem heiligsten Synod zu Petersburg in einer Reihe von acht Jahren (von 1740 bis 1747) die Bekehrung von 295,679 Seelen unter den Wotjäken, Tschuwaschen, Tscheremissen und Mordwinen meldete. Rasch genug gings auch mit dem Taufen der Kalmuken durch den Eifer des astrakanischen Archimandriten Nikodemus Lenkeiawitz; besonders seitdem sich Mursa Tenischnow im Jahr 1732 und endlich sogar die kalmukische Khanin Dshan zu Moskwa im Jahr 1744 das Bad der Wiedergeburt hatte gefallen lassen, wofür sie auch von ihrer Pathin, der Kaiserin Elisabeth, reich beschenkt und in den Fürstenstand erhoben wurde.

Es ist wohl kaum nöthig, über den Geist der meisten jener russischen Apostel und ihrer Bekehrten, und über das Christenthum beider, eine Bemerkung zu machen. Die Reisen eines Gmelin, eines Pallas und späterer Männer geben uns von der finnischen, tatarischen und mongolischen Christenheit unfreudige Schilderungen. Wir erfahren, daß es meistens in größter Noth und Armuth lebende Horden sind, die sich in Hoffnung auf Gewinn taufen ließen; daß sie

durch die sogenannte Bekehrung um nichts christlicher geworden seien, als sie vorher gewesen waren (höchstens machten sie, um den Russen gefällig zu sein, ein paar griechische Kirchengebräuche mit, und feierten sie die Kirchenfeste redlich, weils dabei Bier oder Branntwein zu saufen geben muß). Die wohlhabendern Nationen hingegen, die heerdenreichern Tungusen, die Beltiren u. s. w. verharrten treulich bei ihren Landesgöttern und väterlichen Uebungen. Ja, die Auswanderungen vieler Kalmukken ins chinesische Gebiet sollen eine Folge des Unwillens dieser Mongolen gegen die russischen Priester und deren bewaffnete Diakonen gewesen sein, indem die lamaischen Geistlichen dem Volke den Bekehrungseifer der Russen folgendermaßen erklärten: „Der russische Gott will Geld, der russische Statthalter Brod, der russische Czar Rekruten; darum sollt ihr Christen werden und Ackerbau treiben, wie Gefangene.“

Schonender und vorsichtiger ging man unter der Kaiserin Katharina II. zu Werk. Besonders zweckmäßig war die Anlegung von Pflanzschulen für tschuwaschische, tscheremissische, mordwinische, kalmukische und anderer tatarischen und mongolischen Stämme Knaben, die man unterrichtete, um sich ihrer nachher als Lehrer und Priester unter den Nomaden zu bedienen. Dergleichen wurden zu Irkutzk, bei Kasan und andern Orten begründet; auch die Jesuiten blieben nicht müssig, Bekehrer in die wüsten Steppen hinauszusenden.

Doch von den Aernten ihrer heiligen Saaten ist wenig namhaft geworden. Indessen darf man glauben, daß nicht alle Mühe eitel gewesen; wenigstens war sie Vorbereitung zum Bessern. Und wie darf man hoffen, sobald große Wirkungen sichtbar werden zu sehen vom Eifer einzelner Menschen, die sich in der Menge der verschiedenen Völkerschaften auf so ungeheuern Räumen wie unbeachtete Punkte verlieren? Unter Völkerschaften, die oft ganz zerstreut wohnen, oft ohne bleibende Stätte sind, und noch Mangel an der ersten, nöthigen Vorbildung ihres Geistes leiden! Immer stehen die religiösen Begriffe der Nationen im gleichen Verhältnisse mit ihren übrigen Begriffen. Daher findet man auch im Innern Asiens wohl noch Christen aus alter Zeit, wie die Awchasen, im russischen Georgien, oder bei den Lesgi, in deren Thälern und Bergen am Strom Koisu noch die unzweideutigen Ueberbleibsel der alten Avaren und Hunnen erblickt werden, welche ausser der gottesdienstlichen Sonntagsruhe und den langen Fasten der griechischen Kirche keine andere Uebungen des Christenthums kennen. Eben so werden muhamedanische Völkerschaften angetroffen, die außer dem Abscheu vor Schweinefleisch und starken Getränken, und außer der Beschneidung, wenig von Muhameds Glauben wissen. Auch jüdische Tataren werden z. B. im Khanat von Kuba gefunden, die von Moses Satzungen wenig behalten haben. Sie sind allzumal Heiden wie die übrigen, — wie die Mongolen in den Sandebenen Chilgontui's, in denen sich deren berühmtester Datsan oder Tempel erhebt, und welchen in den Tropfsteinhölen des hohen Uda-Gebirgs die Heimath aller guten und bösen Geister ist.

Es werden Jahrhunderte verstreichen, ehe alle jene uns Europäern zum Theil noch wenig bekannte Völker Nord- und Mittelasiens eine höhere Stufe öffentlicher Gesittung einnehmen. Die Natur ihrer Himmelsstriche selbst und die daraus entspringende Lebensart hindert sie daran.

Das Beste muß dazu vom europäischen Rußland aus gethan werden — aber auch dieses steht größtentheils noch weit hinter den übrigen Nationen unsers Welttheils zurück.

Daher verdiente Kaiser Alexander durch sein Bemühen um Verbesserung des Schulwesens den vorzüglichsten Ruhm von allen Freunden der Menschheit. Bekannt ist auch seine schöne Ukase in Betreff der geistlichen oder sogenannten Klosterschulen. Doch sind der letztern gegenwärtig kaum sechzig im ganzen Reiche, die allein einen Aufwand von 360,000 Rubeln erfordern, um sie aufrecht zu halten. Im Jahr 1814 befanden sich darin, und zwar in den sechsunddreißig höhern derselben, welche Seminarien heißen, und von den achtzehn niedern unterschieden werden, wo nur Unterricht im Christenthum, Rechnen und Schreiben ertheilt wird, zwanzigtausend Schüler mit zweihundert siebenundneunzig Lehrern. Auf den geistlichen Akademien zu Kioff, Moskwa, Alexandroff und Kasan zählte man zugleich viertausend Jünglinge mit fünfzig Lehrern.

Neben diesen Bemühungen erwarben sich die russischen Bibelgesellschaften durch Verbreitung der heiligen Schriften in russischer, armenischer, kalmukkischer, grusischer, persischer Sprache u. s. w. großes Verdienst; nicht minder auch die Missionen der erst im Jahre 1796 gestifteten Edinburger Missionsgesellschaft. Es ist merkwürdig, daß von Großbritannien aus, in unserm Zeitalter, wie vor Jahrhunderten im Mittelalter, abermals die meiste Belebung des Eifers zur Bekehrung des Heidenthums, zugleich auch die größte Zahl der Heidenbekehrer ausgeht. Denn dort bestehen gegenwärtig zwölf verschiedene, große, thätige Gesellschaften, das Christenthum in allen Welttheilen zu verbreiten.

Schon im Jahr 1803 reiseten zwei britische Prediger Heinrich Brunton und Alexander Paterson, begleitet von einem jungen Afrikaner, Namens Gillorum Harrison, nach Rußland, um das Christenthum in der Tatarei zu verbreiten. Sie empfingen freundliche Aufmunterung von der Regierung, begaben sich nach Astrakan, und von da nach Karaß, einem tatarischen Dorfe am Fuße des kaukasischen Gebirges, wenige Tagreisen von den persischen, bokharischen und türkischen Grenzen und fast in gleicher Entfernung vom kaspischen Meere und dem schwarzen gelegen. Hier siedelten sie sich in der Nähe der tatarischen Räuberschwärme an. Aber nur Brunton blieb allein da; ward indessen von fünf andern Briten, meistens von fremden Handwerksleuten, in seinem Werk unterstützt. Hier übersetzten sie das neue Testament ins Tatarische und druckten es selbst; kauften den Tataren gefangene Kinder ab, und unterrichteten diese in der tatarischen und englischen Sprache. Mehrmals aber mußten sie von Karaß hinwegflüchten, bald ins russische Kastell Konstantinsgorski, bald in die feste Stadt Georgiewsk, sechs deutsche Meilen von Karaß. Bald war es die Pest, die sie vertrieb; bald feindlicher Ueberfall der Tataren, gegen welche sie weder hinter den Wällen und Pfahlwerken ihrer Niederlassung, noch durch die ihnen ertheilte Schutzwacht russischer Kosaken gesichert waren. Immer aber kehrten sie unverdrossen dahin zurück, wo nebst ihnen noch etwa dreißig deutsche Familien und einige getaufte Tscherkessen und Tataren wohnten. Kaiser Alexander sicherte

ihnen Allen, wenige Tage nach der Leipziger Schlacht, durch eine Ukase an den Oberbefehlshaber in Georgien, stärkern Schutz für die Zukunft zu. Auch geschah in Folge seines Wunsches, daß zween der hiesigen Missionarien, John Mitchel und Karl Fraser, im Brachmond 1814 nach Orenburg reiseten, um dort am Ural eine neue Niederlassung zur Bekehrung der nomadischen Tataren und Muhamedaner zu gründen.

Alle diese und andere Arbeiten zur Versittlichung und Verchristlichung des russischen Asiens schreiten nur langsam, und in ewigem Kampfe mit den Hindernissen fort, welche die Natur der Himmelsstriche und Völkerschaften erzeugen. Selbst die alten Stiftungen der Brüdergemeinde an der Sarpa, wo sie im Jahre 1765 Sarepta anlegten, wirken minder fruchtbar auf die Umgebungen, als man Anfangs erwartet hatte. Die dahin gezogenen Europäer werden, besiegt vom Klima, zuletzt den Asiaten ähnlicher, als die Asiaten den Europäern in Sitte und Art. Sarepta's Brand im Jahr 1812 erschütterte dabei den schön begonnenen Wohlstand der Kolonie nicht wenig.

Man fing schon an die Möglichkeit zu bezweifeln, jemals die kalmukkischen Horden für das Evangelium zu gewinnen. Die Brüdergemeinde zu Astrachan, welche auch eine eigene Schule für Kalmukkenkinder hielt, gab jedoch den frommen Muth nicht auf. Noch im Frühling 1815 gingen zwei Missionarien aus Sarepta, Gottfried Schill und Christian Hübner, von neuem in die Steppen der Kalmukken.

Astrachan, die ansehnliche Stadt auf einer Insel an den Mündungen der Wolga gelegen, mit 70,000 Einwohnern, ward von der mährischen Brüdergemeinde wegen der eigenthümlichen Lage zu einem Mittelpunkt ihrer Missionen erwählt. Denn leichter von hier aus, als anderswo, läßt sich auf Sibirien, die Tatarei, Persien und die Türkei wirken, von welchen Ländern beständig Reisende aller Art gen Astrachan kommen. Bisher ward jedoch wenig geleistet. Die Edinburger Missionsgesellschaft sandte noch im Jahr 1815 zwei ihrer rüstigsten Genossen hieher, das Bekehrungswerk zu erneuern. Die Wildheit des Himmelsstriches, die Rohheit der Völkerschaften, ihr zerstreutes und nomadisches Wohnen, waren die bleibenden Hindernisse am Gedeihn aller menschenfreundlichen Unternehmnngen.

Fast dasselbe läßt sich von jenen zahlreichen Pflanzstätten der Europäer längs den Ufern der Kuma und ihren Nebenströmen im kaukasischen Lande sagen, welche seit dem Jahre 1781 von ausgewanderten Deutschen, Franzosen, Niederländern und Schweizern angelegt wurden. Man nennt solcher Pflanzstätten gegenwärtig dreiundfünfzig. Und über hundert derselben liegen, eben so von Europäern bevölkert, in den Ebenen längs der Wolga. Die letztern wurden nach dem siebenjährigen Kriege gestiftet, und haben sich seitdem, rücksichtlich ihrer Bevölkerung, unglaublich vermehrt, wie ungünstig auch Land und Himmel sind. Denn in diesen öden Ebenen, wo weit umher kein Wäldchen sichtbar ist, kein Berg, kein Hügel; wo man den Kuh- und Pferdemist zu Brenntorfen backen muß, um Feuerung zu haben; wo die wenigen Obstbäume, welche hieher verpflanzt wurden, jeden Winter erfrieren, während die Hitze des Sommers oft

erstickend ist: in diesen Gegenden wohnen demungeachtet bei fünftausend Familien von europäischen Eingewanderten oder Nachkommen derselben, die alle ihr Leben zwar durch das, was sie pflanzen, fristen können, aber auch ohne Aussicht auf höhern Wohlstand bleiben.

Seit dem Jahre 1816 ward Irkutzk im Innern Sibiriens ein neuer Punkt der Missionsanstalten der Briten. Diese Stadt ist als der Stapelort des Handels zwischen Rußland und China anzusehen, und noch größtentheils von Anhängern des lamaischen Glaubens bewohnt. Doch leben dort auch griechische Christen und viele Muhamedaner. Von den benachbarten Völkerstämmen sind die Buräten, mongolischer Abkunft, in ihrer Sprache den Kalmukken ähnelnd, am bedeutendsten; vielleicht mehr noch die Mantschutataren, welche aber unter chinesischer, nicht russischer Hoheit stehen.

Die Kultur des russischen Asiens ist allerdings nur möglich, wenn sie durch den Fleiß europäischer Hände begonnen wird. So lange aber der wildfahrende Geist der ursprünglichen Einwohner nicht durch Unterricht in Schulen entwildert, durch das Christenthum geadelter wird, ist an keine innige Vermischung der Ansiedler und der Barbaren zu denken. Beide werden, immerdar voneinander geschieden, in einer Art feindseligen Verhältnisses stehen, wie die europäischen Kolonien zu den Stämmen der freien Wilden in Amerika. Verschiedenheit religiöser Ansichten unter Völkern erschwert die Auflösung derselben in einander mehr, als Verschiedenheit der Sprachen. Denn man vertauscht leichter eine Sprache, als eine Ueberzeugung oder einen gemüthlichen Zustand gegen andere.

Die Versittlichung der asiatischen Nationen, welche dem Zepter Rußlands gehorchen, wird auch leichter in den mildern Gegenden begonnen und bewerkstelligt werden, als in den rauhern, nördlichern, wo der Mensch, mit der Sorge um die ersten Lebensbedürfnisse belastet, kaum Muße oder Lust für edlere Beschäftigung des Gedankens behält; wo die Armuth der Natur ihn zwingt, in weiten Länderstrecken einsam zu bleiben, und eine Lebensart zu wählen, die durch ihre Einfalt oder Wildheit, wie Jagd, Fischerei, nomadisches Hirtenthum oder Räuberschaft, im vollsten Gegensatze mit höherer bürgerlicher Veredlung steht; wo der Mangel an Mannigfaltigkeit des Genusses und Erwerbes einen Mangel von mannigfaltigen Begriffen und Vorstellungen zur Folge hat, und eine gewisse Starrheit und Sprödigkeit die Gedankenwelt durchdringt, wie die winterliche Natur sie den weiten Einöden gibt, in welchen noch unverweset die Hörner und Gerippe einer untergegangenen thierischen Riesenwelt, der Mammuthe und Rhinozerosse, gefunden werden, oder die ellenlangen Krallen jenes Riesenvogels, der an den fabelhaften Vogel Kaff mahnt.

---

4. Versuche der Jesuiten und Kapuziner in Tibet. — Aehnlichkeit des lamaischen Kirchenwesens mit dem katholischen und griechischen.

Wie man sich gemäßigtern Himmelsstrichen nähert, wird der Mensch für erhabenere Vorstellungen und zartere Gefühle empfänglicher; zum gewerbigen, ruhigen, freundlich-geselligen

Leben geneigter. So erblickt man ihn selbst in den rauhen Thälern des tibetischen Hochlandes, wo eine Milde der Sitten, eine gesellschaftliche Anmuth, eine Mannigfaltigkeit der Beschäftigungsarten gefunden wird, welche an europäische Bildung erinnert.

Ungeachtet der Aufmerksamkeit neuerer Reisenden, eines Turner, Crawfurd u. a. m. ist uns das weitläufige und wundervolle Tibet, diese asiatische Schweiz, noch sehr unbekannt. In diesem Gebirgslabyrinth, dessen Gipfel vom ewigen Schnee und Eise glänzen, während Weintrauben, Mandeln und Pfirsiche in den wärmern Thälern gedeihen, vermälten sich die feindseligen Naturen des asiatischen Nordens und Südens. Hier wandern Zobel und Bären in den hohen Einöden, und Löwen und Affen in den Waldungen tieferer Gelände. Viele Pflanzen, viele Thierarten sind nur dieser Weltgegend allein eigenthümlich, wie der Riesenhund oder jene Ziege, deren feinere Wolle den Stoff der vielgesuchten Shawls gibt. Die höchsten Firsten der tibetischen Alpen übertreffen weit die Höhe des europäischen Montblanc, und vom Felsenhorn des kahlen Schumulari wird gesagt, daß dasselbe sogar den Gipfel des amerikanischen Chimborasso übersteige. Ackerbau und Viehzucht nebst Bergbau beschäftigt die Mehrheit des Volks, dem es auch nicht an nöthigen Künstlern und Handwerkern mangelt. Es hat niedere und hohe Schulen und Schriftsprachen, deren eine für das bürgerliche Leben, die andere für geistliche Gegenstände gilt.

In Bürgerliches und Geistliches ist hier Alles getheilt; das ganze Volk, männlichen und weiblichen Geschlechts. Ein Theil der Nation treibt den irdischen, der andere den himmlischen Verkehr; jener arbeitet für diesen, dieser fastet und betet für jenen. Hier ist der Hauptsitz, der Mittelpunkt jener lamaischen Religion, welche sich von den Ufern der Wolga bis Japan und den Schneebergen Korea's ausgebreitet hat, und neben der muhamedanischen und christlichen die ausgedehnteste unter den Völkern der Erde ist.

Für den Weltweisen, welcher die verschiedenen Gestaltungen der Glaubensarten unter den Bewohnern des Erdballs betrachtet, wird eine Religion eben durch ihre große Verbreitung schon wichtiger und bedeutsamer. Die lamaische ist aber für uns weniger merkwürdig durch den Inhalt ihres Glaubens, als durch ihre Kirchlichkeit. Denn jenem liegt die orientalische Ur-Idee zum Grunde von einem höchsten Wesen Burchan, einfach oder in geheimnißvoller Dreiheit dargestellt; waltend über die von ihm ausgegangene Geisterwelt; widerspenstig begegnet von einem Ur-Bösen; menschlich geworden, um sich den Sterblichen zu offenbaren, durch eine von ihm ausgeflossene Kraft — Gottes-Wort, Gottes-Licht, Gottes-Sohn, Japans Arnida Buth und Schaka, China's Fohi, Hindostans Budda, der Birmanen Gaudma u. s. w. — Der Gottessohn der Tibeter heißt Mahamuny, auch Schaka, geboren von einer Jungfrau im Lande Kaschemir, und ist nach tibetischer Zeitrechnung um tausend Jahre früher in die Welt getreten, als Jesus Christus. Er ist ihnen der vorzüglichste Gegenstand kirchlicher Verehrung. Ungefähr denselben Grundgedanken findet man in den meisten Religionen des wärmern Asiens;

so wie in den meisten derselben einen vermenschlichten Gott, Gottmensch, Halbgott, wunderthätigen Propheten u. s. w. welcher das Heiligste geoffenbart hat.

Aber wie gesagt, für uns ist hier noch merkwürdiger das Kirchliche der Tibeter, als ihr innerer Glaube. Denn es scheint, die orientalische religiöse Ur-Idee habe bei ihnen das Gewand von der christlichen Kirche entlehnt. Wenn auch ihre Lehre von Gott und dessen Gesandten, vom Teufel und der Hölle, von der Dreieinigkeit und dergleichen nicht auffallend wäre, muß es desto mehr ihr Glaube an ein Fegefeuer, ihr Gebet für die Seele der Verstorbenen, ihr Gebrauch des Rosenkranzes, des Weihwassers, der letzten Oelung und manches andere sein, was an die Lehren und Uebungen der griechischen und katholischen Kirchen erinnert. Wie bei den Katholiken, ist bei den Tibetern alles Laie, oder Priester. Die letztern unterscheiden sich durch ihre Tracht von den Laien. Sie haben in allen Thälern und Höhen Mönchs- und Nonnenklöster. Schon achtjährige Knaben werden in dieselben aufgenommen und heißen während ihres Noviziates Tuppa's; im fünfzehnten Jahre werden sie Tobba's, und nach dem zwanzigsten Jahre vollkommene Mönche oder Gylongs, die unter strengen Regeln, mit unverbrüchlichen Gelübden der Enthaltsamkeit und Keuschheit, ihre Tage den Uebungen der Andacht weihen. Die Klöster der Gylongs haben ihre Lama's oder Aebte, und von denselben steigt die hierarchische Verkettung aufwärts bis zu den hohen Kutuchten, oder tibetischen Kardinälen. Das Haupt Aller in geistlicher und weltlicher Hinsicht, der Stellvertreter Gottes auf Erden, der heilige Vater und oberste Hohepriester, ist der Dalai-Lama oder Tischulama.

Die tibetische Hierarchie ist, wo möglich, noch vollkommener oder folgerechter, als die der katholischen Kirche bei den europäischen Christen. Zwar die tibetischen Kardinäle wählen ebenfalls nach dem Tode eines Hohenpriesters, oder göttlichen Stellvertreters, einen neuen, aber immer ein, in der Todesstunde, oder doch am Todestage des Verstorbenen, neugeborenes Kind, in welches, nach ihrer Lehre, sich der Geist des Verstorbenen neu verkörpert hat. So ist demnach der Stifter der lamaischen Religion, der Stellvertreter des höchsten Wesens auf Erden, noch immer derselbe, wie er ehmals gewesen; nur öfters verjüngt. Seine Seele ändert nie, sondern bleibt auf Erden, ewig, unbefleckt, herrlich, nur die irdische Hülle ändernd, daher er der heilige, und auch der ewige Vater aller Gläubigen, d. i. Lama Kacku, genannt.

Es hat inzwischen in der lamaischen Religion so wenig, als in der christlichen, an Sekten gefehlt; eben so wenig an Glaubenskriegen. Doch ist das tibetische Alterthum noch mit zu tiefer Dunkelheit verdeckt. Vielleicht erfahren wir einst aus ihren heiligen geheimen Schriften mehr. Die Sekte der Schemmers, welche sich durch rothe Spitzkappen äusserlich kenntlich macht, soll einst die herrschendere gewesen, nachher die gelbkappige Gyllukpa-Sekte mächtiger geworden sein. Die Schemmers herrschen noch gegenwärtig im südlichen Theil des Hochlandes, in Butan, unter drei hohen Lama's. Die Gyllukpa's sind die herrschenden im nördlichen oder eigentlichen Tibet, ebenfalls drei hohe Lama's an ihrer Spitze habend, den Dalai-Lama

zu Lassa und Putala; den Tischulama zu Tischulumba, und den Jernautlama zu Khorka.

Das Leben des tibetischen Volks ist ernst, fromm; seine Sitte sanft und ziemlich naturgemäß; meistens naturgemäßer, als die der verfeinerten Europäer. Wenn ein Frauenzimmer dort, indem es sich verheirathet, zugleich das Weib aller Brüder ihres Mannes wird, vergesse man nicht, daß diese eigenthümliche Sitte, selbst den jüdischen Patriarchen einst nicht ganz fremd, besondere Veranlassung im Alterthum gehabt haben möge, nicht Folge der Ausschweifungen, sondern der Gesetze sei; — wenn die Klöster der Mönche, wie der Nonnen, im tibetischen Gebirg zu häufig, und jedes einzelne zu stark bevölkert gefunden wird (z. B. zählte Turner bloß im Kloster von Tischulumbu 3700 Gylongs zur Verrichtung des täglichen Gottesdienstes), so erinnere man sich an Rom, an Spanien unserer Tage, und an den Zustand des katholischen Deutschlands oder Frankreichs vor dreißig und vierzig Jahren. Wenn die Tibeter außer Gott, den sie anbeten, noch, wie einen Halbgott, ihren Papst oder Großlama, und eine ganze Stufenfolge von untern Geistern verehren: so urtheile man schonend in der Erinnerung, daß die höhern Wesen, denen sie, als dem Höchsten näher, Verehrung weihen, die Stelle der Heiligen Gottes einnehmen, welchen man bei uns Altäre baut.

Ein Volk mit schon so fest geordneten religiösen Uebungen zum Christenthum zu bereden, war ein um so mißlicheres Unternehmen, je verwandter alle diese Uebungen und kirchlichen Lehren den katholischen waren, und je enger die Staatsverfassung mit der Kirchenverfassung verbunden war. Katholische Missionarien in Tibet mußten ungefähr daselbst eine eben so unwillkommene, oder fruchtlose Erscheinung werden, als wenn eine Schaar tibetischer Gylongs oder protestantischer Prediger nach Rom gekommen wäre, das Bekehrungswerk der Katholiken am Fuße des Vatikans anzuheben.

Demungeachtet ließen sich die Jesuiten und nach ihnen die Kapuziner nicht abhalten, hieher zu gehen, um als Lama-Gokhars, oder europäische Geistliche, den Gekreuzigten zu verkündigen. Schon ums Jahr 1624 predigte hier der Jesuit Antonio Andrada, und andere seines Ordens folgten ihm. Allein sie erreichten den Zweck schlecht; oder vielleicht verfolgten sie ihn nur mit halbem Ernste. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß sie vorzüglich durch Anknüpfung von Handelsgeschäften Vortheil zu machen suchten. Daher wurden sie der Regierung verdächtig, und von derselben als Einschwärzer verbotener Waaren fortgewiesen. Im Jahr 1707 kamen einige Kapuziner nach Lassa. Der Dalai-Lama, ohne Argwohn, ertheilte ihnen gastfreundliche Erlaubniß zur Niederlassung in seinem Reiche, doch in seinem darüber ausgestellten Befehl schloß er ausdrücklich die handeltreibenden Geistlichen der Europäer vom Genusse dieser Gnade aus; bewilligte den Kapuzinern die Ansiedlung zu Lassa, so lange sie sich den Staatsgesetzen gemäß betragen würden, und gebot, sie freundlich zu behandeln. Von der Predigt einer neuen Religion ist in der Urkunde des Dalai-Lama keine Rede. Natürlich hüteten sich die ehrwürdigen Väter weislich, davon etwas ahnen zu lassen.

Franz Horaz della Penna di Billi stand an ihrer Spitze. Sie beschäftigten sich zuerst mit Erlernung der Landessprache; sandten das tibetische Alphabet nach Rom, wo danach Schrift gegossen, dann eine vollständige Druckerei, begleitet von zwölf Kapuzinern, gen Lassa geschickt wurde. Denn die tibetische Druckerei durch Einschneidung der Buchstaben in hölzerne Tafeln ging zu langsam.

Wirklich behaupteten sich die Kapuziner in ihrem Hospitium zu Lassa während des ganzen Jahrhunderts; legten auch zu Takpodschini, in der Landschaft Takpo oder Butan, ein anderes an, und zeigten, zu ihrer Erhaltung, während der Stürme bürgerlicher und kirchlicher Kriege viele Klugheit. Aber seit langer Zeit ward nichts mehr von ihnen vernommen; noch weniger, oder vielmehr noch nie etwas von den Wirkungen ihrer Sendung zur Verbreitung des Christenthums.

In Ländern, deren Bewohner schon gewisse Stufen der Ausbildung erreicht haben, und die jeden dahin kommenden Fremdling als einen Mindergebildeten ansehen müssen, weil er weder der Landessprache mächtig genug ist, den Reichthum seiner Begriffe zu entfalten, noch Kenntnisse genug besitzt, um die Ideenwelt der Eingebornen ganz zu überschauen, ist das christliche Bekehrer-Amt ungleich schwerer, als unter Halbwilden, wo der Europäer schon durch Ueberlegenheit der Einsichten Ehrfurcht, Bewunderung und Zuversicht erwecken kann. Aber auch die geistvollsten der Apostel, welche von Europa dahin gesandt werden könnten, würden die Aufgabe noch schwierig finden. Denn nachdem sie die vollste Kenntniß der Sprachen, Verfassungen und Sitten erworben haben, werden sie auf ein Heer von Vorurtheilen stoßen, welches bei Völkern von einer gewissen Bildung allezeit größer ist, als bei ungebildeten, und um so fester steht, je ehrwürdiger es durch sein Alterthum, oder weil es zum Theil der Schutz der bestehenden Verfassungen geworden ist. — Auch die europäischen Völker sind auf ihrer Gesittungsstufe reich an solchen ehrwürdig gewordenen Vorurtheilen, und keinem Missionär des gesunden Menschenverstandes wäre zu rathen, das Bekehrer-Geschäft bei uns zu versuchen.

---

5. Die Religionen in Japan. Strenge gegen die Christen.

Man kann sich daraus erklären, warum die Sendungen christlicher Glaubensboten nach hundertjährigen Bemühungen nicht nur in Tibet, sondern auch in Japan und China keinesweges so glücklich waren, wie bei unwissendern und wildern Nationen.

Den Bemühungen der römischen Kirche war es zwar schon im siebenzehnten Jahrhundert gelungen, Missionsanstalten in Japan zu gründen; doch von keiner langen Dauer. Sie wurden schnell, als Feinde der öffentlichen Ordnung und des bestehenden alleinwahren Glaubens, zerstört. Das japanische Reich, mit all seinen Bedürfnissen, Mitteln und Zwecken gewissermaßen auf sich allein beschränkt, und in sich selbst abgeschlossen, hat in vielen Dingen eine Vollendung bürgerlicher Einrichtungen, die den europäischen ähnlich sind, sie wohl oft übertreffen mögen. Es hat zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt scharfe Grenzen gezogen.

An der Spitze beider Art Verwaltungen stehen besondere Fürsten, die man bei uns etwa Kaiser und Papst heißen würde. Ihren beiden Häusern ist Erbfolge zugesichert. Nicht minder streng, wie die bürgerliche, ist die kirchliche Ordnung der Japaner geregelt, und all die rohen Albernheiten, welche ehmals, aus Unwissenheit und Mißverständniß der Missionarien, darüber mitgetheilt wurden, verdienen kaum der Widerlegung. Wir wissen durch Kämpfer, daß hier der uralte religiöse Gedanke herrscht, welcher die Grundlage der Religionen am Indus und Ganges, im tibetischen Gebirg und durch ganz Hinter-Indien ist. Es ist möglich, daß die Ur-Religion des Landes armseliges Schamanenthum ist, vom großen Haufen geliebt; erhabener sind gewiß die von China stammenden religiösen Vorstellungen, und bekannt ist, daß die japanische Sekte der Siutto's frei von allem Götzendienst, oder aller Bilderverehrung, einen mit den ewigen Wahrheiten der Vernunft zusammenstimmenden Glauben bekennen, der auch der Achtung erleuchteterer Männer würdig ist. Daß die japanischen Priester Geld und gute Tage mehr, als die Gemüthsheiligung und Versittlichung des Volks suchen; daß der japanische Aberglaube mit großer Andacht zu geweihten Orten wallfahrtet; daß daselbst zahlreiche Klöster mit strengen Uebungen bestehen — diese und manche ähnliche Vorwürfe stehen nicht immer Europäern zu, den Bewohnern des äußersten Asiens zu machen.

Seit Vertreibung der christlichen Glaubensboten in der andern Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, entschloß sich zuerst der fromm-eifrige Abt Guidotti im Jahr 1715 wieder, den Versuch zu erneuern, in Japan das Christenthum zu verkünden. Er hielt sich für das von Gott auserkohrne Werkzeug. — Männer, welche nicht solche Ueberzeugung in ihrer Brust tragen, müssen Verzicht darauf thun, große und gefahrvolle Unternehmungen zum Besten der Menschheit zu beginnen. Sein Schicksal aber ist dunkel geblieben. Jesuiten und Dominikaner folgten ihm. Auch sie richteten wenig aus. Unter welchen Vorwänden und unter welchen Verkleidungen sie auch von China oder Kamschatka dahin gelangten, wurden sie doch immer mit scharfem Blick beobachtet, und die Hinrichtung eines ihrer Glieder, des Dominikaners Guido de Angelicis im Jahr 1748 bewies, wie verhaßt jeder blieb, welcher als Christ verrathen wurde. Man weiß aus Krusensterns letztem Besuch der japanischen Küsten, wie schwer, ja fast unmöglich es ist, daß Europäer ins Innere des Landes dringen, oder daselbst unbewacht thätig sein können. Ja, selbst nur auf das Christenthum Bezug habende Schriften in Japan anzubringen, ist fast unmöglich. Denn jeder Fremde, sobald er japanischen Boden betritt, wird aufs strengste untersucht, was er von Schriften hat, genau durchlesen. Ist darin nur die mindeste Anspielung auf Christenthum, wird er, bestehenden Gesetzen zufolge, aus dem Lande verbannt. Beamte der Regierungen stellen oft Hausuntersuchungen an. Fänden sie auch nur ein Stückchen Papier, auf dem des Christenthums gedacht, oder ein Kreuz stände, wird das Haus geschleift, und wer es bewohnt, zum Tode verdammt. So berichten die in Batavia wohnenden Japaner. Daher ist kaum zu glauben, daß die christliche Religion dort so lebhafte Fortschritte mache, und der

Kaiser selbst ihr beizutreten geneigt sei, wie jüngst römische Missionarien, allzuvoreilig oder großsprecherisch, über China her nach Europa berichten wollten.

---

6. Zustand der christlichen Gemeinden im chinesischen Reiche. — Zwietracht der Missionarien.

Bessere Hoffnungen leuchten von China her. Der Bildungsstand der Bewohner dieses unermeßlichen Reiches ist allzumannigfaltig, um nicht einen lichtvollern Glauben zu begünstigen, der unter den ewigen bürgerlichen und religiösen Gährungen des Volks hin und wieder schon tiefe Wurzeln geschlagen hat. Wie bindend und lähmend auch das strenge Zeremoniel des Umgangs in den gesellschaftlichen Verhältnissen der Chinesen, und wie durchgreifend auch der Despotismus vom Throne herab geübt werden mag: das Reich ist zu ungeheuer in seinem Umfang, die Bevölkerung von etwa hundert und fünfzig Millionen Menschen (nach Barrow und Macartneys jüngsten Angaben 333 Millionen) zu groß, die Einwohnerschaft aus zu verschiedenen Nationen, Chinesen, Mongolen, Tataren, indischen Lolos, wilden Miaosen in den Gebirgen u. s. w. zusammengesetzt, als daß Alles vom Geist und Willen eines Einzigen, des Kaisers oder seines Hofes, durchdrungen und zusammengehalten werden könnte. Oder welche Macht bände und zwänge auf lange Zeit den Geist des gesammten Europa's, wenn dieser Welttheil mit allen seinen Bewohnern, das heißt mit etwa hundert und achtzig Millionen Seelen, in die Hand eines einigen Gebieters hingegeben wäre? Und nicht geringer ist die Größe und Volksmenge des chinesischen Reichs.

Durch die Mannigfaltigkeit hier herrschender oder geduldeter Religionen wird unvermerkt die Gährung der Ideen mächtiger befördert. Denn außer des erhabenen Confutse Glauben an den einzigen Gott, und außer den chinesischen Herrenhutern, genannt Lao-Kiuns, haben hier die Bekenner des lamaischen Glaubens, die Bonzen und Verehrer Fo's, die Muhamedaner, die schon in den ersten Jahrhunderten nach Jerusalems Zerstörung eingewanderten Juden, gemeine Heiden und Gestirnanbeter, selbst Jukiao's, oder Leute ohne einen Gottesglauben, die sich mit bloßen Tugendlehren beruhigen, ihr Wesen. Religiöse Schwärmerei ist dabei nichts Seltenes. Durch sie ward selbst noch im Jahr 1815 der Kaiser Vantadschin des Thrones beraubt.

Die meisten bürgerlichen Unruhen, welche seit einigen Jahrzehenden China bewegen und erschüttern, haben religiöse Beweggründe oder Vorwände. Ungerechnet den Aufruhr gegen das Herrscherhaus vom Stamme der Mantschutataren (vielleicht durch Nachkömmlinge des im siebenzehnten Jahrhundert gestürzten Geschlechtes der Mings gestiftet) bereiten sich in allen Gegenden andere vor, oder sind schon ausgebrochen. Zum Theil abgefallen sind schon die Inseln Formosa und Haynan, Küstengegenden Tunkins und Kochinchina's. Im Norden des Reichs thun sich die Pelin-Kin, d. i. Feinde fremder Religionen auf; im Westen und Süden die rasenden Kebufi's (religiöse Meuchelmörder), wie die Regierung sie heißt; Menschen, die wie einst in Deutschlands Bauerkriegen, mit dem Schwert in der Faust Thian-Thee-Ohé, das heißt

„Himmel und Erde eins!“ brüderliche Gleichheit aller Menschen, Gemeinschaft aller Güter predigen, und neun Provinzen des Reichs schon im Jahr 1804 mit ihren Verwirrungen erfüllt hatten. In andern Gegenden treibt die Gesellschaft der drei Mächte: „Himmel, Erde und Mensch“, ihr meuterisches Wesen, in welchem sie, unter Vorwand, Beschirmer der Unschuld, Rächer der Ungerechtigkeit zu sein, selbst obrigkeitliche Personen mordet.

Wenn die christliche Religion bei den Chinesen, wo sie schon seit einigen Jahrhunderten gelehrt ward, nicht größere Fortschritte gemacht hat, lag wohl die größere Schuld am Benehmen der Missionarien, oder am Geist nicht der christlichen, sondern der Religion, die sie da predigten. Schon in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts führte Franz Xaver, der Apostel Hindostans, die Jünger Loyola's dahin, unter welchen sich besonders Matthäus Ricci durch seine und seiner Gefährten mathematische Kenntnisse die Huld des damaligen Kaisers am glücklichsten sicherte, so, daß den Christen freier Gottesdienst gestattet wurde. Bald nachher, im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts, traten zu den Jesuiten auch Dominikaner, Franziskaner und Kapuziner an das Bekehrungswerk.

Allein man weiß, wie nun die Genossen der verschiedenen christlichen Mönchsorden ihre Feindschaft und Eifersucht aus Europa auf chinesischen Boden verpflanzten, und dadurch sich gegenseitig und der heiligen Sache schadeten, die sie Alle wollten. Weil die klügern Jesuiten kein Bedenken trugen, den wahren Gott Tien und Changti zu nennen, und den Bekennern Christi gestatteten, den weisen Confutse, gleichwie andere Chinesen thaten, zu verehren, eiferten Dominikaner und Franziskaner gegen sie, als Religionsverfälscher. Der Streit ward viele Jahre vor dem päpstlichen Stuhl zu Rom mit Bitterkeit geführt; mehr als ein Legat ging zur Prüfung des Geschäftes nach China. Was die Jünger Ignazens aber gegen ihre Widersacher nicht in Rom vermochten, bewirkten sie durch ihren Einfluß am chinesischen Hofe. Der päpstliche Legat a Latere, Karl Thomas von Tournon, mußte vierjährige Gefangenschaft im Hause des Bischofs von Makao, eines Jesuiten, ausstehen. Selbst die furchtbare Bulle des Papstes Klemens XI: Ex illa die (vom 19. März 1715) blieb gegen die Hoheit der chinesischen Jesuiten ohnmächtig, und Mezzabarba, der neue Gesandte des Papstes an den Kaiser, mußte froh sein, daß sich Kam-Hi, der Kaiser, nur über den Papst, dessen Bulle und Glauben zu belustigen geruhte und meinte, die Bulle gehe bloß die gemeinen Europäer an, nicht die große und ehrwürdige Lehre der Chinesen.

Auch als nach des duldsamen Kam-Hi Tode das Verbreiten des Christenthums untersagt, das Bekenntniß verfolgt ward, hörte der Zwist der Mönchsorden weder in Kerkern noch Verbannungsörtern auf; und unter des weisen Herrschers Kien-Long milderm Zepter (1735) gewann das theologische Unwesen nur neuen Spielraum. Dieser hundertjährige Zank wegen chinesischer Gebräuche und Namen trug nicht wenig dazu bei, die Missionarien verächtlich oder verhaßt zu machen. Daher auch späterhin ihre und aller Christen neue Verfolgungen in China

zum Theil als Früchte dieser Zwietracht und gegenseitigen Verklagung bei den Mandarinen und vor dem Thron angesehen werden konnten.

Das Christenthum ist bei dem Allen in China's Landschaften weit verbreitet worden; unter allen Mißhandlungen kräftig blühend geblieben. Bei Kam-Hi's Tode (1779) hatten die Jesuiten (denn die wider sie geschleuderte Vernichtungsbulle Ganganelli's ließ sie in China unvernichtet) in der Hauptstadt Peking selbst dreißig Missionarien und man zählte daselbst in vier christlichen Kirchen jährlich an Kindern dreihundert, an Erwachsenen viertausend, die getauft wurden. In den Provinzen Kiankieu, Koeitscheu, Yunnan und Suntscheu zählte man große christliche Gemeinden, Klöster, Kirchen und andere fromme Stiftungen. Der Bischof von Cartoria zählte noch unlängst in der Provinz Fokien der in einem Jahre getauften Erwachsenen 1677 Personen, und der getauften Kinder 10,384.

Inzwischen haben die meisten dieser und anderer Nachrichten viel Unzuverlässiges, weil man seit einem Jahrhundert gewohnt ist, von den Missionarien nur allzuprahlerische Berichte zu empfangen. Unbekannter noch, als die wahre Anzahl der Jesusbekenner in China, ist der Geist derselben in religiöser Hinsicht geblieben. Wie er aber auch beschaffen sein möge, achtungswürdig muß er in jedem Falle sein, da er, unter wiederholten Verfolgungen, oft zum bewundernswürdigsten Muth und Märtyrerthum begeistern konnte. Denn Tausende starben freudig den Bekennertod; Tausende opferten mit gläubiger Treue irdisches Vermögen, Vaterland und Lebensglück auf. Solche Opfer werden nur für heilige Ueberzeugungen gebracht, die das Gemüth mit göttlichem Feuer entzünden.

Die Maasregeln der Regierung, durch Verbannung, Kerker und Todesstrafen gewisse höhere Ueberzeugungen auszurotten, werden schwerlich ihren Zweck erreichen, sondern vielmehr denselben vernichten. Gefährlicher ist die Waffe des Spottes, wenn sie gewandt gebraucht wird. Auch das geschah in China, und sogar durch die Regierung. Die katholischen Missionäre gaben dazu mit manchen ihrer Heiligengeschichten leider Stoffs genug; und die Wunderthaten, welche von der heiligen Ursula erzählt wurden, mußten dem gesunden Menschenverstande der Chinesen, als Probe europäischer Albernheit, selbst in kaiserlichen Edikten dienen.

Der kaiserliche Befehl gegen die Christen, welcher unterm 30. Jänner 1815 gegeben wurde, besteht noch gegenwärtig in Kraft. „Wie dürfen die Europäer sich unterfangen (heißt es unter anderm darin), das Volk unsers Reichs mit ihrem Geschwätz zu verwirren? Ohne unsere Erlaubniß führen sie Priester und andere Beauftragte herbei, welche ihre Lehre in allen Provinzen verbreiten, unserm ausdrücklichen Gesetze zuwider. Von jetzt an soll es also gehalten werden: Der Anführer einer solchen Bande von Verführern wird hingerichtet; wer die Religion der Europäer ausbreitet, ohne öffentliches Aergerniß zu geben, wird ins Gefängniß gelegt; wer jene Religion annimmt, soll, wenn er sich nicht bekehren will, nach He-Lan-Keang verbannt werden. Tataren verlieren in diesem Fall ihren Sold. Die Europäer, welche gegenwärtig zu Peking wohnen, Mathematiker sind, und keinen andern Beruf treiben, dürfen ihr Geschäft

fortsetzen. Alle übrigen werden nach Kantong geschickt, wo sie mit erster Gelegenheit nach Europa zu senden sind.“

Man ersieht aus diesem Befehl, daß die Hauptrichtung desselben gegen die Missionarien aus Europa ging. Der Klugheit der Statthalter in den Provinzen ward damit, rücksichtlich der Eingeborenen, zur Schonung und Strenge Spielraum genug gelassen. Daher konnte im Reiche sehr ungleiche Vollstreckung des Befehls statt finden.

In der Provinz Si-Tschuen ist der Hauptsitz der französischen Mission, zu der ungefähr sechszigtausend Christen gehören. Das Haupt derselben, Gabriel Dufresse, apostolischer Vikar, welcher, obwohl er verbannt worden, dennoch zurückgekehrt war, wurde hingerichtet; sein Haupt an den Galgen geschlagen. Mehrere Christen, die sich am eifrigsten zeigten, verloren mit ihm das Leben. Die nach Kantong geführten Europäer nannten es natürlich „eine wüthende Verfolgung im ganzen Reiche.“ Sie erzählten, daß im Jahr 1817 erst zu Peking größere Strenge eingetreten, eine Zahl von mehr denn vierhundert Katholiken verhaftet und gefoltert worden sei u. dgl. m. Hinwieder meldeten spätere, in Rom eingetroffene Berichte, daß die sogenannte Verfolgung keineswegs allgemein oder groß gewesen sei; daß sogar die Missionarien in Fokien und Kankieu ganz ruhig gelassen worden wären, und der Kaiser zu Gunsten der Jesuiten die ältern, wider sie und die Christen erlassenen Edikte zurückgenommen habe. Wirklich wurden im Frühling 1817 zwölf Jesuiten des neu hergestellten Ordens aus Rom nach China geschickt.

Man weiß inzwischen bestimmt aus Krusensterns Berichten, daß die europäischen Glaubensboten zu Kantong scharf beobachtet, und nicht ins Innere des Reichs gelassen werden. Dies mag sich auch besonders auf diejenigen Evangelischen beziehen, welche von der Missionsgesellschaft zu London im Jahr 1807 nach Kantong geschickt wurden. Es waren die beiden Prediger William Milne und Robert Morrison. Diese, nachdem sie sich in der Sprache China's befestigt hatten, beschäftigten sich besonders mit Verbreitung der Bibel und anderer Erbauungsbücher in chinesischer Sprache; eine Arbeit, welche guten Fortgang zu haben schien. „Denn die Chinesen sind (schrieb Morrison unterm 11. Jänner 1814 aus Kantong) lernbegierige vernünftige Leute; sie lesen gern; und nehmen Bücher und Belehrungen dankbar an.“

Inzwischen ist gegenwärtig an Verbreitung der Bibel in China wenig zu denken, da die Regierung nicht nur, aus Furcht vor Verschwörungen, alle religiöse Versammlungen, sondern auch die Bücher der katholischen Kirche verboten hat, um die religiöse und gefährliche Schwärmerei zu vermindern, zu welcher das gemeine Volk mehr, denn je, Neigung äußert.

Die katholischen Bekehrer in China werden ohne Zweifel den evangelischen Bekehrern nicht geringere Schwierigkeiten in den Weg legen, als die Mandarinen und der Hof selbst thun können. Denn beide bringen ihre Vorurtheile und kirchlichen Feindschaften aus Europa mit sich nach Asien. Ein protestantischer Chinese wäre in den Augen von Dominikanern und Kapuzinern so beklagenswerth, als ein Heide. Und hinwieder wird der

protestantische Missionär nicht ohne Mitleiden die katholischen Chinesen vor den Heiligenbildern knien sehen. Beide Parteien werden sich, wie es schon in andern Gegenden von den Missionarien geschah, gegenseitig verkleinern, verketzern, und vor einander warnen, und damit das Christenthum selbst den gebildetern Chinesen noch verächtlicher machen.

Das traurige Schauspiel — schon zu oft ward es, wie in Europa, auch in andern Welttheilen gegeben; man lese nur die Missionsberichte der Katholiken und Protestanten! — beurkundet, wie wenig noch der große Haufe der europäischen Geistlichen aller Kirchen den wahren Geist Jesu Christi erfaßt habe.

---

7. Hinblick auf Tunkin, Kochin-China, und das Reich der Birmanen. Die Palisprache. Gegenwärtige Verhältnisse.

Südwärts von China, und durch ungeheuere Wüsten und schroffe Gebirge von demselben getrennt, breitet sich das große, von Bergketten und fruchtbaren Thälern durchschnittene Reich Tunkin aus. Die Einwohner dieses Landes, gegen zwanzig Millionen an der Zahl, mongolischen Stammes, haben milde Sitten, geistreiches Wesen und eine der chinesischen ähnliche Bildung in Kunst und Wissenschaft. Ihre religiösen Vorstellungen scheinen sie von den Völkern am Ganges aus frühern Zeiten empfangen zu haben. Sie ehren ein höchstes Wesen; mehr noch beten sie zu den Schutzgeistern ihrer Familien und Gemeinden in zahllosen Tempelchen. Im Innern des Gebirgslandes, wird erzählt, verehrt man mit Opferdienst nur den bösen Geist, vielleicht aus demselben Grunde, wie viele europäische Christen mehr aus Furcht vor ihrem Teufel, als aus Liebe zur Gottheit religiös sind.

Hieher waren schon im siebenzehnten Jahrhundert die Jesuiten Baldinotti, Marquez und Alexander von Rhodez gegangen, den Gekreuzigten zu verkünden. Was sie und ihre Nachfolger aber von der Macht ihres Wortes unter den Heiden rühmten, daß sie in wenigen Jahren schon zweihundert schöne Kirchen in vier Provinzen des Reichs gehabt, und bei achtzigtausend Tunkinesen binnen zwei Jahren (1645 und 1646) getauft hätten, scheint eine jener Uebertreibungen zu sein, deren sich die Jesuiten gern bedienten, entweder ihren Ruhm in Europa zu vergrößern, oder andern ihrer Brüder Muth zur Nachfolge einzuflößen. Daß sie aber mit ihrem Bekehrungswerke Aufsehen in Tunkin erregten, und vielleicht Störungen der Ruhe, ist wahrscheinlich genug. Denn im Jahr 1721 wurden alle Missionarien aus dem Lande verwiesen; viele der Bekehrten, besonders reichere Personen, geplündert, mit Sklaverei, selbst mit dem Tode bestraft. Von Macao aus sandten die Portugiesen neue Bekehrer dahin; doch mußten diese ihre wahre Absicht sehr geheim halten. Und wiewohl Kriege und bürgerliche Unruhen die Vollziehung der strengen Gesetze eine Zeit lang lähmten, blieben die Gesetze selbst nicht ganz vergessen. Noch im Jahre 1775 wurden zwei Dominikaner, weil sie als Bekehrer verrathen waren, feierlich hingerichtet.

Inzwischen hatte der Saame des Christenthums dennoch in diesen Thälern Ostasiens Wurzel gefaßt. Und wie häufig auch die Bekehrten der öffentlichen Verachtung, den Geld-Erpressungen der Statthalter, oder der Raublust des Pöbels preisgegeben waren, pflanzten sie doch beharrlich ihre edlern Ueberzeugungen fort. Nach römischen Missionsberichten ist der gegenwärtige Kaiser von Tunkin, Namens Dscha-Loang, duldsamer und gnädiger. Er hat das alte Verfolgungsgesetz zurückgenommen; dem katholischen Bischof de la Barbette gestattet, mehrere Klöster für fromme Kreuzverehrer zu errichten, und den Christen unangefochtenen Gottesdienst erlaubt. Die Anzahl derselben unter vier Bischöfen betrug (im Jahr 1807) 307,000 Seelen; wenigstens gab diese Zahl ein Missionär, der seit achtzehn Jahren diese Länder bewohnt und bereiset hatte, dem Franzosen Renouard de St. Croix an, welcher die Küste und den Hafen von Turon besuchte.

An Tunkin stößt, als Fortsetzung der Ostküste Hinter-Indiens und des tunkinischen Kaiserreichs, das Gebiet von Kochin-China. Auch hier ward schon seit länger denn anderthalb hundert Jahren von Franziskanern, französischen Priestern und Jesuiten die Bekehrung der Völkerschaften versucht, welche in Sprachen, Sitten und religiösen Begriffen mehr oder minder Verwandtschaft mit ihren Nachbarn zu haben scheinen. Wie in Tunkin und China führten sich die Missionarien auch hier zuerst als europäische Mathematiker bei den Großen des Reichs und am Hofe ein. Als solche genossen sie Schutz und Achtung; empfingen sie sogar Hofämter, und die Jesuiten besonders wußten sich derselben zu versichern, um größern Einfluß zu behaupten. Pater Siegbert erhielt sogar (1741) die Ehre, der kaiserlichen Majestät zu Kochin-China oberster Hundehüter zu werden.

Der römisch-katholische Kirchenglaube hatte in Kochin-China schon herrlichen Anfang, als im Jahr 1751 alle europäische Missionarien aus dem Lande gejagt, alle Kirchen auf Befehl des Hofes niedergerissen wurden. Die meiste Schuld dieses Unglücks trug die Unverständigkeit der christlichen Glaubensboten selbst. Denn Jesuiten und Franziskaner und Dominikaner nährten auch hier die europäische Eifersucht ihrer Orden gegeneinandert fort; und der Streit um Jansenismus tönte zu Bak-Kingh und Kachao in Kochin-China so lärmend, wie in Paris und Rom. Jeder der Orden wollte auch hier das Meiste gelten, haben und thun. Aus Europa wurden mehrere geistliche Abgeordnete an sie gesandt, Frieden zu stiften; man theilte unter sie das Land; gab die eine Gegend des Reichs zum Missionswerk den Jesuiten, die andere den Franziskanern; zwischen beide setzte man die französischen Geistlichen. Doch blieb Alles eitel. Die Machtsprüche der Päpste selbst besserten nichts in dieser Ferne, wo die Jesuiten schlau und trotzig den Verordnungen des heiligen Vaters auszuweichen verstanden. Alles endete zuletzt, wie gesagt, mit Verbannung sämmtlicher Bekehrer.

Zwar späterhin, seit dem Jahr 1774, wurde ihnen wieder Zutritt erlaubt, und den Christen, die bis dahin ihres Glaubens wegen viel mißhandelt worden waren, mehr Recht gestattet; — doch ruht über den gegenwärtigen Stand des Christenthums bei den Kochin-Chinesen tiefe

Dunkelheit. Wir wissen nur durch den alten Missionar, welchen Renouard de St. Croix im Hafen von Turon sprach, daß sich, aus Mangel an hinreichenden Mitteln zu Seminarien, die Anzahl der Geistlichen sehr verminderе, während im Lande wohl sechsmal hunderttausend katholischer Christen wohnten.

Wahrlich, wenn man die in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts über die kochinchinesische Missionen gewechselten zahlreichen Streit-, Anklage- und Rechtfertigungsschriften liefet, — wenn man von der einen Seite die stille Sehnsucht der gutmüthigen Tunkiner nach Kenntniß des Höchsten, und daneben die Unwürdigkeiten christlicher Priester, veranlaßt durch Nichtswürdigkeiten, erblickt, so wird man zweifelhaft, ob nicht ein frommes Heidenthum beiweiten solchem ruchlosen Christenthum vorzuziehen sei. Da die römische Kongregation zur Glaubensverbreitung im Jahr 1738 den Bischof de la Beaume, als Pater Visitator, nach Kochin-China geschickt hatte, verursachten ihm die Jesuiten den bittersten Verdruß, und spielten hundert ärgerliche Possen, um ihm seine Sendung zu verleiden. Die Einen machten ihm seinen Koch, die Andern ihm seinen Wundarzt abwendig, welchen er zur Pflege seiner Gesundheit mit sich gebracht hatte. Und als er vor Kummer erkrankte, trieben sie mit ihm den Spaß, eine ganze Kuppel springender, bellender, heulender Hunde in sein Haus zu schicken, die der Ueberbringer für ein Geschenk des Kaisers ausgab, der den Pater Visitator zu seinem Hundehüter erklärt haben sollte. Der alte de la Beaume starb wirklich darüber vor Herzeleid.

Es spitzt sich Hinter-Indien südwärts in eine über zweitausend Geviertmeilen große, von Sümpfen, Gebirgen und endlosen Waldungen bedeckte Halbinsel aus. Dies ist Malakka, die Urheimath der wilden, verschmitzten und tückischen Malayen, deren Geschlecht und Sprache sich über alle Eilande Asiens bis zu der Ostküste Afrika's und der Westküste Amerika's, im australischen Ozean, bis zu den Sandwich-Inseln verbreitet hat. Sie wohnen da; im Innern des Landes mit unzähmbarer Freiheit unter verschiedenen Häuptlingen; arm, genügsam, trotzig. Ihre religiösen Vorstellungen sind roh, wie ihre Sitten. Man spricht, daß sie in ihren endlosen Urwäldern noch Menschenopfer bringen. Nur an den Küsten haben die Holländer für den Handel Niederlassungen und Besitzungen gewonnen. Und Malakka, die vornehmste malayische Stadt, ist der Hauptmarkt des Handels für die ganze Halbinsel.

Auch hieher kamen früh schon, mit den portugiesischen Kaufleuten des sechszehnten Jahrhunderts, katholische Priester, das Reich Gottes zu offenbaren. Aber sie begnügten sich mit der Predigt an den Küsten. Daß ihre Arbeit nicht ganz vergebens gewesen, beweiset das Dasein eines Bischofes in Malakka, dessen Kirchsprengel jedoch weder sehr ausgedehnt, noch sicher ist. Den Niederländern lag mehr am Pfeffer, Zinn und Elfenbein, als an der Bekehrung der Malayen. Nachdem die niederländischen Besitzungen von den Briten in den Napoleonischen Kriegen erobert worden sind, sandte auch die Londner Missionsgesellschaft nach Malakka Boten des Heils zur Aufklärung der Malayen. Der erste dieser Boten war C. H. Thomson, von dessen Schicksal bis jetzt wenig kund geworden ist.

Erst seit M. Symes seine im Jahr 1795, auf Befehl des Generalgouverneurs von Ostindien, in das Königreich Ava gemachte Gesandtschaftsreise der Welt mitgetheilt hat, ist uns ein neues Licht über die Reiche und Länder und Völker angezündet worden, welche die Westküste Hinter-Indiens und den größten Theil dieser ungeheuern Halbinsel ausfüllen. Da erst vernahmen wir wieder von dem goldenen Land des alten Ptolomäus; dem Arrakan, Siam, Ava und Pegu der Portugiesen, davon seit deren Entdeckungs- und Handelsfahrten zu den Weltgegenden jenseits des Ganges, nichts mehr erschollen war; da erst von dem großen Reiche der Birmanen, welches der unternehmende und geistvolle Alompra in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gestiftet hatte, welcher sich aus dem Stande eines gemeinen Jägers auf den Kaiserthron von Umerapura zum unumschränkten Gebieter über Ava, Pegu, Arrakan, Meklay und Westsiam erhob; da erst von der höhern Bildungsstufe dieser Nationen; von ihren gewerbreichen großen Städten; ihren prachtreichen Pallästen, Tempeln und Klöstern; ihren milden Sitten; ihren Schätzen, ihren Bibliotheken, ihren alterthümlichen Gesetzen und Uebungen. China und Japan stehen auf keiner höhern Staffel der Gesittung; aber die Birmanen sind minder verschlossen und argwöhnisch. Selbst ihre Frauenzimmer haben die Freiheit geselligen Umgangs, wie bei den europäischen Völkern. — „Ihre Gesetze, sagt Symes*): sind weise und voll gesunder Moral. Ihre Polizei ist besser, als in manchen europäischen Ländern. Weder durch Vorurtheile von Kasten und Adelschaft auf erbliche Handthierungen beschränkt, noch durch Religionsordnungen vom Umgang mit Fremden ausgeschlossen, sind die Birmanen von Natur freundlich und gastfrei auch gegen den Ausländer, mehr zu männlicher Offenherzigkeit, als zu höflicher Verstellung geneigt. Die Kenntnisse sind in diesem Lande so ausgebreitet, daß kein Handwerksmann und selbst beinahe keiner aus der untersten Volksklasse anzutreffen ist, der nicht lesen und schreiben könnte (was selbst in vielen europäischen Ländern selten ist, die sich mit Zivilisation brüsten wollen)."

Nachbarn des hohen Tibet und der Braminen am Ganges, haben die Birmanen in ihren religiösen Vorstellungen nahe Verwandtschaft mit den bei jenen herrschenden. Ja, es sind dieselben Grundbegriffe jenes Glaubens, der, ausgebreiteter selbst, als die christliche und muhamedanische Religion, und ungleich älter, als beide, ganz Süd- und Ostasien erfüllt, auf den Bergen Tibets, wie in Tunkin und Kochin-China, in Ceylon wie in Japan und China gilt.

Hier ist die Anbetung eines höchsten Wesens, hier die Verehrung des menschgewordenen Gottes, oder göttlichen Gesandten, der von den Birmanen unter dem Namen und Bilde Gaudma's oder Budda's in zahllosen Tempeln verehrt, von den Siamern Somono-Codom, auch Bud, auch Po (der Chinesen Fob) genannt wird. Hier finden wir wieder die Lehre von der Seelenwanderung, von Seligkeit und Strafe der Seelen am Ende ihrer Wander-

*) M. Symes Gesandtschaftsreise nach dem Königreich Ava, nach der Uebersetzung des gelehrten Dr. Hager. Hamburg 1800. S. 146.

schaft; von der Milde und Barmherzigkeit Gottes, die, wie seine erste Eigenschaft, auch die erste Tugend der Menschen sein soll. Hier erblicken wir wieder die Aehnlichkeit kirchlicher Vorstellungen und Gebräuche mit christlichen, die wir schon in Tibet sahen. Auch der Gaudma ist ein von einer Jungfrau geborner Gottessohn; auch hier hört man vom Fegefeuer; sieht man Mönchs- und Nonnenklöster, Rosenkränze, religiöse Prozessionen, geschorne und barfüßige Klosterbrüder, die täglich im Chor singen, kein Geld haben dürfen und ehelos leben; auch hier wird Beichte gehört und Ablaß der Sünden ertheilt.

Wenn nicht viele jener Lehren und Gebräuche aus der vielleicht ältesten Religion Asiens durch orientalische Christen nachmals in die katholische Kirche übergegangen sind, muß man allerdings über die Aehnlichkeit der katholischen Kirche, ihrer Vorstellungen und Uebungen (die doch erst mehrere Jahrhunderte nach Christi Geburt aufgenommen wurden), mit denen von Hindostan, Tibet, Japan, Korea, China, Siam, Ava, Pegu, Ceilon u. s. w. in Verwunderung gerathen. Denn daß dies im weiten Asien Alles nur Wirkung, und halbverwischte und verwilderte Spur des untergegangenen nestorischen Christenthums sein könne *), fällt Niemanden ein, seit uns das vorweltliche Asien heller geworden.

Wie bei den Hindu's, Tibetern und Japanern die heilige Schriftsprache verschieden ist von der im bürgerlichen Leben üblichen, also ist sie es auch bei den Birmanen. Hier ist die Palisprache die heilige und uralte der Anhänger des Budda oder Gaudma, und nimmt dieselbe Stelle bei den Birmanen für geistliche Gegenstände ein, wie das Sanskrit bei den Braminen, das Arabische bei den Muhamedanern, das Lateinische bei den römisch-katholischen Christen. Die besten Kenner der orientalischen Sprachen erkennen die Palisprache für die älteste Tochter, welche von der Sanskrit ausgegangen sein mag. Aber aus den sanskritischen Büchern weiß man, daß Pali einen Schäfer bedeutet, und daß die ältesten Bewohner Hindostans Pali geheißen haben. Wem fällt hierbei nicht das Palibothra des Plinius und Mela, jene berühmte, nun verschwundene Stadt des hohen Alterthums, aus Indien ein?

Der gelehrte Hager knüpft an diesen Namen noch größere Erinnerungen. Wohl möglich, daß von diesen Pali's, dem Urvolke Asiens, auch Palistan (Palästina) benannt wurde! Von hier aus drangen ja einst die Schäfer erobernd in Aegypten ein, die Hirtenkönige (die Hyksos)! Bruce in seiner Reise nach Habesch meldet, daß Schäfer jener afrikanischen Fluren noch heute Balus geheißen werden. Die römische Göttin Pales, der zum Preise die Palilien gefeiert wurden, war die Göttin der Schäfer. Schwerlich war sie Roms Erfindung. Ist nicht bekannt, daß manche Wörter, wie serpe, capilla, hora, im Sanskritischen genau dasselbe heißen, wie im Lateinischen? und daß in der slavischen Sprache auffallende Aehnlichkeit mit der lateinischen, und viele Wörter aus der sanskritischen Sprache leben?

Schon bei den Babylonern war Saka (der Tibeter und Japaner Schaka) göttlich verehrt.

---

*) Wie La Croze in seiner Histoire du Christianisme des Indes S. 513 glaubte, ohne dafür irgend einen haltbaren Beweis zu kennen.

Aber kaldäisch oder assyrisch heißt Sakiah ein Prophet. Daß er, oder Budda, der Urheber der Religion Südasiens, Sohn einer Jungfrau gewesen, wußte auch schon St. Hieronymus (Adversus Jovinianum L. 5). Gaudama (Sommonocodom), wie die Birmanen den Budda nennen, heißt im Phönizischen, Syrischen und Kaldäischen, nach Hagers Erklärung, der Alte, der Erste, der Vorhergehende!

Die Schamanen der lamaischen Religion bei den Mongolen und Kalmuken, die Schammers oder Schemmers in Tibet, von denen ich schon sprach, die Schemuen der Chinesen, alle sind schwärmerische Büßer, Einsiedler, mit Himmlischem Beschäftigte. Das waren auch die Gymnosophisten, die Samanäer des Alterthums, dem Cicero und Plutarch bekannt, jene syrische Eremiten, von denen Plinius sagt: Per sæculorum millia incredibile dictu, gens aeterna, ein ewiges Volk, schon seit Jahrtausenden da.

Gleichwie alle Sprachen, todte und lebendige, unter einander geschwisterlich, auf eine erste zurückdeuten, von welcher Urmutter sie insgesammt, oder doch meistens ausgegangen sein mögen: also deuten alle Religionen in ihren Vorstellungen und Bildern und Bräuchen auf die Begriffe und Uebungen eines verschollenen Urvolks heim. Ich kehre aber zur Bezeichnung der gegenwärtigen Ausbreitung des Christenthums unter den Birmanen zurück.

Als der kühne Handelsgeist der Portugiesen im sechszehnten Jahrhundert ihre Flotten bis zu den Gestaden Siams und Pegu's führte, begründeten sie zugleich mit ihren ersten Niederlassungen daselbst Stiftungen zur Heidenbekehrung. Mit Recht erstaunten damals christliche Mönche und Priester, dort unter vermeinten Heiden Mönche zu finden, von denen sie in vielen Tugenden übertroffen wurden. Die Klöster der Birmanen waren und sind noch heute Tempel der Gastfreiheit für Fremdlinge und Unglückliche. Priester und Novizen, gutthätig gegen Menschen, mitleidig gegen Thiere, deren sie keines zur Speise tödten, die Liebe des Nächsten als höchste Tugend predigend, fallen nicht, wie europäische Klösterlinge, durch Almosensammeln, oder daß sie Andere für sich arbeiten lassen, zur Last. Sie bauen zu ihrem Unterhalt das ihnen geweihte Feld mit eigener Hand, und haben noch zum Wohlthun übrig.

Die Waffen der Portugiesen, den Birmanen in ihren Kriegen gegen Pegu nützlich, machten den Namen der tapfern Christen im Lande achtungswürdig. Die Missionarien verkündeten daher ohne Furcht und mit Erfolg das Evangelium der abendländischen Welt. Wie aber nachmals Portugals Größe sank, und die portugiesischen Besitzungen von den Holländern erobert wurden, verloren die christlichen Ansiedler Zahl und Bedeutsamkeit. Sie wären in verachtetem Zustande endlich ausgestorben, hätte nicht Frankreich unter der Regierung Ludwigs des Vierzehnten neue Versuche gemacht, die Lehre der römischen Kirche wieder in Siam fortzupflanzen. Doch schon im Jahr 1720 waren die französischen Missionarien in schlechten Umständen. Sie hatten oberhalb Siam, am linken Ufer des Mayguastromes einen Bischof, nebst einer Kirche und einer Schule für Neuzubekehrende. Letztere kamen gewöhnlich am zahlreichsten, wenn die Aernten

mißlungen waren, aus den Hefen des Volks, zu den Christenschulen und verschwanden wieder mit der Theurung der Lebensmittel.

Aehnliche Schicksale hatten die Missionen der Christen in Pegu und Ava. Dort sieht man noch heute die traurigen Ueberbleibsel portugiesischer Stiftungen, welche die römische Kongregation zur Glaubensverbreitung während des achtzehnten Jahrhunderts mit rühmlicher Aufmerksamkeit unterhalten hatte. In der andern Hälfte des genannten Jahrhunderts machte sich dort der Missionar Percotto durch zwanzigjährigen Eifer um die heilige Sache verdient. Dem folgte, von der Propaganda gesandt, Vicenzo San Germano, ein Italiäner; ein ehrwürdiger, frommer, verständiger Mann. Im Jahre 1795 lebte dieser unweit Rangun, einer der ersten Seestädte Pegu's. Seine Gläubigen bestanden, nach Major Syme's Erzählung, der ihn selbst sprach, aus den Abkömmlingen der Portugiesen, die, obgleich sie noch zahlreich waren, dennoch insgemein sehr dürftig lebten. Bei dem allen hatten sie sich eine niedliche Kirche gebaut, und für ihren geistlichen Herrn ein Stück Landes erkauft, wo er eine bequeme Wohnung, sammt einem Garten besaß. Er lebte von den freiwilligen Beiträgen seiner Gemeinde, wofür er hinwieder die Kirchenandachten zweimal des Tages verrichtete, und die Kinder seiner Glaubensgenossen in den Lehren der römischen Kirche erzog.

Seit aber die Briten engere Verbindungen mit den Birmanen für ihren Handel angeknüpft hatten, sannen auch die Londoner Missionsanstalten auf Verkündung der Religion Jesu in diesen Gegenden. Die Baptisten-Missionsgesellschaft wählte ebenfalls Rangun für ihr frommes Unternehmen zum Hauptpunkt. Die Stadt mit etwa fünftausend Häusern, von dreißigtausend Seelen bevölkert, und seit 1807, da sie durch Feuersbrunst verging, schöner aus der Asche hervorgestiegen, liegt bequem in der Nähe des Meeres, am Irawaddistrom, der in Rücksicht der Länge seines Laufes dem Ganges verglichen werden kann. Hieher wurden Judson und der Arzt Felix Carey als die ersten evangelischen Glaubensboten im Jahr 1807 gesandt. Sie begannen ihre Arbeit mit Uebersetzung der heiligen Schrift ins Birmanische, und in die Sprachen von Pegu und Siam. Der Kaiser gestattete ihnen nachmals (im Jahr 1813) auch in Ava eine Druckerei für das Bibelwerk zu errichten. Felix Carey reisete dahin, wo ihn der Kaiser zu seinem Leibarzt ernannte, seinen Kindern die Kuhpocken einzuimpfen.

Zu Rangun selbst befinden sich, außer den Missionarien und einer französischen Familie, gegenwärtig (1817) keine Europäer. Das Land ist fruchtbar und reizend, doch mangelhaft angebaut. Man spürt die Verwüstungen der langen bürgerlichen Kriege; Theurung und Noth beim gemeinen Volk ist nichts Seltenes.

---

8. Schilderung Hindostans. — Engherziges ehemaliges Benehmen der ostindischen Kompagnie gegen die Missionen. — Schwarz von Sonneburg. Gang der protestantischen, Zustand der katholischen Missionen. Die syrischen Christen.

Außer den Ländern, welche dem russischen oder türkischen Zepter in Asien unterworfen liegen, ist keines in diesem Welttheile zahlreicher von Christen bewohnt, als Indien diesseits

des Ganges; keines in welchem mit größerm Aufwand die Ausbreitung des christlichen Glaubens betrieben wird. Unermeßliche Urwälder, jetzt von den Briten angekauft, scheiden Bengalen vom Reich der Birmanen.

Hindostan, vor allen Ländern von der Natur mit einer Fülle von Schönheit und Reichthum geschmückt, in Asien der Garten Gottes genannt, von dem, wie das Sprichwort sagt, der Araber träumt, wenn er Opium nimmt, war durch die Schätze seiner Baumwollenstauden, Perlen und Edelsteine dem frühesten Alterthume so hochwerth, als unsern Zeiten. Der Weg, welchen die Waaren Indiens nach andern Weltgegenden nahmen, machten Reiche in weitester Ferne blühend, und gab großen Städten das Dasein. Als sich die Karavanen am Tigris und Euphrat hinaufzogen, prangte Babylon; in Aegypten Memphis und Theben; dann Palmyra oder Tadmor in den syrischen Wüsten, und Tyrus; darauf das ägyptische Alexandrien, Bagdad, Samarkand, Venedig, Amsterdam, London. Welches Volk den indischen Handel hatte, war das reichste und herrschendste. Welches ihn verlor, verlor sich wieder in alter Bedeutungslosigkeit.

Gegenwärtig ist Indien die Grundsäule von Großbritanniens Größe. Kein Hindostan mehr, und England wird sinken, wie Portugal und Holland sanken. Dies Land, von ungefähr siebenzigtausend Geviertmeilen Flächenraums, mit ungefähr hundert und zwanzig Millionen Menschen bevölkert, ist in unserer Zeit fast zur Hälfte eine britische Provinz. Die Besitzungen der ostindischen Gesellschaft umfaßten im Jahre 1815 einen Raum von 30,657 Geviertmeilen mit 40,058,408 Einwohnern.

Fast nirgendswo bewundernswürdiger als hier, erscheint in der Welt die Macht und Ueberlegenheit europäischer Geistesbildung und Gesittung. Ein weites Land, der reichsten eines auf Erden, sowohl durch den Kunstfleiß seiner Bewohner, als durch die unerschöpflichen Geschenke der Natur; — ein weites Land, vielleicht die älteste Heimath, die erste Wiege des Menschengeschlechts oder doch der menschlichen Kultur; — ein weites Land voller tapfern Volksstämme, die der Unabhängigkeit gewohnt, das Leben für sie zu opfern nie scheuten, und schon längst durch religiöse Ideen, durch bürgerliche Einrichtungen, durch Kunst und alte Wissenschaft stark waren: — dies Land gehorcht jetzt einem an Seelenzahl um mehr als die Hälfte kleinern Volk, das im Norden eines entlegenen Welttheils in mehr denn tausend Meilen weiter Ferne daheim ist! — Kaum sechsundvierzigtausend Europäer leben unter den vierzig Millionen Eingeborenen und halten sie alle im Zaum. Nicht mehr denn zwanzigtausend von diesen Europäern sind Soldaten, welche, weil sie für die weitläufigen Besitzungen an Zahl zu schwach wären, hundert und vierzigtausend Eingeborene mit sich verbinden, die Eroberung sowohl gegen die Eingebornen selbst, als gegen die unabhängigen indischen Nachbarstaaten zu behaupten. Sogar für die bürgerliche Verwaltung des Landes sind neben etwa dreitausend europäischen Beamten über zwölftausend Eingeborene angestellt. Und dennoch bewegt sich Alles in fester, gesetzlicher Ordnung und Stille, ohne Störung, ohne Aufruhr, ohne Klage.

Es ist hier nicht der Ort, den Briten die Tonnen Goldes nachzurechnen, welche ihnen der

Handel Indiens gewährt, und vermittelst deren sie den Welttheil ihrer nordischen Heimath mehr, als durch die Gewalt ihrer Flotten und Heere bewegen, leiten, nach Gefallen in Flammen setzen oder beruhigen. Wichtiger ist dem Freunde der Menschheit ihr Streben, europäische Kenntniß, Wissenschaft und Gesittung unter den Hindus auszubreiten, die ihrem Zepter gehorchen. Es verdient bemerkt und gerühmt zu werden, daß sie mit großem Fleiße die Schulen der Landesbewohner vermehren und verbessern. Das Kollegium zu Calcutta ist eine der vortrefflichsten Hochschulen, worin die Jünglinge zur Bekleidung öffentlicher Stellen die wissenschaftliche Vorbildung empfangen. Es verdient bemerkt und gerühmt zu werden, daß die Eroberer, können sie auch nicht die verworrenen Religionsbegriffe, welche die Hindus vom frühen Alterthum ererbten, plötzlich durch das heilige Licht des Christenthums erhellen, dennoch mit Ernst die schauerlichen Wirkungen mancher von jenen reliösen Ideen schwächen. Denn wie schon zu des mazedonischen Alexanders und zu Cicero's Tagen, und gewiß weit früher noch, sich die Weiber der beiden vornehmsten Hindu-Kasten nach dem Tode ihrer Männer, mit allen ihren Kostbarkeiten, freiwillig zu verbrennen pflegten: so geschieht es bis zu unsern Zeiten. Aus geringern Kasten lassen sich die Wittwen lebendig begraben. Im Sommer 1812 bestiegen über hundert Wittwen verstorbener Braminen den Scheiterhaufen, die sich neben den Leichen ihrer Gatten von den Flammen verzehren ließen.

Ursprüngliche Vorschrift des alten Gesetzes will, der Scheiterhaufen solle, vor dem Hinauftritt der Wittwen, brennen, damit diesen noch im letzten Augenblick freie Wahl bleibe. Die Engländer drangen im Jahr 1818 auf buchstäbliche Erfüllung der Satzungen, in der menschenfreundlichen Hoffnung, zwei jungen und liebenswürdigen Wittwen das Leben zu retten. Was von diesen Schönen nicht durch die rührendsten Bitten zu erflehen gewesen war, den Holzstoß nicht zu besteigen, sollte die weibliche Scheu vor dem Anblick der Flammen bewirken. Eitle Hoffnung! Die jungen Schönen, nachdem sie die anwesende Menge des Volks beschworen hatten, achtbaren Gattinnen nie wieder auf ähnliche Weise die Vollstreckung heiliger Pflichten zu erschweren, gingen und verschwanden in den Flammen des Holzstoßes.

Der Generalgouverneur Wellesley arbeitete während seines Aufenthalts in Indien vergebens der entsetzlichen Sitte entgegen. Inzwischen gelang ihm wenigstens, daß im Jahr 1802 die der Gottheit zu Jaggernaut durch älterliche Gelübde dargebrachten Kinderopfer aufhören mußten. Man warf sonst die Kinder den Krokodilen und Haifischen im Ganges oder im Dschilka-See vor, oder setzte sie aus. Eben so gelang es dem Oberst in der ostindischen Gesellschaft, Herrn Walker, ziemlich, bei einigen unabhängigen Völkerschaften auf der Halbinsel Guzzerate im Jahr 1812 die gesetzliche Ermordung der Töchter vornehmer Familien abzuschaffen. Nur im Jahr 1804 noch zählte man dieser unglücklichen dort umgebrachten Mädchen bei siebentausend!

Wenn schon diese, wie andere Unmenschlichkeiten und Entehrungen der Menschenwürde meistens Wirkungen der uralten Vorurtheile, oder der Mängel in den bürgerlichen Ordnungen

sein mögen: sind doch die religiösen Vorstellungen der Völkerschaften mehrentheils die eigentlichen Urheberinnen oder Emporhalterinnen der Vorurtheile und Sitten, wie der bürgerlichen Einrichtungen bei denselben. So sind die vier Haupt-Kasten der Hindu's mit ihren vierundachtzig Unterabtheilungen den ältesten Religionsbegriffen entsprungen; oder wahrscheinlicher noch wurde diese Frucht des gräuelhaftesten Despotismus durch die Religion geheiligt und verewigt. Millionen der fähigsten und nützlichsten Personen sind damit von Geburtswegen, weil sie den untersten Kasten angehören, zur lebenslänglichen Verachtung und Hintansetzung verdammt.

Ohne Aufklärung der Nation durch einen menschlichern, oder vielmehr göttlichern Glauben ist an keine wahre Erhebung derselben zu denken. Darum blieb sie zwischen Indus und Ganges seit Jahrtausenden eingebannt in den engen Ring ihrer Begriffe, Gebräuche und Lebensweisen. Wie sie Alexander der Mazedonier vor einundzwanzig hundert Jahren fand, wie Strabo, der sizilische Diodor und Arrian sie beschrieben: so finden wir sie noch immer in dem alten Zauberkreise des Kastenthums, das todte Einerlei festhaltend, gleichsam versteinert. Sie steht in geistiger Hinsicht als ein sichtbares Schaustück der längst untergegangenen Vorwelt, vom Leben derselben zeugend da, gleichsam wie eine ägyptische Pyramide unter den übrigen Nationen der Erde.

Darum ist in seinen Folgen für die Weltgeschichte wichtiger, als alles Eroberer- und Gesetzgeberwerk der ostindischen Handelsgesellschaft, dasjenige, was zur Verbreitung des christlichen Lehrbegriffs unter den Hindus gegenwärtig geschieht. Denn die der Menschheit durch Jesum geoffenbarten Ideen werden unter jenem herrlichen Himmel ein neues Leben entzünden, gleichsam eine neue Welt bauen.

Es fehlte schon seit einigen Jahrhunderten nicht an Versuchen, unter den Indern das Christenthum allgemein zu machen. Allein die Versuche hatten geringen Erfolg. Es fehlte nie zwar an gottbegeisterten Männern, die gern das begonnene Werk ihrer Vorgänger fortgeführt haben würden. Es war nicht die Ungelehrigkeit der Hindu's, nicht die lange Reihe der dort geführten Kriege das vorzüglichste Hinderniß an der Ausbreitung des göttlichen Wortes: sondern die britische, selbstsüchtige, über ihr Geld Alles vergessende Krämerpolitik war es. Die Direktoren der britischen Kompagnie selbst verboten das Hierherverpflanzen edlerer Religionsbegriffe, weil ihre Staatsklugheit dieselben zur Sicherstellung ihrer Herrschaft über die unermeßlichen Besitzungen nicht nothwendig, oder wohl gar für gefahrvoll hielt. Mit denselben Regierungsgrundsätzen, nach welchen noch heutiges Tages manche europäische Herren die Aufklärung des Volks, das Schulwesen ihrer Unterthanen hemmen wollen; waren die Direktoren der ostindischen Gesellschaft gar wohl mit allen Abscheulichkeiten, allem Unwesen der indischen Vorurtheile zufrieden, so lange ihre asiatischen Unterthanen nur leisteten und zahlten, was sie leisten und zahlen sollten. Ohne Erlaubniß durfte daher kein Missionar nach Ostindien kommen; und die Erlaubniß wurde nur höchst selten ertheilt. Um sich im Besitzthum der Eroberung zu stärken, gab man sogar Muhamedanern und Hindus vorzugsweise vor den

Christen den Zutritt zu den angesehensten Staatsämtern. Ja, während man mit großthuerischer Duldsamkeit die ämsigste Verbreitung des muhamedanischen Glaubens gestattete, trug man kaum Sorge, dem Christenthum durch das Aeußere des Kirchlichen nur einige Achtung zu verschaffen. Zuweilen mußte selbst die englische Missionsgesellschaft, die seit dem Jahr 1698 die Verbreitung des Christenglaubens in Asien zum Lieblingswerke machte, so wie in unsern Zeiten die baptistische Missionsgesellschaft, für ihre Missionarien in dem dänischen Ostindien einen Aufenthalt suchen, der ihnen im britischen versagt war.

Die einzige protestantische Mission, die eines Schutzes genoß, war auf der Küste von Koromandel, wo einige lutherische Prediger, unterstützt durch die „Londner Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß“ seit einem Jahrhundert thätig waren. Diesen ist es gelungen, gegenwärtig eine fromme Gemeinde von fünfzehn- bis zwanzigtausend christlichen Hindu's um sich versammelt zu sehen. Hingegen als in neuerer Zeit andere Missionarien, ohne Erlaubniß der ostindischen Kompagnie, ihren Weg nach Indien, vermittelst der dänischen Niederlassung zu Friedrichsnagor (oder Serampore), fanden, wurden diejenigen, welche nachher zur Ersetzung der ersten und verstorbenen Lehrer nachgeschickt waren, von den Direktoren aus dem Lande gewiesen. — Das war die Wirkung der engherzigen, selbstsüchtigen Kaufmannsklugheit! derselben, welche noch in unsern Tagen wider die Abschaffung des Negerhandels und der Sklaverei das Wort zu erheben nicht erröthen mochte. — Wahrlich, die Attila's, die Robespierres, und andere Neronen sind nicht die einzigen politischen Ungeheuer, welche für Geld und Herrschaft die Menschheit abschlachten konnten. Es leben der geistesmörderischen Herrscherlinge mehr, die, um allein Menschen zu sein, die übrigen in Thiere verwandeln möchten.

Mit dem Jahre 1813 aber, als das Direktorium der ostindischen Kompagnie für die längere Dauer ihrer asiatischen Staatsverwaltung mit der britischen Regierung und dem Parlament in neue Unterhandlungen treten mußte, veränderte sich in dieser Hinsicht die Lage Ostindiens. Der edelherzige Doktor Buchanan, welcher auf seinen Reisen durch die große Halbinsel diesseits des Ganges jene Unfugen der feigen Kaufmannspolitik gesehen hatte, war muthig genug, zu eben derselben Zeit alle Schändlichkeit aufzudecken*). Die „Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß“ in London brachte die traurige Lage der Religion und das Benehmen der Direktoren in Ostindien öffentlich und vor dem Parlament zur Sprache, und zeigte, mit welcher unmenschlichen Kunst und Geflissenheit man dort ungefähr sechszig Millionen britischer Unterthanen aller Gelegenheit beraube, den Glauben der Christen kennen zu lernen. Es liefen vom 15. Hornung bis zum 12. Brachmond 1813 beim Parlament sechsunddreißig Bittschriften mit achthundert siebenunddreißig namentlichen Unterzeichnungen für diesen großen Gegenstand ein.

---

*) Buchanans neueste Untersuchungen über den gegenwärtigen Zustand des Christenthums in Asien. Stuttgart 1813.

Im Parlament geschah endlich der Vorschlag, daß die britischen Besitzungen Ostindiens künftig eine kirchliche, für sich unabhängige Verfassung haben, und diese unter die Leitung eines evangelischen Bischofs und dreier Archidiakonen gestellt werden sollte. Es empörte sich gegen das, was obrigkeitliche Pflicht, was Menschlichkeit, was gottergebener Sinn, was gesunder Mutterwitz geboten, zwar laut und lärmerisch auch diesmal arglistige Klugheit, erschrockene Selbstsucht, durch Herkömmlichkeiten verschrobener Menschenverstand, in liebevolle Duldsamkeit verkappte Unduldsamkeit. Aber die edeln Castlereaghs und Smiths, der unsterbliche Wilberforce, der weise Thornton und Andere erhoben sich für die heilige Sache des Christenthums gegen Christen und siegten. Mit einer Stimmenmehrheit von neunundachtzig gegen sechsunddreißig wurde der Antrag angenommen, von der Kammer der Pairs ohne Widerspruch genehmigt und so der Bill der ostindischen Handelsgesellschaft als Staatsgesetz einverleibt.

Calcutta ward zum bischöflichen Sitz der britischen Kirche in Ostindien und der fromme Thomas Fanshaw Middleton zum ersten Bischof von Indien erwählt. Jene eitle Furcht, welche man in England vor Verbreitung des Christenthums in Indien erregen wollte, oder schon hatte, als würden damit bürgerliche Unruhen und Empörungen veranlaßt werden, verschwand seitdem. Sie war nur das Kind des Vorurtheils, der Unkunde oder des Stolzes gewesen. Denn beinahe alle alten Regentenstämme der Hindu's sind in eine solche Abhängigkeit von der britischen Regierung versunken, daß sie sich zu keinem Widerstand aufgelegt fühlen, zumal wenn man gerecht gegen sie ist, und — was ohnehin dem Geist der Jesuslehre widerstrebt — in Glaubensdingen ungewaltsam geht.

Und seit jenem Jahre verzehnfachten sich von Jahr zu Jahr die evangelischen Bekehrungsanstalten Hindostans, die, ehe ein Jahrhundert verstreicht, eine gänzliche Umwälzung der Begriffe, eine große Verwandlung der Sitten, eine wahre Geistes-Verjüngung Hindostans zur Folge haben müssen. So bewundernswürdig die fromme Begeisterung der britischen Gesellschaften ist, so rührend ist die treue Hingebung derjenigen, welche Verwandte, europäisches Vaterland und europäische Genüsse auf immer vergessen, um lebenslang unter großen Entbehrungen unter den Hindu's zu wandeln und gleich den ersten Jüngern des Weltheilandes die Liebe Gottes, sein Vaterthum und die Vergeltungen der Ewigkeit neben den Pflichten der Menschheit zu offenbaren. Die freigebige Thätigkeit der zahlreichen Bibelgesellschaften, welche die heiligen Urkunden des Christenthums in alle Sprachen Hindostans übersetzen und jährlich zu vielen tausend Exemplaren vertheilen lassen, kommt den Arbeiten der frommen Christusboten nicht wenig zu statten. Denn Hindu's, Muhamedaner, Perser, Chinesen, katholische Christen lesen das Gotteswort; — Kinder lesen es in den Schulen; — Braminen lesen es aus Wißbegier; — und die erhabenen im kindlichen Geist ausgesprochenen Wahrheiten, welche jeder Vernunft einleuchten, die tiefsten Räthsel des Lebens lösen, Gott, Ewigkeit und Menschheit in herrlicher Verknüpfung offenbaren, wirken auf Gemüth und Erkenntniß still und groß.

Ich will hier nicht von den Christengemeinden der Briten und übrigen Europäer in den Städten und Vesten längs den indischen Küsten, oder im Innern des Landes, von ihren alten, zahlreichen Kirchen und Schulen reden. Sie sind bekannt genug. Jede Erdbeschreibung nennt sie. Wohl aber will ich in leichten Umrissen darstellen, wie weit die Glaubensverkünder im britischen Hindostan vorgedrungen und verbreitet sind.

Eine der ältesten britischen Sendanstalten ist die zu Madras. Schon im Jahre 1728 kamen hieher einige lutherische Prediger, die in der volkreichen Stadt, worin über dreihunderttausend Malabaren, Chinesen, Armenier, Hindu's, schwarze Juden, Muhamedaner, Europäer und Mestizen leben, Gelegenheit genug fanden, ihren frommen Wünschen Genüge zu leisten. Hier, gleichwie weit umher in der ganzen Landschaft, ist seitdem schon Großes bewirkt worden. In dieser Provinz ist der berühmteste Wallfahrtsort der ostindischen Katholiken, das vermeinte Grab des Apostels Thomas zu Meliapur; in dieser Provinz Bells berühmte Schule für Hinduskinder zu Egmore, und außer den alten von Portugiesen und Dänen gestifteten Christengemeinden manche neue entsprungen, wie die zu Sadras und Wöperi unweit Madras. Nur um zehn Jahre jünger sind die lutherischen Sendörter von Cuddalore. Die Anstalten von Tanjore, schon seit dem Jahr 1766 entstanden, sind gegenwärtig sehr blühend.

Die Hauptstadt des Reiches Madura, von den Briten abhängig, ist Tritschinapalli. Auch hier leben schon mehrere tausend Früher- oder Später-Bekehrte verschiedener christlichen Kirchen. Hier war es, wo, wie im Reich Tanjore, der wahrhaft weise und große Gottesbote Friedrich Schwarz, von Sonneburg in der Neumark *), ein Mann im Geist und Thun der Helden des Urchristenthums, durch des Glaubens Predigt beinah ein halbes Jahrhundert lang unendliches Gute begründete. Er war ein Vater seiner Bekehrten, seiner Freunde, seiner Feinde. Unter den letztern standen schlau und tückisch die Jesuiten von Tanjore oben an. In freiwilliger Armuth immerdar reich für die Armen, ward Lehren und Wohlthun sein Tagewerk. Durch ihn breitete sich das Christenthum tief in die Staaten Hyder Ali's aus, der den evangelischen Patriarchen hochehrte; durch ihn entstanden die Anfänge vieler christlichen Gemeinden; durch sein Mitwirken die zahlreichen, segenvollen Provinzialschulen des Reiches Tanjore. Noch wirken in seinem Geiste die von ihm gebildeten europäischen und hinduischen Jünger fort. — Serfodschi, der Rajah von Tanjore, ließ ihm noch im Jahr 1801 in der Kirche zu Tanjore ein Denkmal errichten, und unweit seiner Hauptstadt, in einem Dorfe, zu seinem Gedächtniß, eine Ernährungs- und Schulanstalt für fünfzig arme Christenkinder begründen. Das that der Rajah von Tanjore in rührender Ehrfurcht für den edeln Deutschen Schwarz von Sonneburg! Man kann soviel selten von europäischen Fürsten für die verdienstvollsten Lehrer ihrer Reiche rühmen.

Die ganze Umgegend der großen Stadt Calcutta, des Hauptortes von Bengalen, der

*) Geboren den 26. Weinmonat 1726; nach Indien im Jahr 1750 gekommen; gestorben den 13. Horn. 1798 in der Stadt Tanjore. Züge aus seinem Leben enthält das vierte Heft von M. Blumhardts Magazin für Missions- und Bibelgesellschaften, 1. Jahrgang.

wichtigsten von allen Handelsstädten des heutigen Asiens (Kantong ausgenommen), wird gegenwärtig von evangelischen Heilsboten durchwandert. Da sind wenige Dörfer ohne Christen, ohne Schulen, ohne Bibeln. Zu Calcutta selbst ward von den Missionarien ein Schulhaus für achthundert Hindukinder beiderlei Geschlechts errichtet. Gleiche Thätigkeit herrscht zu Serampore und in den Umgebungen dieser dänischen Stadt, sechs Stunden nördlich von Calcutta. In der Stadt Cutwa, noch dreißig Stunden weiter gegen Norden, im Bezirk Jessore; in Gumalty unweit der Stadt Gour (85 Stunden nordwärts Calcutta); in Digah, südwärts dem Ganges; zu Balasore in der Nähe des Tempels von Jagernaut, am bengalischen Golf in der Provinz Ussissa; zu Agra, der nun halbwüsten alten Hauptstadt der Großmoguln; zu Nagpore der mahrattischen Hauptstadt von Berar; zu Patna, der großen baharischen Stadt, von der gesagt wird, sie umfaßte eine halbe Million Einwohner; zu Bombay; zu Chittagong an den östlichsten Grenzen Bengalens unweit der birmanischen Wälder; zu Sirdhana nordwärts Delhi in der Nähe vom Lande der Seihks; zu Pandua am Fuße des chinesischen Gebirges; zu Allahabad, wo die Dschumna in den heiligen Ganges fällt, dem berühmten Wallfahrtsorte indischer Andacht, — in Gegenden, wohin selten Europäer, nie Christusverkünder kamen, wandeln die britischen Heilsboten, lehren sie das Volk, gründen sie Schulen.

Nicht Europäer allein, auch bekehrte Hindu's, bekehrte Braminen, bekehrte Armenier und Muhamedaner verkünden das Evangelium. Es ist ein wunderbarer Wetteifer. Nie sieht man ihn ungesegnet. Man lehrt mit Eifer, taufet mit Vorsicht. Die Zahl der Täuflinge würde alljährlich noch größer sein, wenn sich die Muhamedaner wie die Hindus nicht fürchteten, durch öffentliches Bekenntniß des Christenthums ihr bisheriges Ansehen bei den Ihrigen und ihren Lebensunterhalt zu verlieren. Daher werden meistens die Bekehrten aus den niedrigern Volksklassen gewonnen; doch fehlen sie auch nicht aus den höhern indischen Kasten. Ja, selbst noch heidnische Schullehrer unterrichten die Hindukinder häufig im Lesen der Bibel.

Viele der Neubekehrten empfangen in der Taufe Namen, die sonst unter den Christen nicht üblich waren, aber nachahmungswürdig sind; z. B. Abdul Messi (Messias-Knecht), Inayut Messi (Gabe Christi), Nuwazisch Messi (Freundlichkeit Christi), wie wirklich drei indische Prediger zu Agra heißen; oder Taleb Messi (Messias-Jünger), Burrukut Ullah (Segen Gottes). Jetzt denkt man schon daran, höhere Schulanstalten zu stiften, worin Missionarien aus den Eingebornen gebildet werden sollen — ein Unternehmen, welches unfehlbar von glücklichen Erfolgen gekrönt werden muß.

Denn wie gut und ernst der Wille eines von Europa gekommenen Bekehrers sein möge, erschüttert, wenn sein Fuß Indien betritt, viel Unerwartetes die Festigkeit seiner Vorsätze. Die hagern, unkräftigen Gestalten der Eingebornen, welche ihn da in ihrer ganzen Armseligkeit umschweben, deren unbekleideter Leib seinen Blick, deren rauhtönende Sprache sein Ohr beleidigt, schreckt ihn um so mehr, je kräftiger und stolzer die daselbst angesiedelten Europäer, wie Wesen höherer Art, zwischen denselben einherschreiten. Ueberwindet er sich, ihres Gleichen, ihr Freund

zu werden, so hat er Jahre lang mit Erlernung der Sprache, und noch länger mit den Vorurtheilen der Europäer gegen jene verachteten Wesen zu kämpfen. Denn selbst die menschenfreundlichsten Personen unter den angesiedelten Europäern halten es oft für unmöglich, jene Geistigverkrüppelten zum Christenthum zu leiten, und daher das Unternehmen für einen vergeblichen Versuch schwärmerischer Unerfahrenheit oder Mangel an Urtheilskraft. Der gemeine Hindu hinwieder, voller Selbstsucht und Hinterlist, dabei knechtisch kriechend und mißtrauisch, scheint durch den Eindruck des Kastenthums, der seit Jahrtausenden in seinen Geschlechtern vererbt worden ist, noch in einer langen Geschlechtsfolge religiös und moralisch wahrhaft unheilbar zu sein. Das ist das Werk des orientalischen Despotismus.

Noch haben wir, außer den britischen Arbeiten zur Bekehrung der Hindu's, jener zu gedenken, welche früh im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auf der Küste Coromandel begannen, und deren Hauptort Trankebar ward. König Friedrich IV. von Dänemark veranlaßte sie durch die edelsinnige Freigebigkeit, mit der er im Jahre 1706 ein Missions-Kollegium zu Kopenhagen stiftete. Der erste, welcher aus dieser Anstalt nach Indien ging, war der menschenfreundliche Gelehrte Bartholomäus Ziegenbalg. Was er zu Trankebar angehoben, setzten Andere in seinem frommen Geiste fort, kräftig unterstützt durch Frankens berühmtes Waisenhaus in Halle, wie durch die Londner „Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß.“ Schon blühen da der christlichen Gemeinden viele längs den Küsten des Meeres.

Was alles bisher zur Verbreitung des Gotteslichtes über Hindostans Völkerschaften geschah, ist um so bewundernswürdiger, da es größtentheils durch Kraftaufwand von Privatleuten in Europa, besonders von Briten und Deutschen, gethan ward. Zu Großthaten dieser Art, würdig höherer Menschen, welche mit göttlichem Christusgemüth auch Menschen entfernter Zonen als ihre Nächsten lieben, waren Könige und Fürsten mitten in der Pracht und Ueppigkeit ihrer Hoffeste bisher zu arm an Geld und Muth. Aber was jene Edeln bisher auch geleistet haben, es steht gering neben dem, was in diesen unermeßlichen Länderstrecken noch zu vollbringen ist. Es fehlt, ungeachtet aller bürgerlichen Freigebigkeit, an hinreichenden Summen und Missionarien für alle die weitläufigen Gegenden, wo diese nöthig oder sogar willkommen sein würden.

Weit weniger, als von Seiten der Evangelischen, ist bisher von Katholiken in dieser Hinsicht geleistet worden. Ja, die katholischen Gemeinden, deren beiweiten die zahlreichsten vom Flusse Krischna bis zum Kap Comorin hinab zerstreut im Lande liegen, sind häufig in der verlassensten Lage. Die oberste Aufsicht der katholischen Christenheit in Indien steht eigentlich zween Erzbischöfen zu, deren einer zu Goa, Metropolitan von ganz Hindostan ist, und Primas des Orientes heißt, der andere zu Kranganor wohnt, einer Stadt auf der malabarischen Küste, unter der britischen Präsidentschaft Bombay. Aber das Erzbisthum des letztern, schon seit Ende des vorigen Jahrhunderts erledigt, ward bisher durch einen vom Metropolitan zu Goa ernannten Generalvikar verwaltet.

Unter beiden Erzbischöfen stehen zwei Bisthümer; das zu St. Thomä bei Madras, und das zu Cochin. Aber auch diese beiden sind seit Anfang dieses Jahrhunderts erledigt und vom portugiesischen Hofe, während seiner unglücksvollen Schicksale, vergessen worden. Der Metropolitan von Goa läßt auch sie durch Generalvikarien verwalten. Sämmtliche Erzbischöfe und Bischöfe wurden von jeher durch die Könige von Portugal eingesetzt, welche über die ostindische Kirche das Patronatsrecht ausschließlich behaupteten und selbst andern katholischen Mächten das Befugniß versagten, Missionarien herzusenden. Nur die römische Curie achtete dieses Rechtes nicht, ernannte von jeher unter dem Namen apostolischer Vikarien Bischöfe in partibus, welche, unabhängig von den portugiesischen Landesbischöfen, nur der römischen Kongregation zur Glaubensverbreitung untergeordnet waren. Gegenwärtig sind drei derselben vorhanden, zu Bombay, Verapalli bei Cochin, und zu Pondichery, welche Missionarien bei sich haben, die Gemeinden ihrer Kirchsprengel zu besuchen.

Nach der Angabe eines dieser Missionarien, des Abbé Dubois, der seit fünfundzwanzig Jahren Indien bewohnt und durchreiset, mögen ungefähr vier Fünftel von der Bevölkerung der portugiesischen Besitzungen Christen sein*). Unter des Metropolitans von Goa unmittelbarer Gerichtsbarkeit stehen etwa fünfhunderttausend Seelen (aber dazu gehören auch die Katholiken auf der Insel Ceylon, etwa 140,000 an der Zahl), von vielen schwarzen Geistlichen, im Seminar zu Goa gebildet, versehen. Ueber zweitausend indisch-christlicher Priester und Mönche gehorchen ihm.

Das Bisthum von Kranganor, welches sich bis Madura und zu den Ufern der Krishna ausdehnt, zählte noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bei zweihunderttausend bekehrter Hindu's; jetzt kaum dreißig- bis vierzigtausend; — das Bisthum St. Thomä nur etwa sechszigtausend; das zu Cochin blos dreißigtausend.

Von den drei apostolischen Vikarien Roms hat der zu Bombay kaum über zehntausend Seelen in seinem Sprengel, der zu Pondichery etwa vier- bis sechsunddreißig tausend, der zu Verapalli hingegen die meisten, nämlich achtzigtausend eingeborner Christen. Auch werden von den Missionarien des Letztern allein noch unter den Hindus Bekehrungen gemacht, und jährlich bei vier- bis fünfhundert erwachsene Heiden getauft. Zu diesen Geschäften dienen theils italiänische Karmeliten, theils eingeborne Priester. In den Umgebungen von Verapalli, Cochin und Travankor auf der malabarischen Küste bildet der Stamm der Nairen den größern Theil der Volksmenge. Unter allen Hindu's ist er der strengste in Beobachtung der Kastengebräuche. Wer solche aufs leiseste verletzt, wird unwiderruflich ausgestoßen. Dieser Umstand kommt den Bekehrern zu statten. Denn den Verstoßenen, von allen Ihrigen verlassen, bleibt nichts übrig, als um nicht Hungers zu sterben, Christ oder Muhamedaner zu werden. Bei-

---

*) Aus einem Schreiben desselben vom 15. Christm. 1815 in M. Blumhardts Magazin der Missions- und Bibelgesellschaften. Jahrg. 1818. Drittes Heft.

weitem die Mehrsten wählen lieber den Koran, als das Christenthum. Der Glaube der Moslemim gewährt ihnen mehr Freiheit und Nutzen im Leben.

Unter einem von der römischen Propaganda angestellten und von ihr abhängigen apostolischen Präfektur besteht auch zu Madras eine Send-Anstalt von italiänischen Kapuzinern. Sie mögen in ihrer Umgegend etwa zwölftausend Christen zählen. Vor hundert Jahren schon drangen die Kapuziner, das Kreuz predigend, durch das Innerste Hindostans bis Napaul und Tibet; doch ziemlich ohne Nutzen, wie dies auch mit den ehmaligen Sendungen französischer Jesuiten und portugiesischer Augustiner der Fall war. Als Ueberbleibsel ihrer Thätigkeit werden noch wenig besuchte Kapellen zu Agra, Lukno, Patna und andern Orten der Provinz Bahar gesehen. Die kleinen Gemeinden bestehen aber nicht sowohl aus bekehrten Hindu's, als vielmehr aus Nachkömmlingen der Portugiesen und aus halbkastigen Personen, daß heißt, Leuten, die aus Ehen von Europäern und Inderinnen entsprossen sind.

Der Verfall des katholischen Kirchenwesens in Hindostan ist kaum so groß, als der Verfall der Religiosität selbst in den katholischen Gemeinden. Die Missionarien erkennen es, und trauern. Die katholischen Hindu's leben meistens in der gröbsten Unwissenheit. Mit aller Niederträchtigkeit, die sie aus ihren ehemaligen, verworfenen Kasten erbten, pflegen sie als Christen die Völlerei und Ausgelassenheit des niedrigsten Christenpöbels zu verbinden. Ihr ganzes Christenthum beschränkt sich etwa auf Beobachtung einiger äußerlichen Gebräuche und auf das Hersagen einiger Gebetsformeln, die sie kaum verstehen. Vom höhern Pflichtgefühl, von einer Erhebung und Heiligung des Gemüthes durch den göttlichen Glauben, weht sie keine Ahnung an. Sie sind Heiden mit dem Rosenkranz und Kreuz. Die Heiligen vertreten ihnen die Stelle der alten Hindu-Götter. Einst kam zum evangelischen Prediger Carrie nach Agra ein Hindu und ein Katholik. Im Streit über die Ursachen des Erdbebens, den der Prediger entscheiden sollte, schwor der Hindu: das Erdbeben entstehe, wenn der Elefant, welcher die Erde auf seinem Rücken trägt, einen Fuß an sich zieht, um auszuruhen. Der Christ hinwieder versicherte: die Jungfrau Maria sei Schuld daran, welche die Erde aus ihrer Hand ihrem Sohn übergebe, um ein wenig auszuruhen.

Als Sultan Tippu damit umging, alle Einwohner seines Staates Mysore nach und nach zum Koran zu bekehren, ließ er im Jahr 1784 plötzlich alle katholische Christen seines Landes unter starker Bewachung nach Seringapatam führen. Es waren der Männer, Weiber und Kinder bei sechszigtausend. Er gebot ihnen, Muhamedaner zu werden, und die Beschneidung anzunehmen. Die Leute trugen auch gar kein Bedenken, seinen Befehl zu erfüllen. Keinem unter den Tausenden fiel bei, lieber zu sterben, als abtrünnig zu werden. — Nach Tippu's Sturz kamen die Abgefallenen und söhnten sich wieder mit ihrer christlichen Kirche aus, indem sie jesuitisch-schlau behaupteten: ihr Abfall sei nur äusserlich geschehen; sie hätten den wahren Glauben in ihrem Herzen versteckt gehalten.

Warum in den katholischen Missionen Hindostans das Christenthum die Gemüther so wenig durchdringt und verklärt, ist ein leicht zu lösendes Räthsel. Die römischen Heilsboten dort begnügten sich größtentheils, ihren Täuflingen einige dunkle Begriffe von Gott, der Jungfrau Maria, Christo und den Heiligen, von Hölle, Fegfeuer und Himmel beizubringen, sie zum Mitmachen einiger kirchlichen Gebräuche abzurichten, und das Werk war gethan, der Christ fertig. Die Erwachsenen blieben ohne hellere Belehrung; die Kinder ohne Schulunterricht; alle ohne Bibel, ohne Andachtsbuch, aus welchem sie vom wahren Wesen der Lehre des Weltbeseligers eine Ahnung hätten erfassen können.

Eben diese Verderbtheit der meisten katholischen Hindu's oder sogenannten Portugiesen macht den unbekehrten Hindu's ein Grausen vor dem Christenthum. Und rechtschaffene Leute, wenn sie das Unglück haben, von ihrer Kaste verstoßen zu werden, wenden sich daher häufig und lieber der Lehre des Propheten von Mekka zu.

Auf der malabarischen Küste und zwar besonders im Gebiete von Travankor, leben auch noch viele Jakobiten. Man nennt sie gewöhnlich syrische Christen, weil sie theils sich beim Gottesdienst und in ihrer Liturgie der alten syrischen Sprache bedienen, die vom Volke selbst aber nicht mehr gesprochen wird; theils weil der ursprüngliche Sitz ihrer Kirche in Syrien ist. Ihr Bisthum zu Travankor, zu welchem ungefähr fünfzehntausend Seelen gehören, ist eins von jenen einundzwanzigen, die dem Stuhl des Patriarchen zu Der-Zaaferan in Mesopotamien untergeben sind, und deren ich schon gedachte, als ich die kleinasiatische Christenheit darstellte. Es versteht sich von selbst, daß die Katholiken und Jakobiten hier zu Lande aus christlicher Liebe einander herzlich verachten, ungeachtet sie nur in einigen Lehren von göttlichen Geheimnissen, die Niemand versteht, von einander abweichen. Uebrigens haben beide in drei Dingen viel Verwandtschaft, nämlich in ihrer hierarchischen Form (auch die Jakobiten haben Bischöfe, Priester, niedere Geistlichkeit); in der Sprache, denn auch die Katholiken gebrauchen die alte syrische in ihren Kirchen; und in der Unwissenheit und Verwilderung ihrer Geistlichen und Laien.

Wahrhaft ruhmwürdig ists daher, daß sich mehrere der evangelischen Engländer edelmüthig dieser verfallenen Kirchen annehmen. Der Resident der ostindischen Gesellschaft zu Travankor, Oberstwachtmeister Munro, faßte im Jahr 1815 den Gedanken, für syrische Priester und Laien eine Bildungsschule zu Cotym im Gebiet Travankor zu errichten, und mit Hilfe der britischen Missionsanstalten vollzog er ihn. Die Schule besteht. Priester und Katanaren (oder niedere syrische Geistliche) empfangen Unterricht in der syrischen Sprache. Es ist nun auch eine Druckerei für syrische Bibeln angelegt. So verschwindet vielleicht auch, durch gemeinsame bessere Bildung, der Unterschied zwischen Katholiken und Jakobiten, welchen man schon vor Jahrhunderten durch Synoden vergebens zu heben suchte. Denn die Jakobiten sind, wenn nicht auf ihr Christenthum, doch auf das Alterthum ihrer Kirche stolz, als der ersten christlichen in Indien. Sie lassen sich nicht einreden, daß Mar-Thomas, ein Syrer, ihr Apostel gewesen: sondern leiten

ihren Ursprung von dem Jünger Jesu dieses Namens ab, welchem sie auf keine Weise die alte Ehrerbietung entziehen wollen, um sie dem Petrus und Paulus zu geben. Sie wallfahrten nach St. Thomä oder Meliapur, wo ihn die Braminen einst erstochen haben sollen; nach Maleatur am Feira-Fluß im travankorischen Gebiete, wo er gelehrt und getauft haben soll.

Immer bleibt merkwürdig, daß sich, ehe Europäer siegreich ihren Fuß auf die Halbinsel diesseits des Ganges setzten, hier ein kleiner Haufe Christen mitten unter feindseligen Braminen und Muhamedanern erhielt, und seit mehr denn vierzehn Jahrhunderten das Dasein behauptete. Wiewohl zuletzt das ganze Ueberbleibsel seines Christenthums meistens nichts war, als ein verworrenes Wesen von Festlichkeiten, Gebräuchen und abergläubigen Vorstellungen: hielt er doch auch daran mit unüberwindlicher Treue fest. Aber Vorurtheile und Gewohnheiten sind dem Bildungslosen die Stellvertreter der Ueberzeugungen, und jene eben so schwer zu vertilgen, wie diese. Dadurch erhalten sich noch viele Religionen des Alterthums, viele Kirchen, denen längst der heiligere Geist entwich, durch welchen sie entstanden waren.

---

9. Die persischen Christen. — Zabier — Suffa's.

Die Lehre des Propheten von Mekka ist, so weit sie durch Asien verbreitet sein mag, und so eifrig ihre Bekenner sie behaupten, nicht minder entartet und verfallen in diesem Welttheil, als die Lehre Jesu. Darum irren aber nicht desto weniger diejenigen, welche, begeistert durch die Göttlichkeit des christlichen Glaubens, hoffen, diesen um so leichter bei den Muhamedanern zu verbreiten, je roher deren religiöse Vorstellungen sind.

Auch in Persien wie in Ostindien, ist der Glaube der Moslemim wild verunstaltet, das Volk in eine Art Heidenthums zurückgesunken. Aber der Perser hält fest am Brauch und Buchstaben, ohne den entschwundenen Zweck und Geist zu kennen.

Hier bildeten schon längst die Zabier eine Art Mittelgliedes zwischen Muhamedanern und Christen. Man kennt Ursprung und Geschichte dieser Religionspartei noch viel zu wenig, die man gewöhnlich für eine der aus dem Schooße des Islam entsprungenen Sekten hält. In der That ehrt sie den Propheten von Mekka und viele seiner Stiftungen, weil sie nicht läugnet, daß sich Gott dem menschlichen Geschlechte in verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Umständen durch Gesandte offenbart habe. Aber sie legt keinen Werth auf Wallfahrten zum heiligen Grabe. Sie nennt den Täufer Johannes ihren Lehrer. Sie bedient sich, neben der Beschneidung, auch der Taufe. Sie kennt das Abendmahl und weiht dem Kreuze Andacht. Sie hat nach und nach von allen Religionen, die in Persien zu verschiedenen Zeiten mächtig waren, angenommen. Doch durch die Pforten der zabischen Kirche vereinigen sich Muhamedaner und Christen wahrlich am letzten.

Die persischen Christen, im Lande verachtet, wie anderer Orten Juden, gehören zur armenischen Kirche, die nicht minder verwildert ist, wie die griechische unter türkischer Botmäßigkeit. In frühern Zeiten sandte Rom mehrere Missionarien, weniger noch zur Bekehrung

der Nichtchristen, als zur Vereinigung der Armenier mit dem Stuhl Petri. Es gelang ihnen zum Theil. Die, welche sich mit der katholischen Kirche vereinigten, haben ihren Erzbischof zu Natschivan im Lande Erivan; die übrigen hingegen ihren Patriarchen, den „Hugas Kathaltos" in Jedschmiassin.

Dieser Patriarch (im Jahre 1817 hieß er Efrem) hat in seinem, am Fuße des ewig-beschneiten Ararat-Gebirges liegenden Kloster, ungefähr dreihundert Mönche bei sich. Die zum Kloster gehörenden christlichen Dörfer sind wohlhabend. Das Gotteshaus selbst aber wird nach und nach durch die hartherzigen Erpressungen des persischen Befehlshabers der Provinz Erivan so verarmt werden, daß es zuletzt nichts mehr behält, als seine Reliquien, z. B. den heiligen Spieß, der die Seite des Heilandes durchbohrte; ein Stück Holz von der Arche Noahs, welches der heilige Gregorius im Traum empfing u. s. w. Der wackere Weltumsegler Moriz von Kotzebue erzählt uns in seiner Gesandtschaftsreise nach Persien Manches von diesem Kloster, das Mitleiden erregt.

Man vernimmt schon seit langer Zeit wenig mehr von katholischen Missionen nach Persien. Desto eifriger lassen sichs die britischen und russischen Bibelgesellschaften und Missionsanstalten angelegen sein, durch Ausbreitung der Urquellen des Christenthums in persischen und armenischen Uebersetzungen den Koran zu verdrängen, oder den trüben Glauben der Armenier zu läutern. Die in neuern Zeiten von Persien an Rußland abgetretenen Provinzen bieten Spielraum genug dar. Aber auch ins Innerste Irans, oder des eigentlichen Perserlandes, gingen schon zahlreiche Bibeln; und die Menge der Kaufleute, oder reisenden Gelehrten, welche jährlich Astrakan zu besuchen pflegen (man zählt deren im Jahre mehrere Tausende), helfen nicht wenig, die Schriften der evangelischen Christen zu verbreiten. Diese Schriften sind selbst am Hofe des Schachs bekannt genug. Nach der Versicherung des gelehrten Doktor Campbell, der am Hofe zu Teheran seit vielen Jahren lebt, und im Jahre 1816 in Petersburg war, aber wieder nach Persien zurückging, wußte selbst der Thronfolger des Königs ganze Stellen des neuen Testamentes herzusagen.

Inzwischen darf man daraus nicht zu viel folgern. Ungerechnet, daß Muhamedaner, wenn sie dem Islam untreu sein wollten, von ihren alten Glaubensgenossen mit tödtlichem Haß und Abscheu verfolgt werden würden, ists keine Kleinigkeit, ihnen Vieles von den kirchlichen Bräuchen und spitzfindigen oder geheimnißvollen Glaubenslehren der christlichen Parteien annehmbar zu machen. Persische Männer von Bildung, denkende Muhamedaner, tragen gar kein Bedenken, den reinen, geistigen Wahrheiten des Christenthums, wie sie Jesus selbst verkündigte, den Vorzug vor den das Irdische, Gemeinsinnliche mehr ansprechenden Lehrsätzen des Korans einzuräumen. Aber zu Kapiteln unserer Dogmatik machen sie ungefähr die Miene, die ein gebildeter Katholik machen würde, wenn ihm ein eifernder Kalvinist von Genf die Sätze von der Gnadenwahl einschärfen, oder ein gebildeter Protestant, wenn ihm ein Kapuziner mit dem Fegfeuer Furcht einjagen wollte.

Die einsichtsvollern Perser machen eben so wenig Wesens von der Dogmatik und den Wunderbarkeiten des Islam. Es gibt unter ihnen Tausende, welche, ohne eben öffentlich vom muhamedanischen Wesen abzufallen, in der Verehrung des einzigen höchsten Gottes, und in Erfüllung der heiligen Pflichten gegen Mitmenschen und Gott, den ganzen Inbegriff ihres Glaubens, Gemüthsruhe und Erhebung finden. Aber sie behalten ihre Ideen sorgfältig für sich, um nicht vom Pöbel und von den Priestern als Gottesläugner verketzert zu werden. Man kennt sie darum in Persien dennoch. Man heißt sie nur die Suffa's, oder Philosophen, Freidenker. Sie sind in Persien etwa das, was die Bekenner des Confutse in China, die Siuto's in Japan und die helldenkendsten Männer unter Katholiken, Protestanten und Juden in Europa sind. Letztere empfangen von ihren Kirchparteien ungefähr ähnliche Titel. Denn asiatischer und europäischer Pöbel sind von einander wenig verschieden, und wahrscheinlich auch eben so wenig der große Haufe der Priester, Rabinen, Mufti's, Braminen, Bonzen, Gylongs, Talapoinen u. s. w. in beiden Welttheilen.

---

10. Die Cingalesen und Javaner. — Das Christenthum auf den übrigen größern asiatischen Inseln.

Noch bleibt uns übrig, einen Blick auf die asiatischen Inseln, und die in denselben bisher bewirkte Verbreitung des christlichen Glaubens zu werfen.

Vor allen tausend Inseln, welche das asiatische Festland umgürten, ist aber Ceylon mit seinen dreimalhunderttausend Bewohnern in religiöser Hinsicht denkwürdig. Mit uralter Ehrfurcht blicken noch heute die Inder diesseits und jenseits des Ganges, selbst die Thomaschristen, auf dies Eiland. Die Malabaren nennen es in ihrer Sprache nur das heilige Land, oder Lanca. Als Gipfelkrone des Gebirgs, welches Ceylon durchschneidet, erhebt sich der hohe, weit über das Meer sichtbare Talmala oder Hamalel. Droben, wo drei Ströme ihren Ursprung nehmen, schuf Gott, nach den Sagen der Hindu, den Stammvater des Menschengeschlechts, und begrub er ihn wieder. Von hier aus kam, nach dunkeln Ueberlieferungen Hinter-Indiens, der Glaube an Budda oder Bud, dem beiweitem der größte Theil Asiens heute noch Gebet und Opfer bringt. Schon viermal, sagen die Priester Ceylons, ist ein Budda erschienen in der Welt; das viertemal als Mensch, von einer Jungfrau geboren. Seine Lehre wird fünftausend Jahre herrschen; dann der fünfte Budda sich offenbaren.

Zwar sind Gerechtigkeit und Weisheit die Grundsäulen des Budda-Glaubens genannt. Aber das Volk ist, zumal in den untern Kasten, verwildert und entsittet; in den obern Kasten oft ungläubig oder zweiflerisch. Viele Braminen fühlen sich, wegen der ungeheuern Menge der Untergötter, in Gefahr, zuletzt keinen Gott zu haben oder zu glauben. Denn in Ceylon zählen die Priester deren 120,535. Daneben war selbst des alten Roms Vielgötterthum Kleinigkeit. Bei der Herrlichkeit des Himmelsstrichs und der Fruchtbarkeit des Bodens ist das Volk träge, körperlich wie geistig. Der Kokusbaum ist der freigebige Pfleger des Müssiggangs. Denn ein

kleiner Garten voller Kokusbäume reicht für die meisten Bedürfnisse einer Haushaltung hin; gibt ihr Speise, Trank, Oel, Obdach, Brenn- und Bauholz.

Es geht eine Sage, sie soll aus den heiligen Büchern der Eingalesen stammen, es werde von Westen her ein neuer Glaube gen Ceylon kommen, dem die ganze Menschheit beifallen solle. An diese Sage hätten die christlichen Heilsboten längst ihre Jesuslehre knüpfen können. Doch ward von ihnen wenig geleistet.

Die ersten europäischen Eroberer Ceylons, die Portugiesen, bekehrten nach Muhameds Weise mit dem Schwert. Den Worten der Priester, welche Taufe, Kreuz, Rosenkranz und allen Pomp römisch-katholischen Kirchenthums darboten, kam der Donner der gegen die alten Göttertempel gerichteten Kanonen zu Hilfe. Viele Eingalesen nahmen im Schrecken das katholische Kirchenthum an, ohne den Glauben zu kennen, welchen Christus geoffenbart hatte.

Als sich im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts die Holländer des großen Eilandes bemächtigten, bauten sie viele Schulen und Kirchen. Ihre Prediger drangen minder auf todte Werkheiligkeit, als Frömmigkeit des Gemüthes. Doch die spätern verloren oft den edeln Geist der erstern. Viele derselben, bald dem Trunk, bald der Wollust oder andern Lastern hold, wurden den Eingalesen böse Vorbilder. Dennoch nahmen Tausende der Letztern die Taufe, weil, in Folge eines Gesetzes, nur getaufte Christen öffentliche Stellen erhalten. Nach diesen Stellen geizten die Eingalesen, nicht nach Aufklärung und Christensinn. Das Bild des Budda blieb geheim bewahrt in ihren Herzen und Wohnungen.

Die Engländer nahmen endlich die Herrscherstelle der Holländer ein. Sie aber thaten zur Veredlung der Eingalesen weniger noch, als ihre Vorgänger. Ceylons Edelsteine, Perlen und Zinn und Gold waren den kaufmännischen Briten wichtiger, als Alles. So versank das Gute, was schon früher gestiftet worden, wieder in den Schlamm alten Heidenthums nieder.

In den Tagen der Holländer zählte man nur noch drei- bis vierhundert Götzentempel auf Ceylon; im Jahr 1807 aber waren schon wieder über zwölfhundert vorhanden. Im Jahr 1663 zählte man bloß im Bezirk Jaffna fünfundsechszigtausend Christen, wo im Jahr 1814 kaum noch fünftausend waren. Offenbar sind also zahllose der getauften Eingebornen wieder zum altväterlichen Heidenthum umgekehrt, dem sie nie aus Ueberzeugung entsagt hatten. Nach einer neuern Berechnung hat die Gesammtzahl der protestantischen Landeseingebornen nur etwa hundert und fünfzigtausend betragen, und die der römisch-katholischen ungefähr fünfzigtausend. Wieviel aber dieser Katholiken und Protestanten mögen wohl Christen sein?

Der heidnische Eingalese ist, wieviel ers ohne Gefahr sein darf, reinthierisch in seinen Begierden; meineidig, hurerisch, gewaltthätig. Die meisten vorhandenen Portugiesen oder Katholiken stehen ihm im Sittenverderbnisse nicht nach, und der größere Theil der Protestanten ist um nichts besser. So besagen es die übereinstimmenden Zeugnisse neuerer Reisenden.

Im Jahr 1815 eroberten die Engländer noch das Gebiet des Königs von Candi, des einzigen, welcher bisher auf der Insel unabhängig geblieben war. So ward ganz Ceylon

britisches Land. Und seit dieser Zeit hat sich auch ein neuer Eifer zur Verbesserung des sittlich-religiösen Zustandes der Einwohner entzündet. Die erste Anregung dazu geschah abermals durch die britischen Missionsgesellschaften in London; und die Regierung benutzte den lebendigen Willen derselben zum Guten. Bei zweihundert Schulen sind schon gestiftet; jährlich vermehrt sich ihre Zahl. Eine Akademie ist nun zu Colombo zur Ausbildung in höhern Wissenschaften aufblühend. Die Sendanstalten in alle Theile des Eilandes sind vervielfacht. Es gebricht nur an der nöthigen Menge derer, die den heiligern Glauben verkünden können. Zu Colombo und andern Orten haben die britischen Methodisten Schulen angelegt. In Galle, einer festen Stadt mit ungefähr fünftausend Einwohnern, in der Stadt Jaffnapatam, in Batticoloe, in Candi selbst, der Hauptstadt des neueroberten Königreichs, haben die englischen Missionarien Niederlassungen, von welchen aus sie die benachbarten Gegenden durchwandern und unterrichten, oder die von den Holländern einst gestifteten, von den Briten nachher ganz vernachlässigten Kirchsprengel wieder herstellen, deren Prediger meistens längst verstorben, deren Gemeinden längst in unglaubliche Unwissenheit zurückgesunken sind. — Ihr Wirken ist nicht eitel. Man hat selbst Vorsteher einzelner Gemeinden, selbst cingalesische Priester des Budda, selbst einen der gelehrtesten und berühmtesten derselben zum Christenthum übertreten gesehen.

Dieselbe Thätigkeit britischer Glaubensgesandten herrscht gegenwärtig auf der großen Insel Java, besonders seit die Engländer auf derselben während der Napoleonischen Kriege Fuß gefaßt hatten. Schon seit sich die Holländer im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts einiger Küsten dieses großen, gebirgigen und fruchtbaren Eilandes bemächtigt hatten, waren von ihnen löbliche Anstalten zur Versittlichung ihrer heidnischen Nachbarn und zur Verkündung des Christenthums getroffen worden. Ueberall fand man hier in Städten und Dorfschaften, wo holländische Niederlassungen lebten, treffliche Geistliche, eifrige Männer für das göttliche Wort. Aber die gewaltsamen Staatsumwälzungen, deren zerstörende Wirkungen sich von Europa über den Ozean bis in die javaischen Berge verbreiteten, zerstörten viel Löbliches. Die Franzosen waren nur auf kriegerische Behauptung der fruchtbaren Insel bedacht. Ein großes Denkmal ihrer ungeheuern Thätigkeit wird die prächtige Heerstraße bleiben, welche der französische Befehlshaber Dandales binnen neun Monaten vom Fort Diamant, bei der Stadt Bantam, bis zur östlichsten Spitze der Insel, vollendete, indem er Thäler füllen, Hügel abtragen, Berge durchbohren ließ.

Noch ists die muhamedanische Religion, welche auf Java am mächtigsten herrscht. Jedes Dorf hat seine Moschee und seinen Priester, der zugleich Mitglied der bürgerlichen Verwaltung ist. Unweit der Stadt Scheribon zeigt man noch das Grabmal des ersten der Muselmänner, welcher auf Java den Koran predigte. So heilig wird dasselbe geachtet, daß sich ihm nur Rajah's oder Fürsten ganz nähern dürfen. Als Muhameds Lehre auf Java gewaltig ward, flohen die Hindu's hinüber auf die Insel Bali. Doch sieht man noch zu Solo, der in

prächtiger, reichangebauten Ebene gelegenen Stadt, zu Samarang und Surabaya viele Ueberbleibsel der Hindu's.

Außerdem bilden die Chinesen wohl den fünften Theil der Bewohner dieses Landes. Eben so zahlreich mögen die Malayen sein. Jene sind indessen beiweitem die geistvollsten und kenntnißreichsten, ob sie gleich nur den niedrigsten Ständen China's entstammen. Unter vier Chinesen kann gewiß einer lesen (ein Ruhm, den man im polizirten Europa nicht aller Orten zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts den untern Klassen geben konnte). Auch haben sie in allen Haupt-Niederlassungen, selbst in Dörfern, Schulen für ihre Kinder. Kein Wunder, wenn sie in größerm Wohlstand leben, als die meisten Javaner. — Dagegen sind gewöhnlich die Muhamedaner, auch ihre Priester, unwissend; selbst den Koran kennen sie nur sehr oberflächlich. Ihre Religion ist bei ihnen zum sinnlosen Gewohnheitswerk geworden. Um so ansprechender, sollte man denken, müsse ihnen eine Lehre sein, die ihren Geist mit den erhabensten Wahrheiten beschäftigen, ihr Herz mit den edelsten Gefühlen erfüllen kann.

Es kommt nur darauf an, daß sich geistvolle, sinnige Männer an das apostolische Werk machen, besonders bei den einsichtigern und gedankenreichen Chinesen; nicht etwa Männer, die — wenn z. B. der Chinese in bildervoller Sprache vom höchsten Wesen spricht: „Der Donner ist Gottes Stimme, Licht sein Auge, Gluth sein Odem, und der Regen das Träufeln seines Mundes!" — daraus folgern, dieser Gott sei „die materielle Weltseele, welche nur den sichtbaren Himmel in Bewegung setzt." — Trefflich war der Gedanke eines jener Chinesen auf Java, als er einem der englischen Missionarien sagte: „Ich glaube, alle Religionen in der Welt seien einander gleich, oder besser, nur verschiedene Zweige derselben Wurzelwahrheit." Der Missionar begriff ihn schlecht und antwortete linkisch. Daher mocht' es kommen, daß der Chinese, auf die Ermahnung von Jenem, er solle nur zu Jesu fleißig beten, fein spöttelnd erwiederte: „Ich fürchte, er verstehe nicht chinesisch genug; ich müßte dazu wohl erst englisch lernen."

Ueberhaupt fehlt es den britischen Glaubensboten nicht am frommen Willen, desto öfter an nöthiger Menschenkenntniß, Anschicklichkeit und Einsicht. Häufiger werden, vermuthlich aus Mangel an bessern Werkzeugen zum Bekehrungsgeschäft, unwissenschaftliche Personen, Handwerksleute zu Missionarien erwählt, die sich in frommer Begeisterung zum mühsamen und gefahrreichen Unternehmen darbieten, und gutmüthig sich damit trösten, der Herr sei in den Schwachen mächtig. Daher wird mit Aufwand großer Mühen und Kosten gemeinlich minder geleistet, als wünschenswürdig wäre. — Doch auch das wenige Gute, welches von ihnen gestiftet wird, ist ehrwürdig und dankbar anzuerkennen.

Der größere Theil der Schuld, daß bis jetzt die meisten Nationen fremder Welttheile noch verwildert, sittenlos, ohne die Wohlthat des Christenthums in halber Bestialität dahin leben, fällt der Gleichgiltigkeit christlicher Regierungen Europens zur Last. Ja manche derselben und ihre Statthalter und Amtleute finden es sogar ihrem kaufmännischen oder politischen Vortheil

angemessener, die Nationen durch keine höhere Religion zu entwildern, und die fruchtbarsten Ländereien öde liegen zu lassen.

Daher sind zahlreiche Inseln Asiens noch weit verwahrloseter als Java. Das große, reiche Sumatra ist an den Küsten nur von Muhamedanern, im Innern nur von Heiden bevölkert. Die Engländer und Niederländer bekümmern sich lediglich um ihren Handelsverkehr. Und wie abhängig auch die eingebornen Landesfürsten von ihnen sein mögen, fällt ihnen doch nicht bei, dieselben nach und nach menschlicher zu machen. Im Innern Sumatra's werden nicht nur den Götzen viele Menschenopfer geschlachtet, sondern Kriegsgefangene mit grausamen Qualen gemordet, und mit einer ganz eigenen Brühe angerichtet, aufgefressen.

Die durch ihre ergiebigen Zinnbergwerke berühmte Insel Banka, in der Nähe Sumatra's, liegt mit ihrem fruchtbaren Boden öde da. Sie hat nur wegen ihres Zinnes einigen Werth, welches von den Händen jährlicher Auswanderer von China ausgebeutet wird. Die Niederländer und Briten selbst hinderten bisher geflissentlich die Belehrung des Volks und den Anbau des Landes, um die Einwohner Banka's für ihre Lebensbedürfnisse von Java oder dem Handelsplatze Palembang abhängig zu erhalten. Die Dörfer liegen in ungeheuern Wäldern verloren; die Hauptstadt Minto ist ein wüster Flecken. Die Ureinwohner, meistens Heiden, sind entweder Orang-Gunangs, d. i. Gebirgsbewohner, wie es der Sprache nach scheint, malayischen Ursprungs, oder Orang-Laut's, d. i. Seeleute, die an den Küsten leben. Chinesen, deren hier über viertausend wohnen, so wie Malayen, sind Fremdlinge.

Borneo, Asiens größte Insel, kennt, wie Macassar und Celebes, an den Ufern nur den Islam, im Innern nur das Heidenthum. Hier, wie in Sumatra, werden noch, gleichsam unter den Augen der Europäer, von den unmenschlichen Einwohnern bei Hochzeiten und andern Festlichkeiten Menschenopfer gebracht. Schwerlich kam noch ein Europäer mit der menschenfreundlichen Absicht hieher, die Sterblichen mit dem wahren Gott und ihren ewigen Bestimmungen bekannt zu machen. Hier sind die Christen bloß Krämer, und nichts als Krämer.

Doch ich will nicht von den Gegenden reden, wohin die süße Stimme einer bessern Religion nie gedrungen ist. Ich müßte viele tausend von Asiens noch ungezählten Inseln nennen. Darum beschränke ich mich von jenen zu reden, wohin das Evangelium schon getragen ward.

Auf den molukkischen Inseln berechnet man die gegenwärtige Anzahl christlicher Einwohner über zwanzigtausend Seelen. Eine kleine Zahl gegen die große Volksmenge, welche sich unter der heißen Sonne der Gewürzinseln eines wilden Daseins freut. Inzwischen ist doch, zumal von den Holländern, zur Ausbreitung hellerer Religionsbegriffe viel Löbliches begonnen worden; am meisten in Amboina. Hier haben sich nun auch, wie auf Banda, britische Missionarien seit dem Jahre 1814 angesiedelt, deren erstes Geschäft war, vornehmlich den lange versäumten Christengemeinden, in denen man bei achtzehntausend protestantische Christen zählte, neue Lehrer zu werden, und in ihren Landessprachen gedruckte Bibeln von

Calcutta zu bringen. In Amboyna selbst hat sich zur Verbreitung der heiligen Urkunden des Christenthums eine Bibelgesellschaft gebildet, die im Jahre 1815 für ihren Zweck viertausend Thaler zusammensteuerte. — Auch auf der Gewürzinsel Schilolo zeigen sich noch Spuren des einst von den Jesuiten gepredigten Glaubens; aber fast erloschene Spuren. Der Triumph, mit welchem die Jesuiten den Uebergang Ynka-Kaffels, des Königs dieser Insel, zum Christenthum im Jahr 1750 verkündeten, wie ihn der Bischof von Manilla getauft, wie er zu Ehren des Königs von Spanien den Namen Ferdinand angenommen, seine achtundvierzig Gemahlinnen abgedankt, seine Pagoden alle zerstört, eine christliche Kirche gebaut habe, dauerte nur kurze Zeit. Ynka-Kaffel, ein schlauer und gewaltthätiger Mensch, wollte sich nur mit dieser Maasregel das Vertrauen des spanischen Statthalters und dessen Hilfe zur Unterjochung anderer benachbarten Inseln verschaffen. Als dies fehlschlug, änderte er den Sinn. Die Folge ward, daß die Spanier ihn kriegerisch überfielen und gefangen nahmen. Auf manchen andern der Gewürzinseln wurden schon früh von katholischen Glaubensboten Bekehrungsversuche, oft sehr unglückliche, gewagt. In Tidor wurde der Missionar Pater Leo von St. Joseph im Jahr 1739 von den Einwohnern geviertheilt, sein Haupt auf einem Spieße herumgetragen. Ein Jahr nachher verschwand der Pater Hippolyt, den die Wilden mit sich hinwegschleppten.

Blühender ist der Zustand des Christenthums, wenigstens dem Aeußern nach, in den manillischen oder philippinischen Inseln. Dies dankt man besonders den großen Missionsanstalten Roms, die dort schon seit Jahrhunderten thätig waren. Daher konnte in der prächtigen und volkreichen Hauptstadt Manilha, die gegen neunzigtausend Einwohner zählt, schon im Jahr 1721 ein erzbischöflicher Stuhl errichtet werden, dem drei Bisthümer untergeordnet wurden. Die Missionarien waren unablässig bemüht, dies geistliche Gebiet über die zehntausend Eilande des philippinischen Archipelags zu erweitern. Inzwischen schritten sie mit ihrem Bekehrergeschäft nur allzu eilig vor. Es schien ihnen mehr daran gelegen, die Zahl der Angehörigen zu vergrößern, als Seelen zu erleuchten. So rühmten sich die Augustinermönche im Jahr 1734, die ganze Nation der Jsinaga's bekehrt und getauft zu haben. Hintennach erfuhr man, daß die Wilden sich empört, die Klöster ausgeplündert, die heiligen Gefäße geraubt, und die Christen genöthigt hätten, ihr armes Leben in die Wüsten der Gebirge zu retten.

Aus Berichten späterer Reisenden weiß man, daß das Christenthum vieler Bekehrten von ziemlich rohem Gepräge sei; daß die christlichen Wilden, wo sie die Stärkern sind, noch immer, wie in ihrer Heidenzeit, die alten Götzen nebenbei in Ehren halten, und sogar noch, wie auf der Insel Paraga oder Palawan, die neugebornen Kinder, welche einen Leibesfehler zeigen, umbringen; daß hinwieder, wo die Neubekehrten die Schwächern sind, sie sehr barbarisch zur Beobachtung der Kirchenzucht getrieben werden. Wenn sie den öffentlichen Gottesdienst versäumen, werden sie von den Geistlichen mit Schlägen abgestraft im Angesicht des Volks. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß Priester selbst Frauen und Mädchen zur Züchtigung die Ruthe geben. Die Beweggründe, aus welchen man bekehrt, sind oft eben so unedel, als diejenigen, welcher willen

man sich bekehren läßt. Die Küstenbewohner werden oft nur darum Christen, um bei den Spaniern Schutz gegen die schwarzen Nachbarn in den Gebirgen zu finden; von den Gebirgsbewohnern hinwieder kommen wenige zur Taufe, wenn sie nicht allenfalls aus Liebe zum Wein oder Schweinefleisch dazu verführt werden, weil ihnen der Koran beides untersagt.

Die Gesammtzahl der Christen auf den Philippinen wird (1817) auf 1,800,000 Seelen angegeben, in vier- bis fünftausend Pfarreien vertheilt. Nur die Dominikaner-Mönche versehen hier neunundfünfzig Pfarreien und viele andere Missionen, worin sich (im Jahr 1818) 153,254 befinden. Es fehlt aber an tüchtigen Verkündern des Evangeliums, weshalb jetzt die Dominikaner in Spanien aufgemuntert werden, sich dahin zu begeben. Die Weltgeistlichen auf den Philippinen sind Indier und Mestizen, nur die Mönche sind Europäer. Die Bischöfe sind daher genöthigt, Leuten von allerlei Gewerben, die sonst nichts zu verdienen wissen, ohne Bedenken die priesterliche Weihe zu ertheilen.

---

11. Allgemeine Betrachtung über die Langsamkeit der Fortschritte des Christenthums in Asien.

Wenn ich den Blick noch einmal auf Asien zurückwerfe, auf den schönsten, den reichsten aller Welttheile, gegen welchen gehalten unser Europa ein armes Land, und in Rücksicht der Bevölkerung um drei Fünftel geringer ist; auf Asien, das Vaterland aller am meisten verbreiteten Religionen: bemerke ich mit traurigem Erstaunen die sittliche und religiöse Verwilderung desselben. Es ist nur ein sehr kleiner Theil seiner Bewohner, welcher den Glauben der Christen bekennt; und nur ein sehr kleiner Theil der Christen, welcher die höchsten Güter der Menschheit, die ewigen durch Jesum geoffenbarten Wahrheiten, im Gemüth trägt. Zwar die Einheit Gottes, dieser große Gedanke, ist durch Juden, Muhamedaner und Braminen, ist von Priestern Fo's und Lama's, Xaka's und Budda's weit verkündigt; aber von ungeheuern Träumereien der Barbaren wüst verunstaltet. — Länder von unermeßlichem Umfang, Inseln, deren Menge noch Keiner gezählt hat, liegen da in der Finsterniß des Heidenthums verloren. Der Mensch dort hat wohl edlere Naturgaben, nicht höhere Rechte, als die wilde Bestie. Ueberlist und gewissenlose Gewalt vertreten des Gesetzes Stand; Sultanenthum und Knechtthum die gesellschaftliche Ordnung. Und was der Sterbliche ist, dazu macht er, nur im vergrößerten Maasstab, seine Gottheit. Ist er selbst Ungeheuer, wächst sein Götze zum Satan. Von den Altären des schauderhaften Glaubens träufelt Menschenblut, und was reissende Thiere nicht, als in der höchsten Verzweiflung des Hungers, gegen Thiere ihrer Art thun, begehen Menschen aus gottesfürchtiger Sitte, — sie fressen von einander das Fleisch.

In jedem Edlern unsers Geschlechts ward zu allen Zeiten heiliger Unwille bei solchem Anblick rege, und der Gedanke: das sollte nicht sein! — Dieser Wunsch gehört zu den drei höchsten Wünschen der Geisterwelt, die da sind: Tiefere Erkenntniß von Gott, dem Vater des Weltalls, — Vollendung unser im unendlichen Dasein, — Auflösung der gesammten Menschheit in eine einzige Familie um den einzigen Gott. Daher gebrach es keinem Jahrtausend,

keinem Jahrhundert an Urhebern neuer Religionen, oder an Verkündern der alten, um die Geisterwelt vom Thierischen zu entbinden, im Göttlichen zu verklären.

Die geringen Fortschritte des Christenthums in Asien, wieviel der frommen Boten auch schon dahin gewandert sind, müssen befremden. Woher dieser träge Lauf? — Er war vor den Tagen der asiatischen Völkerwanderung ungleich rascher und gewaltiger gewesen. Er drang durch alle Tatareien bis ins Innere China's. Er drang bis zu den Indern. War damals eine anders gestaltete Menschheit, als in unsern Tagen? Wer will das glauben? Oder hatten die Verkünder des Lichts damals andere Mittel in Händen, denn in unserer Zeit, wo ihnen Geld, mannigfaltigere Kenntnisse, selbst Unterstützungen von der weltlichen Macht, und die Verbreitungen der heiligen Schriften in allen Sprachen zu Gebote stehen? — Oder sind die Asiaten heut roher, unempfänglichern Geistes, oder ihre Staatsverfassungen feindseliger den bessern Erkenntnissen, als damals? Mit nichten. Die menschliche Natur ist unverändert geblieben, und feindseligere Verfassungen gibt es heute nicht, wie jene waren, welchen Christus und seine ersten Jünger begegneten. Und dennoch leisten unsere zahlreichen Missionarien in einem ganzen Menschenalter nicht den hundertsten Theil dessen, was damals ein einziger Bote des göttlichen Meisters zuweilen in einem Tage verrichtete.

Wirklich haben Viele deswegen dafür gehalten, daß das Christenthum in den ersten Zeiten durch übernatürliche Mittel in der Welt ausgebreitet worden sei, und daß eine göttliche Kraft die ersten Boten desselben unterstützt habe. Und demüthig entschuldigen sie ihre Unwissenheit mit den dunkeln Rathschlüssen des Himmels, wenn sie die Frage beantworten sollen: Warum thut Gott nicht heute für das Evangelium, was vorzeiten, da es doch nur dem kleinsten Theil des menschlichen Geschlechts erst bekannt ist? Warum ist Gott heut minder mit Christo, denn sonst? — — Wahrlich, er ist's heut noch wie sonst.

Aber wir haben heut nicht mehr die Christusreligion in ihrer ursprünglichen Reinheit, wie die frühern Jesusboten sie hatten. Protestanten, Katholiken und Griechen predigen viel anders, als Christus gepredigt hatte. Und weil Ihr das Göttliche nicht mehr rein von aller irdischen Zuthat gebet, ist Gottes Kraft weniger darin. Das Irdische, welches Ihr hinzufügt, wird von der Macht des Irdischen, d. i. von Verfassungen, Sitten, Vorurtheilen besiegt, die ihr damit bekrieget.

Man muß in den Vorträgen Christi unterscheiden, wie in jedem Lehrvortrag, den Geist derselben, und die Form derselben; oder was er lehrte, und wie ers nach den Vorkenntnissen und Sitten seiner Zuhörer lehrte. Was er lehrte, waren die erhabensten Wahrheiten, die sich für die gesammte Menschheit in unüberwindlicher Kraft äußern, und den Geist der Sterblichen zum Himmel ziehen, gleichsam vergöttlichen: Glaube, Liebe, Anbetung eines einzigen Gottes, des Vaters vom Weltall, des höchsten und heiligsten Wesens — Glaube unserer Unsterblichkeit und Vollendung im Ewigen unter vergeltenden Verhältnissen; — Pflicht der Menschheit, vollkommen zu werden, heilig zu werden, wie der Geistervater ist, Auflösung

Aller in Liebe zu Allen; Entfernung von der Thierheit und ihrem Sinn. — Die Art aber, wie Christus dies lehrte, ward nach den Vorbegriffen der Juden bestimmt, zu denen er sprach. Darum nannte er sich den von ihren Propheten Verheissenen; darum trieb er von ihren Kranken Teufel aus, die nur sie kannten; darum sprach er ihnen die Bildersprache des Orients.

Wäre Christus unter den Indern am Ganges, oder in China aufgestanden, dann würde der Geist seiner Lehre derselbe, aber die Form eine andere gewesen sein. Dann würde er nicht von mosaischen Opferungen, nicht von Worten der Propheten, nicht von Teufeln geredet haben, die Hindostan und China nicht gekannt hätten; er würde seine Lehren ihren Vorbegriffen und sogar Vorurtheilen angesponnen haben. – So sprach Paulus unter den hellern Griechen anders zu Athen, da er vor dem Altar des unbekannten Gottes, als er zu Jerusalem vor mosaischen Priestern reden konnte.

Zum Unglück geschahen gleich in den ersten christlichen Jahrhunderten Fehlgriffe von unabsehbaren Folgen. Denn diejenigen, welche in die Fußtapfen der frühesten Glaubensboten traten, hielten mit frommer Liebe und Verehrung ihrer heiligen Vorgänger in Allem fest, was von denselben noch herstammte. So galt ihnen das Außerwesentliche und Zufällige nicht minder theuer, als das Wesentliche. Sie behielten die empfangenen morgenländischen Sprachbilder auch in den kühlern Abendländern bei, und predigten den Christusglauben für die Heiden in Ausdrücken, welche nur für Juden geschaffen waren, und nur von diesen verstanden werden konnten. Daraus entsprangen bei Menschen und Völkern, die vom Judenthum nichts wußten, falsche Begriffe und mancherlei Mißverständnisse. Die Mißverständnisse erzeugten neuerfundene Erklärungen, neue Bestimmungen. Die Erklärer und Bestimmer aber, meistens Kinder anderer Weltgegenden und Jahrhunderte, mischten ihre damaligen Ansichten unwillkührlich hinzu. Die Barbarei der Völkerwanderungszeiten trug ihre rohen Vorstellungen ebenfalls herbei, also daß zuletzt das Einfachste verwickelt, das Klarste finster, der Geist der Christusreligion über dem Streiten und Bauen am Formenwerk vergessen und versäumt wurde. So erhob sich endlich aus jüdisch-griechisch-ägyptisch-römisch-gothisch-gallischen Zusammentragungen ein Lehrgebäu des Glaubens, welches den flachsten Aberglauben abendländischen Heidenthums, mit der haarspaltenden Spitzfindigkeit der Scholastik und dem orientalischen Bilderthum seltsam vermälte.

Mit diesem Lehrgebäu wandern die Heilsboten unserer Zeit, aus verschiedenen Kirchen, zu den Nationen fremder Welttheile. Im tausendjährigen Wahn ihrer Vorfahren erhärtet, scheint ihnen das, was über Christus und seine Person gesagt wird, wichtiger, als was er selbst gelehrt hat. Denn unglücklicherweise glauben sie, daß das, was Christus lehrte, wenn man alles davon nimmt, was er bloß mit Beziehung auf jüdische Gebräuche und Begriffe sagte, viel zu einfach, viel zu wenig sei, sich gleichsam von selbst verstände und in jeder menschlichen Vernunft gegraben liege.

O die Geblendeten, daß sie träumen können, weiser, als ihr göttlicher Meister zu sein, der doch eben jene Glaubenslehre von Gott, Ewigkeit und menschlicher Bestimmung und

Verpflichtung zuerst in einer Klarheit, in einer Verknüpfung, in einer Vollendung offenbarte, wie nie vorher geschehen war; und der eben die Verkündung dieser Wahrheiten im menschlichen Geschlecht, zur Veredlung und Vereinung desselben mit Gott, zur Aufgabe seines Lebens gemacht hatte! Daß sie sich weiser dünken, als er, der eben diese Wahrheiten immerdar am lautesten predigte, weil sie von positiven Gottesdienstlichkeiten und Priester-Einbildungen und Mythen des Juden- und Heidenthums verworren und dunkel, oder ganz ausgelöscht waren! Wahrheiten, die noch heut von kirchlichen Satzungen verdüstert sind, die jeder kindliche Verstand in ihrer hohen Einfalt fassen, und deren unendliche Tiefe doch die menschliche Weisheit nie erschöpfen wird! Wahrheiten, in welchem sich unser Geist allein verklären und in Gottes- und Bruderliebe in dem Grade heiligen, vom Irdischen trennen, über Irdisches erheben kann, wie Jesus Christus erhaben und heilig war.

Es ist einer von den ungeheuern Irrthümern der Menschheit in frühern und jetzigen Zeiten, daß man das Höchste, was Jesus gelehrt, Naturreligion nennt; als wenn die Natur des Geisterthums und ihr Licht nicht das Werk Gottes wäre. Als wenn es außer der göttlichen Natur noch eine andere geben könnte! — Diese Religion aber ist es, die Jesus geoffenbart hat. Sie ist die Urreligion; nicht daß sie die älteste gewesen (denn so hell, wie Christus sie offenbarte, stand sie vor ihm noch nie im Reich der Geister da): sondern sie ist Stamm und Wurzel, Wesen, Einziges und Innerstes aller Religionen der Menschheit. Der Chinese auf Java ahnete sie (und kannte sie dennoch nicht), als er zum christlichen Missionar sagte: „Ich glaube alle Religionen in der Welt sind nur Zweige einer und derselben Wurzelwahrheit!“ — Diese Wurzelwahrheit zog Christus aus der Finsterniß ans Licht.

Wenn nun die europäischen Missionarien nicht mit jenen heiligen Urwahrheiten, die Jesus offenbart hat, sondern mit dem was spätere Menschen über Jesum und sein Wesen und Werk gemuthmaßt und gelehrt haben, zu fremden Völkern kommen, bringen sie nicht göttliche, unbesiegbare Lehren, sondern menschliche, die billig bezweifelt werden können. Es ist daher kein Wunder, wenn sie sich vergeblich abmühen, und wenige oder schlechte Früchte ihrer Anstrengungen wahrnehmen; wenn der weisere Heide den Mythos der christlichen Kirche, wie ein übel erfundenes Wundermährchen, mitleidig-vornehm belächelt, und der rohe Götzenanbeter die Ueberlieferung seiner Vorfahren, an die ihn noch das Band der Gewohnheit enger fesselt, verständlicher findet, als die fremden, künstlich-geordneten Dogmen. — Es ist kein Wunder, wenn man endlich durch sehr irdische Mittel, durch Beredungen, Geschenke, Hoffnungen oder Schrecken, Heiden zur Taufe bewegt hat, wenn die neue Religion nicht heiligere Menschen schafft; kein Wunder, daß die Bekehrten so leicht die erlernten Gebräuche und Dogmen wieder vergessen und mit dem Frühergewohnten austauschen.

Ob man Missionarien zu den andachtsvollen Tibetern, oder zu den klugen Schülern des Confutse, oder zu den altgläubigen Braminen, oder zu den Menschenfressern auf Sumatra sendet: überall wird die von Jesu geoffenbarte Urreligion, wenn sie in ihrer ursprünglichen

Reinheit, wie er sie selbst predigte, vorgetragen ward, jedes mit Vernunft begabte Wesen durch die unwiderstehliche Macht ihrer Wahrheit ergreifen. Denn sie weckt die in allen Gemüthern schlummernden, dunkeln Ahnungen zur Klarheit auf, und löset dem zweifelnden Geiste der Gebildetern alle Räthsel des Lebens lieblich auf. — Aber der Lehrer lehre, wie Jesus lehrte, sich den Vorbegriffen und der Fassungskraft des Volkes anschmiegend. Er sprach nicht zu den Juden, wie er zu den Indern und Tataren gesprochen haben würde; also predige man das Evangelium nicht Indern und Tataren, als wenn sie Juden wären. — Darin lag die überwältigende Wundermacht des göttlichen Wortes in den ersten Zeiten, bevor es in dem Gewebe der spätern todten Dogmatik verschlungen und begraben ward; darin die Bekehrergewalt der Apostel, die, wiewohl ungelehrte Männer, Höheres, Heiligeres wußten, als die Gelehrtesten der Zeit. Sie gaben unwiderstehliche Ueberzeugungen, die nicht wieder vergessen werden konnten, sondern das ganze Wesen des Ueberzeugten durchdrangen und verwandelten, daß er ein neuer Mensch ward.

Sieht man nun auf die europäischen Missionarien, wie sie wirklich sind, so wird bald noch heller, warum ihr Wirken meistens fruchtlos blieb. Die der katholischen und griechischen Kirche, oft mehr auf äußere, kirchliche Form, als auf innere Heiligung achtend, vergaßen im Eifer oft die Liebe, welche sie lehren wollten. Sie brachten aus Europa den Gewissenszwang, statt die Gewissen frei zu machen. Sie begnügten sich, steinerne Götzenbilder zu zerstören, aber verstanden es nicht, die Ehrfurcht vor den Abgöttern in den Gemüthern zu vertilgen. Paulus stieß den Altar des unbekannten Gottes zu Athen nicht um; aber er erleuchtete den Geist der Abgöttischen, daß sie die Altäre selbst zerstörten oder verfallen ließen. Die Mönche brachten aus Europa die gegenseitige Eifersucht ihrer Orden in die fremden Welttheile hinüber, und machten sich den Nationen, die sie bekehren wollten, durch ihr Gezänk oft zum Aergerniß und Gespött. Sie suchten vielmals auch durch kirchlichen Pomp und blendende Feierlichkeit die Menge zu bezaubern; aber das Herz blieb öde und der Geist der Bezauberten irre.

Entgegengesetzte Wege schlugen die protestantischen Missionarien ein. Nicht minder eifrig und großhaltend auf die Dogmen, die ihnen von den symbolischen Büchern (wie den Katholischen durch Kirchenväter und Kirchenversammlungen) zu erlauben gestattet sind; längst von ihrer Luther und Zwingli hellerm Sinn, noch mehr von dem des Erlösers abgewichen; strebten sie doch größerer Einfalt in Glauben und Lehre und Wandel nach; besonders die Herrnhuter, mährischen Brüder, Methodisten und ähnliche. Oft aber artete ihre Religiosität, besonders der letztgenannten, zu sehr in eine unhaltbare Spielerei der Einbildungen und Gefühle aus. Ihre Missionarien traten mit solchem Sinn und mit mehr Verliebtheit in Jesum, als edler Liebe des Göttlichen, unter die Heiden, bei denen sie gleiche Liebesflammen zum Heiland und dadurch zu allem Tugendlichschönen zu entzünden trachteten.

Ich bin weit entfernt, den Weg, welchen sie einschlugen, zu tadeln, obwohl ihn keiner der hohen Apostel wandelte; — vielerlei Wege führen zum Licht, und jeder, der zu Gott führt,

ist mir ehrwürdig. Auch haben sie einzeln manches ihnen ähnlich gestimmte Gemüth gewonnen. Allein große Wirkungen auf die Nationen waren und sind von ihnen um so weniger zu erwarten, da ihnen selbst oft die nöthige wissenschaftliche Vorbildung und Weltkenntniß, oder vielmehr die tiefe Gottesweisheit mangelte, welche Jesus in seinem Unterricht den Jüngern ertheilte, wodurch diese auch den Gelehrtesten ihrer Zeit den Schlüssel zum Geheimniß des ewigen Geisterreichs zu geben fähig wurden.

So konnten Protestanten und Katholiken mit vielhundertjähriger Mühe nicht die großen Wirkungen in der Heidenwelt hervorbringen, welche sie beabsichtigten, und welche sie hervorgebracht haben würden, hätten sie im Geist Jesu gelehrt, was er, und wie er; nicht aber, wie und was spätere Menschen von ihm gelehrt haben. Die Thorheit zu vollenden, ist dazu oft noch geschehen, daß katholische Missionarien es sich zum Verdienst machten, ihr Bekehrerwerk an evangelischen Christen zu versuchen; und umgekehrt, daß Protestanten sich angelegen sein ließen, Christen der römischen Kirche zu bekehren.

Wie dem auch sei, haben unter katholischen und protestantischen Heilsboten jedes Jahrhunderts erhabene Menschen gelebt, gelehrt, gelitten, würdig der ersten Zeiten des Christenthums. Noch dauern ihre heiligen Werke fort. Mit Bewunderung sehe ich ihren Muth, ihre Weisheit, ihre Aufopferung, und wie sie verfinsterten Nationen das himmlische Licht brachten, wilde Horden gesitteter Unmenschen menschlicher machten. Wahrlich, eurer mächtigsten Könige, eurer Schlachthelden Keiner hat je Größeres für die Menschheit gethan, als diese Männer Gottes vollbrachten.

III. Afrika.

1. Aufblühen und Verfall des Christenthums in diesem Welttheil.

Das unermeßliche Wunderland, unter dessen glühendem Himmel alle Naturkräfte lebendiger gähren, Afrika, die Heimath der riesenhaftesten Thiere und Pflanzen, reich an Gold, Weihrauch, brennenden Gewürzen und Farbenhölzern, ist den heutigen Tagen kaum bekannter, als es vergangenen Jahrtausenden war. Noch ist es bloß mehr umfahren, als bereist. Wir kennen kaum den fünften Theil desselben. Was wissen wir von seinen Binnenländern, von seinen Völkerschaften? Und doch ist dieser Welttheil den Europäern weit näher gelegen, als Asien; und doch stand er seit den frühesten Zeiten mit ihnen eben so sehr in friedlichem und kriegerischem Verkehr, als Asien.

Selbst die Nordküsten Afrika's, welche sich längs dem Mittelmeere im Angesicht Europa's ausdehnen, und zur Zeit des alten Roms mehr wie Theil unsers eigenen, als eines fremden Welttheils, betrachtet wurden, sind gegenwärtig der alten Verwandtschaft entzogen. Der europäischen Seemächte heimtückische Staatsklugheit oder Feigheit duldet es, daß jene üppigen Küsten, jene fruchtvollen Fluren seit Jahrhunderten Sitz und Wehre gewissenloser Räuber sind,

deren barbarischer Stolz sich nur in Demüthigung christlicher Fürsten und Mißhandlung ihrer Unterthanen gefällt. Soll dort nie wieder Europa's Gesittung hergestellt werden? — Ist heute die Zähmung jener Halbwilden zu schwer, während Rom einst das ungleich mächtigere, nebenbuhlerische Karthago überwand, und den Stamm der ungeschlachten Vandalen, nachdem er die deutschen Ostsee-Ufer mit Spanien vertauscht hatte, in kurzer Frist von Tanger bis Tripoli Herrscher ward? Wie tief ist die Wiege der alten Weisheit, Aegypten, in Verachtung und Wildheit untergesunken!

Es ist nicht zu bezweifeln, daß nicht schon im Jahrhundert des Messias von seinen Erleuchteten gen Aegypten gekommen seien, auch wenn die von Eusebius und Hieronymus aufbewahrte Sagen nicht mehr zu erweisen wären, daß Markus, der Evangelist, Gründer der alexandrinischen Gemeinde gewesen. Finden wir doch schon in den heiligen Schriften selbst der Jesusbekenner Anwesenheit in Nordafrika (Cyrene), auf Cypern, Creta und den Inseln des ägäischen Meeres gedacht. — Pantänus, der Weltweise, war im zweiten, Origenes, der vielthätige Kirchenvater, im dritten Jahrhundert der Ruhm des in Alexandrien aufblühenden Christenthums. Es breitete sich von hier der Glaube weit aus, bis hinauf in die Einsamkeiten von Thebais, der ersten Pflanzstätte christlichen Mönchthums; und durch Nubien bis Habesch, zu einer dessen Hauptstädten Axum (Auxumis) geheißen, wohin der Aegypter Frumentius den neuen Glauben trug.

Als Konstantinus einmal vom kaiserlichen Throne herab den Befehl erlassen hatte, das Christenthum solle die Religion der römischen Welt sein, ward es gefährlich, Heide zu bleiben. Zwar schon vor ihm war das Kreuz längs dem Mittelmeer bis jenseits der Säulen des Herkules gepflanzt worden; schon hatte Karthago der Christenheit berühmte Lehrer gegeben: nun aber verließen Römer und Afrikaner zu Tausenden die Altäre der gestürzten Götter, um sich anbetend vor dem Sohne Mariens niederzuwerfen.

Wäre das Heiligthum des Christusglaubens nicht schon früher unter menschlichen Erfindungen und priesterlichen Gezänken in seiner Reinheit getrübt worden, würde es durch die Maasregeln Konstantins und seiner Thronfolger geschehen sein. Denn die Tausende oder die Millionen, welche sich so jählings nun zum Kreuz wandten, weil sie dadurch Schirm vor Verfolgungen, oder Aussicht zu weltlichen Beförderungen gewannen, oder weil sie dem Strome der Menge folgten, konnten nicht so schnell die ganze innere Welt ihrer Begriffe und Gefühle wechseln, als den Altar des heidnischen mit dem des christlichen Tempels. Sie nahmen nur eine neue Uebung, nicht eine neue Ueberzeugung an. Zum Uebungswerk ward Alles, und dies ihnen erst im Lauf der Zeit durch Gewohnheit werth, wie vormals es der Götzendienst war. Nur die Kirche hatte gesiegt, nicht die Religion Jesu. Aber schon hielten auch die Priester größtentheils das Kirchenthum für das Glaubensthum selbst.

Daher sah man die bekehrten Nationen, wie in den übrigen Welttheilen, auch an den Küsten Afrika's, nicht durch das Licht des göttlichen Glaubens erleuchteter, im Gemüthe

veredelter, sittlich-erhabener: sondern sie blieben, die sie als Heiden gewesen waren. Die kirchlichen Streitigkeiten gaben ihren Leidenschaften nur neuen Spielstoff. Da Geiserich, der schreckliche Vandalenkönig, um die Mitte des fünften Jahrhunderts, mit seinen arianisch-christlichen Barbaren in Afrika landete, Karthago eroberte, seinen Seeräuberstaat gründete, war in der That damit für die Religion so wenig verloren, als für sie gewonnen ward, da hundert Jahre nachher Kaiser Justinians Feldherr Belisar das vandalische Reich wieder vernichtete, und das katholisch-christliche Glaubensbekenntniß abermals siegreich machte.

Selbst der Kirche war Belisars Schlachtenglück nicht lange ersprießlich. Denn eben, daß die afrikanischen Küsten byzantinisch geworden, gereichte ihnen, in den Kriegen der morgenländischen Kaiser mit ihren Erbfeinden, den Persern, zum Verderben. Der zweite Kosbru, der persische Eroberer, siegreich über die Griechen, überfiel auch Aegypten, überwand auch Karthago, entschlossen, den uralten Dienst Ormuzd's und des heiligen Feuers an die Stätte der Kreuzverehrung zu stellen. Dies geschah in derselben Zeit, da Muhamed in Arabien, von Mekka geflüchtet, sein Prophetenamt übernahm, im Anfang des siebenten Jahrhunderts. Und zwanzig Jahre später, nachdem Kosbru Afrika gewonnen, standen Muhameds Araber schon gewaltig über den Trümmern von Memphis am Nil. Die Mehrheit des ägyptischen Volks, jakobitische Christen, voller Hasses gegen die katholischen Mitchristen und deren Kaiser zu Konstantinopel, erleichterte dem arabischen Feldherrn Amru die Eroberung. Die Christen aber ärnteten das Verderben beiderseits, welches sie sich in ihrer blinden Rachbegier gegenseitig bereitet hatten. Es blieb beiden nur Wahl zwischen Knechtschaft und Tod, oder dem Glauben an Muhamed. Die meisten wählten diesen mit derselben Leichtigkeit, und aus denselben Gründen, wie sie einst Christum gewählt hatten. Und ehe noch das Jahrhundert verfloß, war ganz Nordafrika arabisch; das Evangelium durch den Koran vertilgt. Nur in Aegypten behauptete sich, gedrückt von der öffentlichen Verachtung, neben Ueberresten der katholischen, griechischen und armenischen Kirchparteien, so wie auch jenseits der Wasserfälle des Nils und der nubischen Einöden, in Habesch, das jakobitische Christenthum, während die Araber im Osten und Westen Afrika's längs den Küsten ihre Herrschaft und ihren Glauben ausdehnten.

Seit jenen Tagen blieb alles Land vom Sandgebirge des linken Nil-Ufers bis zum Atlasgebirge dem Christenthum verschlossen, und die Bekenner desselben betraten die Gestade Nordafrika's nur als gefangene Sklaven, oder als unstäte Kaufleute, oder als Gesandte europäischer Könige, die den Seeräuber-Fürsten ehrerbietigen Tribut brachten. Die meiste Duldung genießen die Christen vielleicht noch in Tripoli, wo sie gleich Juden verachtet stehen, doch freie Glaubensübung haben, besonders seit die Familie der Caramanli den Thron bestieg. Der gegenwärtige Pascha Jusef Caramanli (seit 1795), der dritte aus jenem Geschlecht, ist aus Klugheit, um den Briten zu gefallen, gegen die Christen nachsichtsvoll. Das römische Kollegium de propaganda fide bestellt das Kloster zu Tripoli mit drei Mönchen, meistens Franziskanern, für die Seelsorge der christlichen Konsuln.

In Tunis herrscht zwar auch Duldung, doch sehr beschränkt. Bekehrerversuche sind mit dem Tode bestraft. In der Hauptstadt waren im Jahr 1816 nur drei Kapuziner und zwei Franziskaner; neben diesen auch eine griechische Kirche mit einem einzigen Priester, der zugleich für die protestantischen Konsuln und deren Familien die gottesdienstlichen Geschäfte versah.

In Algier sind der Christen höchst wenige; der Juden desto mehr. Im Jahr 1816 zählte man derselben etwa neuntausend Seelen, die mehrere Synagogen hatten.

Erst spät, erst als der wißbegierige Portugiesenfürst, Heinrich der Seefahrer, im Jahr 1412 den Geist seiner Nation zur Entdeckung unbekannter Länder in fremden Ozeanen weckte; als Madeira gefunden, das Kap Non umschifft, der Senegal gesehen, die Linie passirt war; als nun Spanier, dann die Niederländer, dann die übrigen Seemächte Europens, lüstern nach Goldstaub, Elfenbein, Gewürzen, schwarzen Sklaven und andern Erzeugnissen Afrika's die Küsten dieses Welttheils mit ihren Niederlassungen bevölkerten, ward auch das Wort von Christo wieder längs den Gestaden der Ost- und Westseite des Welttheils verkündet.

---

2. Die gegenwärtigen Kirchparteien in Aegypten.

Wie gesagt, es haben sich bis zu unsern Tagen in Aegypten nur schwache Ueberbleibsel der jakobitischen, armenischen, griechischen und katholischen Kirchparteien unter mannigfaltiger Schmach öffentlicher Demüthigung erhalten. Der Muselmann betrachtet sie mit dem Stolz der Verachtung, wie die Juden. Will der Christ nicht zu Fuß durch die Straßen von Kahira gehen, darf er nur auf Eseln reiten. Begegnet ihm aber einer der Großen, muß er ehrerbietig absteigen, bis derselbe vorüber ist; er muß absteigen, so oft er vor dem Hause des obersten Kadi, vor zwanzig andern Gerichtshöfen und vor den bedeutendsten Moscheen vorbeireitet, wenn er nicht durch den Pöbel mißhandelt sein will. Selbst europäische Gesandte und Konsuln, vielleicht nur mit Ausnahme der britischen, müssen sich diese Erniedrigung gefallen lassen.

Gleich den verlassenen Einsiedeleien und Klostertrümmern älterer Zeit auf den schroffen und nackten Felsen des Gebirgs Dschebel Mokkatem am rechten Nil-Ufer, stehen die Christen in Aegypten einsam und nur als Denkmal der Gewesenen; unvereinbar in ihren Kirchgebräuchen und Lehren von den Naturen und Personen in Christo, wie vor einem Jahrtausend, und voll unversöhnlichen Widerwillens gegeneinander, wie damals.

Am zahlreichsten ist die Kirchpartei der Jakobiten geblieben oder der koptischen Christen, welche mit dem Syrer Jakob aus dem sechsten Jahrhundert durchaus nur eine Natur in Christo, und den heiligen Geist nur von Gott dem Vater, nicht vom Sohne ausgegangen, erkennen. Diese Kopten sind noch der letzte, allmälig aussterbende Rest von Aegyptens Urbewohnern; gleich den alten Aegyptern von düsterer Gemüthsart, hartnäckig und religiös; aber unwissend, knechtisch und abgestumpft unter den Mißhandlungen ihrer binnen Jahrtausenden vielmals über sie gewechselten Beherrscher. Noch sind ihre heiligen Bücher in der eigenthümlichen koptischen Sprache geschrieben; aber auch diese, obwohl sie längst nicht mehr die alte

„Lisan Faraun" oder Pharaonensprache ist, wird von den heutigen Priestern nur kaum noch verstanden. Die religiösen Meinungen, zu welchen sie einst durch die morgenländischen Kaiser mit Schwert und Kerker gezwungen worden sind, werden nun von ihnen mit einem unbeugsamen Eigensinn festgehalten, welcher den Spott der Moslemim verachtet und sie mit unauslöschlichem Abscheu gegen die römisch-katholische Kirche erfüllt.

Als Amru an der Spitze der Araber vor eilfhundert Jahren in Aegypten einzog, belief sich die Zahl der koptisch-jakobitischen Bischöfe auf siebenzig. Gegenwärtig ist die Zahl derselben auf zwölf beschränkt. Die meisten dieser Bisthümer sind im obern Aegypten, wo sie sich, dem Hauptlager der Eroberer entfernter, ungestörter bewahren konnten. Ihr Patriarch aber, welcher sich zugleich Oberhaupt der Kirchen von Nubien und Habesch nennt, hat seinen Sitz fortdauernd zu Kahira, wo zwölf koptische Kirchen stehen, mit Inbegriff derer zu Fostat, oder Mase el atik, d. i. Altkahira.

Die griechischen Christen haben in Kahira nur zwei Kirchen, deren eine unter dem Bischof vom Berge Sinai, die andere unter dem zu Alexandrien wohnenden griechischen Patriarchen steht. Auch in Alexandrien befinden sich neben den griechischen Kirchen mehrere jakobitische. Der armenischen und katholischen Christen sind die wenigsten. Jene haben in der Hauptstadt Aegyptens nur eine, diese zwei Kirchen bei eben so vielen Klöstern.

Am thätigsten sind die Katholiken im Bekehrer-Geschäft. Jesuiten, Kapuziner, Franziskaner und andere Mönche sieht man zahlreich und in beständigem Eifer, ihre geringe Kirchgemeinde zu vergrößern. Sie hüten sich aber mit ihren frommen Anträgen den Bekennern des Koran nahe zu kommen; ihr einziger Triumph besteht darin, dann und wann einmal einen morgenländischen Christen zur römischen Kirche zu bringen. Der Pascha sieht den Umtrieben der europäischen Apostel sehr gleichgültig zu, überzeugt, daß diese Bekehrungen weder bessere noch schlechtere Bürger, wohl aber oft Uneinigkeiten zwischen den christlichen Parteien machen, davon zuletzt beträchtliche Strafgelder von Bekehrern und Bekehrten geärntet werden können. Die Mönche der römischen Kirche haben in den ägyptischen Städten zerstreut einzelne Klöster; selbst im obern Aegypten, wie, zu Achmina, die Franziskaner.

Unter barbarischen unwissenden Herrschern muß von dem verachtetsten Theile des Volks, zu welchem die Christen gehören, wenig Aufklärung erwartet werden. Es ist hier nicht die Rede von europäischen Ansiedlern, sondern von denen, die Aegypten als ihr Vaterland ansehen, falls man den Wohnort der im Staub Niedergetretenen ein Vaterland heißen darf. Sie beobachten mit knechtischer Andacht die überlieferten und erlernten Kirchengebräuche; sind unwissend wie ihre Herrn, und abergläubig, wie diese. Ehrfurchtvoll betrachten sie den alten Sycomorebaum von Matare, einem Dörfchen neben den Ruinen von Heliopolis, zwei Stunden von der Hauptstadt. Die fromme Sage lehrt, daß dieser Baum sich, als die heilige Familie auf ihrer Flucht nach Aegypten Obdach suchte, derselben zum Schutz geöffnet habe. Kein guter Christ reiset vorüber, ohne einen Splitter vom Baum zu schneiden, und dennoch zeigt er

immer seinen unvergänglichen Stamm. — Mit gleicher Ehrfurcht wallen die Kopten zu einer Felsengrotte, welche der heiligen Familie lange zum Aufenthalt gedient haben soll; so wie die Griechen zu einer Säule ihrer Kirchen in Fostat, welche wenigstens durch ein sehr nützliches Wunder berühmt ist. Denn wer den Verstand verlor und an diese Säule gebunden wird, empfängt ihn glücklich wieder, unter Gebeten, die über ihn hergemurmelt werden.

Die koptischen Gemeinden wohnen weit hinauf im obern Aegypten, wo sie zu Achmina die prachtvollste ihrer Kirchen im ganzen Lande besitzen. Sie wohnen bis zu den Nilfällen an Nubiens Grenzen. Dort, in der Stadt Dschirdsche, wo auch die Missionarien von der römischen Kongregation zur Verbreitung des Glaubens ein Hospitium haben, ist selbst noch der Sitz eines koptischen Bischofs. Wo aber das heiße Nubien beginnt, in den Reichen von Sennaar, Darfur, Dongala, Dekin, verschwindet das letzte Zeichen christlichen Glaubens. Nur ein wüstes Heidenthum paart sich da in unbekannten Gefilden mit Muhameds entstellter Lehre.

---

3. Die Jakobiten in Abyssinien. — Der Katholiken fruchtlose Missions-Versuche.

Es sind ungefähr sechszig Tagreisen von Kahira durch die Wildnisse Nubiens bis Abyssinien oder Habesch, welchem der Nilstrom entspringt. Es ist die afrikanische Schweiz; ein Labyrinth von Thälern, Hügeln, Bergen, bewässert von Quellen, Flüssen, Seen. Buchen und Tannen wachsen droben am Fuß der Alpen, deren Gipfel zuweilen vom Schnee glänzen; in den heißen Thälern Palmen und Südfrüchte. An den grünen Gebirgshalden blühen zwischen Wiesenkräutern Nelken, Tulipanen, Lilien und andere Blumen schöner Art in wilder Freiheit. Durch die Einöden brüllt der Löwe und Tiger und Panther; auf den höchsten Alpenfirsten schwärmen die Gemsen. Man hört in den Wäldern den Gesang europäischer Vögel; aber Kasuare und Strauße ziehen im tiefern Geländ durch die Steppen.

Die Bewohner dieses reichen und wundervollen Gebirgslandes sind ohne Zweifel vor undenklichen Zeiten aus dem benachbarten Arabien herübergekommen, von welchem es nur durch das rothe Meer getrennt ist. Ihre Gestalt, ihr Antlitz, ihr langes Haar spricht dafür; aber die dunkle Olivenfarbe ihrer Haut scheint für Vermischung mit einem ältern Urstamm zu sprechen, wenn die Farbe nicht Wirkung der heißen Sonne seit zahllosen Geschlechtsfolgen ist. Soviel wir aus ihren Sagen und Büchern wissen, litt ihr Staat durch Kriege und Aufrühre mannigfache Umwälzungen, bis ein einzelner Stamm des ganzen Landes Beherrscher ward. Denn die heilige Sprache, worin ihre Religionsbücher, ihre ältesten Urkunden geschrieben sind, ist die Sprache der Hirten des Landes. Sie wird die Tigresprache geheißen. Tigre aber ist ein Theil des Berglandes zunächst dem rothen Meer, wo noch heut das alterthümliche Axum mit Trümmern alter Pracht steht, unter denen sich ein achtzig Schuh hoher Obelisk von Granit erhebt. Noch heut werden die Könige von Habesch dort feierlich geweiht. Aber die Sprache der Landesbeherrscher und der Großen ist amharisch. Amhara wird auch eine der innersten

Provinzen des Landes geheißen. Zu Gondar, in der Provinz Dembea, ist der Sitz des Negus oder Hatzege, des Königs von Habesch.

Die Habeschiner sind ein Hirtenvolk, welches mit den Erzeugnissen des Landes Tauschhandel mit der Fremde treibt, und das Geld noch nicht kennt. Wie sie uns der Engländer Salt aus dem Jahre 1810 beschreibt, kannte sie schon der Jesuit Guerreiro im Jahr 1608. „Man findet bei ihnen (sagt dieser) weniger Laster, als in vielen Gegenden Europens, wo unser heiliger Glaube thront. Sie haben in ihrem Umgang viel Schlichtes, in ihren Sitten viel Unschuld; nichts Wildes, nichts Grausames."

Die portugiesischen Seefahrer hatten Habesch schon in der andern Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts entdeckt. Von da begannen Handelsverbindungen und engere Verhältnisse zwischen diesen Afrikanern und den kühnen Europäern, welche ihnen gegen die wilden und räuberischen Mauren und Beduinen im benachbarten Lande Adel oder Zaila kriegerische Hilfe leisteten. Mit den Portugiesen kamen auch deren Geistliche nach Habesch. Sie fanden hier nicht ohne Erstaunen ein christliches Volk, welches seinen Glauben seit unbekannten Zeiten, und doch rings von muhamedanischen und heidnischen Nationen umgeben, treu bewahrt hatte. Dies Christenthum, den ältesten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung entstammt, hatte freilich mit den Lehren des abendländischen nichts gemein. Mit der Sonntagsfeier war auch die Feier des Sabbath, mit der Taufe auch die Beschneidung, mit dem Abendmahl auch die Enthaltsamkeit vom Genuß vieler durch das mosaische Gesetz verbotenen Speisen verbunden. Man erkannte in ihren Lehren viele Verwandtschaft mit den Lehren der jakobitischen Christen in Aegypten. Auch sie wußten nur von einer Natur in Christo, unbekümmert, ob abendländische Kirchen-Versammlungen dieses Dogma verdammt haben. Daß ihnen von Aegypten viele Lehrer des göttlichen Wortes ehmals gekommen, beurkundete noch der Umstand, daß das Oberhaupt ihrer Kirche, ihr Patriarch, der Abuna (unser Vater), welcher in der Stadt Dobsan wohnte, sich dem koptischen Patriarchen in Aegypten untergeordnet erkannte.

Um so inniger wurden die Verbindungen der Habeschiner mit den Portugiesen. König Etana Denghel, der im Jahre 1525 auf dem Thron saß, schickte sogar einen Gesandten nach Lissabon, Freundschafts-Verträge zu schließen, und bat den Pater Joan Bermudez, welcher mit Alvarez, dem Vizekönig von Indien, im Jahr 1520 nach Habesch gekommen war, die Stelle des Abuna oder habeschinischen Patriarchen anzunehmen, als der alte Abuna Markus auf dem Sterbebette lag. Bermudez nahm die Würde willig an, in welcher ihn Papst Paul III. bestätigte, der sehr unerwartet seine heilige Gewalt bis ins Innere eines kaum entdeckten Welttheils erweitert sah. Das Glück war aber von kurzer Dauer. Der rohe Glaubens- und Bekehrer-Eifer der portugiesischen Soldaten, denen die frommen Gebräuche der Habeschiner lächerlich oder gottlos schienen, erbitterte das Volk. Und als der Pater Bermudez, nach dem Tode des alten Königs, dessen Sohn und Thronfolger Claudius aufforderte, dem heiligen Petrus, das heißt, dessen Nachfolger in Rom, Gehorsam zu schwören,

entgegnete der junge Fürst: „Was kümmert mich der? Ich heiße dich nicht mehr Abuna. Du bist ein Patriarch der Fremden, ein Mensch, der vier Götter anbetet!“ Und als Pater Bermudez mit Exkommunikation drohte, rief Claudius: „Du selbst bist exkommunizirt.“ Wirklich ließ der König einen neuen Patriarchen aus Aegypten kommen; Bermudez verließ Habesch.

Inzwischen dauerten die Verbindungen Portugals mit Habesch fort. Ignatius Loyola brannte voller Begierde, eine Missions-Anstalt in Habesch von seinen Jüngern zu stiften. Er gewann dafür die Höfe von Rom und Lissabon. Zwölf Jesuiten reiseten nach Habesch im Jahr 1556. Ihre Sendung war fruchtlos, denn ihr rechtshaberischer, streitsüchtiger Bekehrer-Eifer machte sie bald dem Fürsten wie dem Volke widrig.

Glücklicher war späterhin (1604) Anfangs der Jesuit Peter Pays. Durch seine Gewandtheit und Kenntnisse nahm er den Hof für sich ein, während im Lande umher seine Gehilfen das römisch-katholische Christenthum predigten. König Seltam Segbed befahl sogar öffentlich, daß Niemand bei Todesstrafe sich ferner unterfangen sollte zu behaupten, in Jesu Christo sei nur eine Natur gewesen. Diese und andere ähnliche Gebote, die des Volkes uralten Glauben bedrohten, empörten den größten Theil von Habesch. Der König, geleitet von den Jesuiten, wandte Strenge bis zur Grausamkeit an. Darüber erhoben sich Aufrühre und Bürgerkriege, die den Thron selbst wanken machten. Viele von den Jesuiten gebaute Kirchen, die eher Vestungen als Tempeln glichen, wurden durchs ergrimmte Volk niedergerissen. Der König, um sein Reich zu behaupten, sah sich gezwungen, durch ein Edikt zu gestatten, daß jeder seinem Gewissen folgen möge. Während die Jesuiten murrten, sangen die Altgläubigen: „Stimmet Hallelujah an! denn die Schafe von Habesch sind gerettet vor den Wölfen vom Abendlande!“

Da Seltam Segbed im Jahr 1632 starb, war eine der ersten öffentlichen Verfügungen seines Sohnes Alan Segbed, die Verbannung aller Jesuiten, aller Katholiken. Der Name derselben ist dem Volke bis auf unsere Zeiten ein Gräuel. Einige Jesuiten, welche es gewagt hatten, in Habesch zurückzubleiben, vielleicht eine holdere Zeit abzuwarten, wurden ergriffen, und als Verächter königlicher Befehle hingerichtet. — Jeder spätere Missions-Versuch scheiterte. Drei Franziskaner, welche sich im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts abermals dahin gewagt hatten, wurden im Jahre 1716 hingerichtet. Das Volk, zwar argwöhnisch gegen die Europäer, deren Bekehrersucht sie hassen, ist doch mild und gefällig gegen diejenigen, welche sich nicht in Glaubensdinge mischen. Während Heiden, Muhamedaner und Juden in Habesch geduldet werden, scheut man Niederlassungen abendländischer Christen zu sehen.

Das Wichtigste, was für Abyssinien in neuester Zeit geschah, war Uebersetzung der Bibel in die Ambara-Sprache. Herr Asselin, Geschäftsträger beim französischen Generalkonsul in Aegypten, welcher zufällig in Kahira einen armen Greis fand, der der äthiopischen Literatur völlig Meister, und Lehrer der Herrn Bruce und W. Jones gewesen war, half ihm in dem

herrlichen Werk, welches sodann die britische und die ausländische Bibel-Gesellschaft drucken ließ.

---

4. Die afrikanische Ostküste. Madagaskar. Bourbon.

Vom habeschinischen Gebirge in tausend Meilen weiter Länge der afrikanischen Ostküsten bis zum Kapland herrscht in heißen, feuchten, fruchtbaren, aber den Europäern ungesunden Ländern wildes Heidenthum, oder Muhameds Glaube, oder beides gemischt. Noch besitzen hier die Portugiesen aus den Tagen ihres Ruhms einige Niederlassungen zum Handel, wie auf Mozambik, Monomotapa, Quiloa und Sofala. Zu Mozambik, der kleinen Inselstadt, und der Portugiesen Hauptort, sieht man ein paar Klöster und ein paar Kirchen. Auch ein bischöflicher Stuhl ist hier. Doch zur Pflanzung des Christenthums ist seit Jahrhunderten weit umher nur wenig geleistet worden, und das Wenige ohne Glück. Häufig gebrach es an Sendpriestern; und wo man sich kurze Zeit gelungener Anfänge des Christenthums freuete, sank bald alles wieder in alte Verwilderung zurück. In Monomotapa waren besonders die Jesuiten lange thätig gewesen. Doch ist immer sehr zweifelhaft geblieben, ob die scheinbare Neigung der Mauren und Heiden für den christlichen Glauben mehr Frucht der Belehrung, oder der Furcht vor den Portugiesen gewesen sei, deren Schutz oder kriegerischer Beistand den Eingebornen jederzeit wichtiger, als deren Glaube war.

Weit unglücklicher blieben alle Bekehrungs-Versuche bei den fürchterlichen Bewohnern Madagaskars. Die Madegassen, welche mit dem Glauben an einen einzigen höchsten Gott alle finstern Geburten eines wilden Heidenthums und die rohesten Begriffe von Tugend verbinden, bleiben der Europäer geschworne Feinde. Sie kennen diese Europäer nur zu wohl, und daß dieselben nur kommen, um nach und nach die Unabhängigkeit der Völker zu vernichten, und sich des natürlichen Reichthums derselben zu bemeistern. Alle Versuche der Europäer, festen Fuß auf diesem großen und reich gesegneten Eilande zu fassen, waren bisher vergebens. Noch vor wenigen Jahren (1815) wurde die englische Niederlassung hier von Grund aus vertilgt, und jeder europäische Bewohner derselben gnadenlos ermordet.

Daher will ich von den frühern und spätern Bemühungen einzelner Missionarien, unter denen vor allen die Franzosen thätig waren, nicht reden, weil sie auf Madagaskar gänzlich fruchtlos geblieben sind.

In den übrigen kleinen ostafrikanischen Inseln, wo alte, feste europäische Niederlassungen bestehen, wie auf Isle de Bourbon und Isle de France, ist das Christenthum unter der geringen Bevölkerung ziemlich herrschend. Selbst die Sklaven empfangen darin dürftige Unterweisung. — In allen übrigen Eilanden dieses Ozeans, z. B. auf den komorrischen Inseln an der zangebarischen Küste ist das Volk, meist von muhamedanischen Eroberern unterjocht und beherrscht, heidnisch.

---

5. Vorgebirg der guten Hoffnung — protestantische Bekehrungs-Anstalten für Hottentotten, Kaffern u. s. w. bis zum Orangefluß.

Wo sich das afrikanische Festland im äussersten Süden ausspitzt, tritt das Vorgebirg der guten Hoffnung hervor. Die Holländer eroberten und besetzten es im Jahr 1653 unter Jan van Ribek. An der Tafelbai befestigten sie die wichtige Kapstadt, welche durch ihre eigenthümliche Lage den Europäern wichtig bleiben wird, so lange es der ostindische Seehandel ist.

Die Holländer waren lange Zeit nur Holländer, d. i. Kaufleute. Wilde Völker menschlicher zu machen, war ihnen von allen Angelegenheiten eine der lezten. Selbst um die religiöse Belehrung ihrer Sklaven bekümmerten sie sich wenig. Schulen waren kaum, oder im schlechten Zustande vorhanden. Noch jezt ist es nicht viel besser. Gute Häuser schicken ihre Söhne zur Erziehung nach Europa. Die Reformirten, in der Kapstadt am mächtigsten, wehrten sich sogar lange Zeit, den angesiedelten lutherischen Mitchristen nur eine Kirche zu gestatten. Erst im Jahre 1779 erhielten diese die öffentliche Religionsübung nach vielen überwundenen Hindernissen. Ueberhaupt dachte man erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Holland selbst ernster an Verbreitung des bessern Glaubens unter den Heiden der holländischen Niederlassungen. In der Kapstadt und unter den benachbarten afrikanischen Wilden war dafür weniger gethan, als in andern batavischen Kolonien.

Doch seit die Engländer während der französischen Umwälzungs-Kriege sich der Kapstadt bemächtigten (schon den 16. Herbstm. 1795), begann für die Heiden Süd-Afrika's ein besserer Zeitraum. Die Londner Missionsgesellschaft, die herrnhutischen Brüdergemeinden, die wesleyschen Methodisten traten in preiswürdigen Wetteifer für die heiligste Sache.

Der Kapstadt nächste Angrenzer sind die rohen Hottentotten, ein armes, träges Volk von wenigen Begriffen, welches in zerstreuten Kraalen oder Dörfern umherwohnt, seine Rinder- und Schafheerden weidet, auch einigen Feldbau treibt, und von der europäischen Nachbarschaft seit ein paar Jahrhunderten einen geringen Vorschmack der Gesittung empfangen hat. Doch in entferntern Gegenden lebt es in nomadischer Irre, wie seit Jahrtausenden.

Schon im Jahre 1736 hatten die Herrnhuter angefangen, zu Gnadenthal eine kleine Hottentottengemeinde durch ihren Bekehrungseifer zu bilden. Ein frommer Deutscher, Georg Schmidt, war ihr erster Apostel dort. Gnadenthal liegt nur fünfundzwanzig deutsche Meilen von der Kapstadt, in einem engen, fruchtbaren Thal. Die holländisch-ostindische Gesellschaft aber fand in ihrer kaufmännischen Staatsklugheit das Unternehmen sehr bedenklich, und dem Vortheil der Kolonie gefährlich. Sie verbot demnach die Ausbreitung des Christenthums unter den Hottentotten, und verhinderte dieselbe bis zum Jahre 1792. Da erst, erweicht von den vielen Bitten und Vorstellungen der Brüdergemeinden, gab man ihnen wieder frei, Missionarien hinzusenden. Georg Schmidt hatte schon einige Hottentotten lesen gelehrt und ihnen eine holländische Bibel hinterlassen. Und dies Wenige war genug gewesen, das begonnene Christen-

thum empor zu halten. Seitdem vergrößerte sich die Gemeinde von Jahr zu Jahr, wo bald sechs Missionarien Arbeit genug fanden, zu lehren und europäische Bildung zu verbreiten. Im Jahr 1816 wohnten daselbst in zweihundert vierundvierzig Häusern zwölfhundert sechsundsiebenzig Personen.

Der Anblick dieser blühenden Hottentottenstadt, mit ihrer Kirche, ihren Schulen, ihren regsamen Gewerben, bewog den britischen Gouverneur, Grafen Caledon, im Jahre 1808 den Herrnhutern einundzwanzig deutsche Meilen nordwärts der Kapstadt, am Meere, eine neue Sendungsstätte anzuweisen. Dies ist Grünekloof (Grünthal). Es wohnten hier nur sechzig bis siebenzig Hottentotten in zwölf Hütten. Die Missionarien hoben sogleich unverdrossen ihr Werk an, errichteten eine Schule, lehrten Feld- und Gartenbau, ließen benachbarte Gehölze wegbrennen, in denen gern Tiger hauseten, und bald entwilderte sich die Gegend und erweiterte sich die neue Christenkolonie. Wir wissen aus John Campbells Reise, daß im Jahr 1813 dort schon vierundvierzig Familien in reinlichen Häusern beisammen wohnten. Auch in einer der jüngsten Sendstätten, die zu Ehren Lord Caledons dessen Namen trägt, sechsundzwanzig deutsche Meilen ostwärts der Kapstadt, hatten sich 1816 schon sechshundert Hottentotten angesiedelt.

So sind seitdem mehrere ähnliche Missionsstätten in den Ländern der Hottentotten gestiftet worden, wie zu Bethelsdorf (schon im J. 1802), wo, hundert und dreißig deutsche Meilen von der Kapstadt entfernt, nun zwölfhundert Eingeborene, neben reicher Viehzucht, mancherlei Handwerke und beträchtlichen Landbau treiben, zu Theopolis, Grahamsstadt, Friedensberg oder Hooge Kraal, fünfundsechzig deutsche Meilen östlich vom Kap mit dreihundert Hottentotten u. s. w.

Tiefer ins Innere Süd-Afrika's wohnen die wandersamen Jägerstämme der Buschmänner, die Namaqua's, Corana's und andere bis zum großen Orangestrom. Alle sind sie, wie die Kaffern überhaupt, ein kräftiger, schöner Menschenschlag, braun von Farbe, wolligt von Haar. Hier in grünen, üppigen Thälern, zwischen ungeheuern Sandwüsten, weiten Wäldern und zerstreuten Gebirgsverkettungen, leben sie von geringem Landbau und von der Zucht ihrer Rinderheerden. Einige haben zwar Ahnung eines höchsten, unsichtbaren Wesens — Wahrsagung und Glaube an Zauberei aber ist der Meisten Religion. Manche haben noch nicht daran gedacht, ob das, was in ihnen empfindet und denkt, etwas anders als der Körper sei. Da Campbell zwei Buschmänner fragte: „Wer hat die Sonne dort an den Himmel hingestellt, und gemacht, daß sie nicht falle?“ antworteten sie: „Das wissen wir nicht, haben uns aber oft schon darüber gewundert.“

Auch hieher haben sich die evangelischen Glaubensboten gewagt. Längs dem Orangestrom haben sie Niederlassungen gebaut zu Pella (mit nun beinahe tausend Seelen), Bethanien, zwei Tagreisen nördlich vom Orangefluß, Bethesda und vielen andern Orten. Jenseits des Orangestromes drangen sie mit rührender Begierde und Selbstverläugnung bis in das Innerste

des Griqualandes. In der Griquastadt selbst bis in das Land der Betschwans-Stämme, welche schon weit höhere Kultur haben, sogar Kupfer und Eisen zu bearbeiten verstehen, breiteten sich ihre Sendstätten aus. In der Hauptstadt der letztern, zu Lattaku, am Fluß desselben Namens, sechshundert englische Meilen vom Kap entfernt, empfingen sie vom König Matibi, als er von einer Schakalenjagd zurückkam, Erlaubniß, bei ihm und seinem Volk zu lehren. „Sendet euere Priester, sprach er: ich will ihr Vater sein.“ Die Stadt Lattaku ist zierlich gebaut. Sie hat ungefähr fünfzehnhundert Häuser und achttausend Einwohner. Das Volk hat schon eine gewisse bürgerliche Ausbildung und mancherlei Kunstfleiß. Zwanzig andere große Stämme, welche noch weiter nordwärts im Innern Afrika's wohnen, sprechen alle die Sprache der Betschwans, und sollen noch kultivirter sein, als die Bewohner Lattaku's.

Nicht minder sind im weiten Reiche der rothen Kaffern, an der Ostküste, im Norden des großen Fischflusses, Missionsversuche geschehen, wo die Tambuki's, die Mambuki's, die Makina's mit ihren Kupfer- und Erzgruben, wo andere Stämme in stolzer Unabhängigkeit in von Europäern noch nie gesehenen Ländern wohnen.

Je näher die Kaffern uns durch Muth und Mühe der Missionarien bekannt werden, je mehr müssen wir von den Vorurtheilen zurückgehen, die wir rücksichtlich dieser Völkerschaften hegten. Sie sind verständiger, kenntnißfähiger, ja in ihren häuslichen und bürgerlichen Einrichtungen und in Bereitung ihrer Lebensbequemlichkeiten vorgeschrittener, in ihrem ganzen Wesen menschlicher, als man geglaubt hat. — Aber auch sie lernen durch die Missionen uns Europäer von einer erträglichern Seite kennen, daß wir nicht bloß gewaltthätige, blutdürstige, raublüsterne Wesen sind, die in hölzernen Häusern übers Meer kommen, um Sklaven zu machen, Gold zu suchen, dafür betäubende Getränke und Mordgewehre zu bringen, unabhängigen Völkern die Freiheit, alten Einwohnern das Vaterland zu entreissen, und tapfere Nationen, die sie nicht unterjochen konnten, unter sich zu entzweien, um sie ohne Mühe aufzureiben. Die frommen Heilsboten unserer Tage durchwandern Afrika, begleitet von der Bibel und dem Pfluge.

Wenn die holländischen Bauern in den Umgegenden der Kapstadt bisher auf die Buschmänner Jagd machten, wie auf wilde Thiere, und sie ohne Umstände wegschossen: ists zu verwundern, daß die Kaffernstämme gegen die Christen ihren Abscheu erblich auf die Nachwelt fortpflanzten? — Dank sei es den neuern Missionen, es gelingt ihnen immer mehr, weltentzweiende Mißverständnisse zu zerstören, lang erzürnte Nationen zu versöhnen, und europäische Kaufleute sogar christlicher zu machen. Denn was ehemals nie statt gefunden, geschieht heutiges Tages öffentlich. Es sind in der Kapstadt sogar Freischulen für Sklaven errichtet, wo braune und schwarze von sechs bis dreißig Jahren lernen. Wenn dies schon nicht Stiftungen der obrigkeitlichen Behörden, sondern nur edler Privatleute sind, verdienen jene auch schon Lob, wenn sie das Gute nicht verhindern.

6. Die afrikanische Westküste. — Kongo — Loango.

Es dehnt sich jenseits des großen Orangestroms, im Norden seiner Mündungen, ein beinahe dreihundert Meilen langer Strich Landes aus an der afrikanischen Westküste, wo nirgends europäische Niederlassungen erblickt werden. Ja, weitaus der größte Theil dieser Gebiete ist noch unbekanntes Land. Der Schiffer nennt eine ungeheuere Strecke derselben nur die wüste Küste. Und wo beim Kap Negro Menschen bekannt sind, werden sie, wie die Zimbeben und Dschaga's, als Menschenfresser, geschildert.

Erst auf der Küste von Benguela, Angola und Kongo erblickt man wieder europäische Städte und Vesten. Hier haben die Portugiesen alte und weitläufige Besitzungen in fruchtbaren und heissen Landstrichen. Zu ihren Städten San Salvador und Pemba in Kongo, Loanda de San Pablo in Angola, San Felibe in Benguela, alle mit zehn- bis zwanzigtausend Einwohnern bevölkert, ziehen jährlich aus dem geheimnißvollen Innern Afrika's Karavanen mit Goldstaub und Elfenbein. Dies ist Portugals afrikanisches Brasilien, in Herzogthümer, Grafschaften und Marquisate getheilt, welche unter den königlichen Statthaltern und Vizekönigen stehen.

Die hiesigen Bisthümer ließen schon seit dem fünfzehnten Jahrhundert den Negern das Christenthum predigen. Aber außer Gefangenen und Sklaven, oder von Portugals Vestungen abhängig gewordenen Völkerstämmen konnte der christliche Glaube keine freie Nationen gewinnen. Denn diese, wenn sie die Lebensweise und Grausamkeit der weißen Fremdlinge betrachteten, die ihnen ihre Länder entrissen, ihre gefangenen Brüder mit sich über alle Meere hinwegschleppten, schauderten vor dem Gott solcher Menschen. Sie wurden voll unsterblichen Hasses gegen Alle, welche von den Urbewohnern zur Anbetung dieses Gottes übergingen. Man weiß von den Dschagga-Negern, daß sie eigene mörderische Verbrüderungen (Quitiles) unter sich gegen Ausbreitung des Glaubens der Weißen haben. Und sie führen Vertilgungskrieg.

In denjenigen Gegenden aber von Kongo, Loango und übrigen Ländern, welche den Portugiesen mehr oder weniger unterworfen sind, hat das Evangelium durch den heiligen Muth einzelner Boten desselben großen Eingang gefunden. Man zählt wirklich daselbst weit über hunderttausend christlicher Neger, von denen aber ebenfalls viele in die Sklaverei verkauft wurden. Selbst mehrere Landesfürsten sind katholisch. Das meiste Verdienst darum hatten die Kapuziner gehabt.

Soviel wir indessen aus den Missionsberichten des Pater Antonio Zuchelli wissen, welcher in den ersten Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts Kongo predigend durchreisete, und selbst den König des von Loango damals abhängigen Reiches Sogno bekehrte, war in jenen Tagen das Christenthum der Neger übel beschaffen. Neben den äussern Uebungen des römischen Gottesdienstes hatten sie treulich ihre altheidnischen beibehalten; die grausenhafte Todtenklage bei Sterbenden und Verstorbenen, die Anbetung des schwarzen Bockes, welchen Zuchelli natürlich für den Stellvertreter des Teufels hielt, und andere Gebräuche. Der eifrige Kapuziner wußte

sich oft nicht besser zu helfen, als daß er den Prügel ergriff, seine Neger mit Stockschlägen auseinander trieb, und ihnen bessere Erkenntniß einbläuete.

Auch französische Geistliche stifteten im Jahre 1766 in den Ländern von Kakongo und Loango neue Missionen. Sie rühmten in ihren Berichten die freudige Aufnahme, welche sie bei den christlichen Negergemeinden, wie Boten des Himmels, empfingen. Noch dauern bis auf den heutigen Tag in Kakongo, Kongo und Benguela Missionen fort, doch sehr unterbrochen und schwach unterstützt. Denn das tropische Klima mit seinen anhaltenden Regengüssen, denen die schnell austrocknenden Harmattans-Winde folgen; mit seiner glühenden Hitze, die plötzlich von den Gewitterstürmen der Tornado's abgekühlt wird, ist für die Gesundheit neu ankommender Europäer bis zur gänzlichen Zerstörung erschütternd.

---

7. Guinea. — Die Sierra Leona-Gesellschaft. — Christenthum von Gambia.

Wenn in jenen Gegenden, welche im Allgemeinen auch das niedere Guinea genannt werden, der Glaube der Christen nur träge fortschreitet, mag die Schuld nicht allein an der Widerspenstigkeit der Afrikaner, oder an den Uebeln des Himmelsstrichs liegen, sondern auch an der sorglosen Schlaffheit der Portugiesen. Denn im obern Guinea, vom Kap Negro bis zum Sierra Leona-Gebirg wüthen Tornado's und Harmattans, Sonnengluth und Regenzeiten nicht minder. Allein hier leben in den europäischen Niederlassungen regsamere Bewohner, Engländer, Holländer, Dänen und Franzosen, welche vertrauter mit dem Fortgang in Wissenschaften und Künsten, einsichtvoller in der Gesundheitspflege, zugleich menschlicher oder klüger in Behandlung der Landeseinwohner sind.

Inzwischen sind alle bisherige Niederlassungen im obern Guinea nur sehr zerstreute einzelne Punkte auf dem ungeheuern Länderraum, der in seiner Länge eine Strecke von fünfhundert deutschen Meilen einnimmt. Da wohnen noch ungezählte schwarze Völkerschaften gegen das Innere des Welttheils.

Wie im niedern, so ist auch im obern Guinea der Urbewohner des Landes Heide. Er verehrt einen unsichtbaren höchsten Gott, oder ahnet ihn; aber betet doch in dumpfem Aberglauben zu Werken der Natur, oder selbstgeschaffenen Bildern, weil ihm das Alterthum herkömmlicher Uebungen, oder seine Priester diesen Fetischendienst ehrwürdig machten. Gewöhnlich hat bei ihnen der Himmel und das höchste Wesen einerlei Namen, und beinahe jede Nation ihre eigne Hierarchie untergeordneter Götter oder Fetischen. Die letztern ehren sie wegen ihrer Zauber-, Heil- und Schutzkräfte, ohne sie, besonders wenn sie von menschlicher Hand gemacht sind, für wirkliche Gottheiten zu halten. Sie glauben, viele ahnen, eine Unsterblichkeit der Seele. Die Mandingo-Neger beten für ihre verstorbenen Freunde. Die Onnina-Neger singen mitten im Streit Lieder zu Gott. Die Tembu-Neger beten des Morgens: „Gott hilf uns, wir wissen nicht, ob wir morgen noch leben; wir sind in Deiner Hand!" — Der Missionar Oldendorp

hörte auf den karaibischen Inseln eine Watje-Negerin beten: „O Gott, ich kenne dich nicht, aber du kennest mich. Deine Hilfe ist mir nothwendig.“

Fast alle Negervölker Afrika's haben ihre Priester und Priesterinnen, welche die Gebete und Opfer des Volks zu den Göttern bringen, und im Namen derselben antworten. Es versteht sich von selbst, daß die Priesterschaft bei der Unwissenheit der Laien sich sehr wohl steht. Sie sagt den Unterthanen, wie den Fürsten, welche Art Opfer, ob Kühe, ob Schafe, Seidenwaaren, junge Mädchen, oder Branntewein, dem Wolf, oder der heiligen Schlange, oder dem schwarzen Bock u. s. w. die lieblichsten Gaben sein werden. Neben den Priestern sind es die Könige, welche das Volk am meisten mißbrauchen. Die Negerkönige sind größtentheils Despoten. Sie sind grausam, um mächtig zu scheinen; ihre Harems nicht selten mit tausend Weibern gefüllt, die zugleich für sie manchmal bewaffnete Leibwachten bilden; ihre Feste oft mit Niedermetzelung von Kriegsgefangenen oder eigenen Unterthanen unmenschlich gefeiert. Als einst ein König von Akim starb, zerbrach man dreihundert und sechsunddreißig Bewohnerinnen seines Harems Arme, Beine und Rippen, und verscharrte sie lebendig. Zur Schaustellung ihrer gräßlichen Herrlichkeit gehört, daß sie, beim Empfang fremder Gesandten, dieselben zuweilen durch ganze Reihen frisch abgehauener Menschen- und Pferdeköpfe zum Thron nahen lassen.

Viele Europäer sahen zwar mit Grausen diese Tiger-Natur der afrikanischen Menschheit, aber gaben sich wenig Mühe, dieselbe zu veredeln. Vielmehr suchten sie aus der kriegerischen Unbarmherzigkeit der Negerfürsten Vortheil für den Sklavenhandel zu ziehen. Und die Sklavenhändler übertrafen bekanntlich die Negerfürsten noch an hartherziger Abscheulichkeit. Wie viele Millionen der elenden Schwarzen wurden seit Jahrhunderten durch die weißen Christen aus Guinea über die Meere geführt! Nur in einem einzigen Jahre oft über hunderttausend, davon gewöhnlich kaum mehr als die Hälfte die Ufer eines andern Welttheils sah, weil zahllose vom Kummer oder von harter Behandlung, oder in Aufrühren, unterwegs starben, oder sich selbst auf allerlei Weise den Tod gaben, welche Mittel auch die Sklavenhändler dagegen versuchten. Als sich einst, erzählt Oldendorp, viele Neger auf einem Schiffe zum Verhungern entschlossen, brachte der Kapitän des Schiffes die Verzweifelten nur dadurch von ihrem Vorsatz ab, daß er einen derselben in kleine Stückchen zerschneiden ließ, und die übrigen mit einem ähnlichen Tode bedrohte, wenn sie sich nicht zum Leben bequemten. Dies schien ihnen noch viel ärger, als das Aergste, was sie sich bisher von ihrer Zukunft vorgestellt hatten, und sie ergaben sich in ihr dunkles Schicksal.

Solches verruchte Gewerbe der christlichen Nationen dauerte bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. So lange die Küsten Guinea's über dem Meere hervorragen, wird man in künftigen Jahrtausenden von den Gräßlichkeiten der Europäer erzählen, aber auch mit Rührung der edelmüthigen Wilberforce's, Sharps, Thorntons u. a. m. gedenken, welche zuerst Hand anlegten, diese Gräuel zu beenden. Es ist merkwürdig, daß kein König, kein Minister, kein sogenannter Staatsmann zuerst einen so einfachen, menschlich-großen

Gedanken faßte und ins Werk setzte. Nein, schlichte, redliche, fromme Leute, die Quäker Pensylvaniens, waren es, die zuerst die Sklaverei der Neger abschafften, deren Beispiel dann der ganze nordamerikanische Freistaat und Dänemark (1801) unmittelbar folgten. Aber noch unterm 30. Wintermonat 1813 konnte ein europäischer König — es war der von Portugal — förmlich den Handel mit schwarzen Menschen erlauben! — Die Briten dachten groß genug, ihn mit Gewalt zu den Pflichten der Menschlichkeit zurückzuführen, indem sie ihm die Sklavenschiffe nehmen und die Neger in Freiheit setzen ließen.

Was Menschlichkeit begonnen hatte, vollendete an diesen Küsten, welche so lange der Schauplatz unbeschreiblicher Grausamkeit gewesen waren, der Heldenmuth christlicher Tugend.

Ein frommer und reicher Brite, Granville Sharp, welcher sich zu London eines armen Negerknaben angenommen hatte, den der Kapitän eines Sklavenschiffes als sein Eigenthum ansprechen und wieder fortschleppen wollte, gewann im Rechtsstreit gegen diesen, daß der Gerichtshof der königlichen Bank im Jahr 1771 aussprach: Der Sklave, welcher den Boden von Alt-England betritt, soll frei sein, wie jeder andere Einwohner Englands. — Wirklich lebten nach Beendigung des amerikanischen Krieges mehrere hundert Neger zu London, zwar frei, aber verlassen, elend, dem Hunger preisgegeben. Da faßte Granville Sharp den Gedanken, vereint mit andern menschenfreundlichen Bürgern, auf der Westküste Afrika's selbst eine britische Negerkolonie zu stiften. Im Jahre 1787 wurde zu dem Ende am Kap Sierra Leona vom dortigen Negerfürsten bequemes Land zu einer Niederlassung gekauft; dies bald durch neue Ankäufe in der Nachbarschaft erweitert, am Hafen der Georgsbai eine neue Stadt Freetown erbaut, und mit freien Negern bevölkert.

Die zu London gebildete Sierra Leona-Gesellschaft gewann bald Zutrauen, von der Regierung Privilegien, von neuen Mitgliedern beträchtliche Fonds. Es erweiterte sich die Kolonie in Afrika mit jedem Jahre schnell, besonders seit Aufhebung des Sklavenhandels. Es ward die Veste Thornton gebaut; im Jahr 1809 der Anfang einer neuen Stadt Kingston; in gleicher Zeit eine Negerkolonie am Fuß des Leicestergebirgs gestiftet, Leicester geheißen, meistens von Negern des Amherastammes bevölkert, welche man durch mancherlei Vortheile zu dieser Niederlassung bewog. Es entstanden bald Dörfer um Dörfer von den aus Sklavenschiffen weggenommenen Negern besetzt, die hieher geführt wurden. Jährlich wächst noch immer die große, menschenfreundliche Stiftung, welche der Sierra Leona-Kompagnie schon ansehnliche Handelsvortheile bringt.

Es ist aber nicht auf Handelsgewinn allein abgesehen, sondern auf Versittlichung des Volks. Dafür trat im Jahre 1807 zu London eine eigene Gesellschaft zusammen, deren Zweck Verbreitung nützlicher Kenntnisse in Afrika ist. Mit ihr verbanden sich die edeln Missionsgesellschaften der Briten. In allen Ortschaften der neuen Kolonie wurden Schulen, sowohl für Erwachsene, als für Kinder, angelegt; Kirchen errichtet; Verkünder Christi und der Bruderliebe in die benachbarten Gegenden ausgesandt; die umherwohnenden Negerfürsten durch Geschenke, Handelsvortheile,

unentgeldlichen Unterricht ihrer Kinder in europäischen Wissenschaften gewonnen; Bibeln zu Tausenden in der Landessprache verschenkt; Entdeckungsreisen gemacht; talentvolle Neger zu Lehrern, selbst zu Missionarien gebildet — kurz, nichts ward unterlassen, was zur Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes der westafrikanischen Küstenbewohner führen kann.

So ist nun Sierra Leona einer der wichtigsten Punkte dieser Weltgegenden für die Menschheit von Afrika geworden. Da, auf einem vormals öden Bezirke, werden gegenwärtig (im Jahr 1817) über dreizehnhundert Neger zum Christenthum und bürgerlich-sittlichen Leben gebildet, Menschen, meistens aus den Händen ruchloser Sklavenschmuggler errettet. Noch im Jahr 1817 wurde ein portugiesisches Sklavenschiff ertappt, welches vierhundert Knaben und Mädchen am Bord hatte. An den verschiedenen mit Sierra Leona verbundenen Sendorten werden über tausend Negerkinder unterrichtet. Besonders thut sich durch die Bell-Lancastersche Unterrichtsart die Schule von Leicester-Mountain hervor, die, was sie ist, der Einsicht und Thätigkeit des Missionarius Janßen aus dem Hannöverschen dankt.

Von hier aus verbreitet sich weit umher die Kenntniß nützlicher Handwerke unter den Stämmen der Schwarzen; der verbesserte Reisbau, Baumwollenbau, Garten- und Ackerbau; daneben die Kenntniß der christlichen Religion vom Kap Negro bis zu den Gummiwäldern am Senegal. Schon predigt ein schwarzer Missionar Philipp Quaque den Völkerschaften an der Goldküste in der Amina-Negersprache das Evangelium. Es wird, wie in den Ortschaften der Sierra Leona, zu Yongru Pomoh an der Küste Bulam, auch zu Baschia verkündigt und zu Canoffe an den Ufern des Pongas, zu Gambier am Dembia-Fluß, auf der Insel Goree am Senegal an des Senegals Mündungen, und mehrern andern Orten. Bereitwillig bringt der britische Edelsinn die reichsten Opfer, das große Werk der Gesittung Afrika's von hier aus zu unterstützen; bereitwillig bietet die Regierung selbst zu dem denkwürdigen Unternehmen Hand, und der englische Gouverneur zu Sierra Leona, Mak Carthy, zeichnete sich durch wahre Begeisterung für die heilige Sache aus.

Mit diesen Anstalten verglichen, sind freilich alle frühere von Portugiesen und Franzosen an der afrikanischen Westküste gemachten Missionsversuche unbedeutend zu nennen. Denn es war dabei nicht zugleich auf Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes der Negerstämme durch Schulen, Handwerke und Vervollkommnung des Ackerbau's geachtet. Was einzelne heldensinnige Priester thaten, ward von den Regierungen nicht unterstützt, und verlor sich zum Theil wieder nach dem Tode der einzelnen Glaubensboten.

So war schon seit einigen Jahrhunderten am Gambiastrom das Christenthum im Negerreich Barra gepflanzt worden. Französische Geistliche hatten es von der französischen Faktorei Albreda daselbst in die Umgegenden getragen. Schon hatten sich im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hier viele christliche Gemeinden gebildet, die aber nach und nach wieder aus Mangel an Missionarien verschwanden oder entarteten. Als der Abbé Demanet im Jahr 1764 hieher kam, fand er nur noch in sieben Dörfern die Ueberbleibsel der Christen, welche seit

zwanzig Jahren keinen Priester mehr gesehen hatten. Er belebte die Liebe zum Christenthum hier, wie in den Negerstaaten Sin, Thyn und Barbesin, in der Nachbarschaft der Insel Goree, damals von neuem. Der Negerkönig von Sin behandelte ihn freundlich. „Die Christen sind“ sagte er zum Abbé, „meine besten Unterthanen. Ich verehre zwar denselben großen Gott, wie du, aber von den Geheimnissen deiner Religion kann ich nichts begreifen. Kannst du alle meine Leute zu Christen machen, soll's mir recht sein.“ — Wirklich lehrte und taufte der eifrige Demanet gegen tausend Neger in kurzer Zeit. Doch seine Mühe blieb nachmals ohne Segen, da, was er angehoben hatte, nur unterbrochen und mangelhaft fortgesetzt, endlich in den spätern Kriegen und Staatsumwälzungen Frankreichs ganz vergessen ward.

Ich füge hierzu noch eine merkwürdige Mittheilung des Kapitän Smith, der Tripoli so genau kennen gelernt hat. Er sagt: Unter den Sklaven, meistens von einem kräftigen schönen Negerstamme, die aus dem Innern Afrika's nach Tripoli gebracht werden, befinden sich viele, die sich Christen heißen, obwohl sie sehr unwissend sind, weder die Beschneidung haben, noch das älteste Sinnzeichen des Christenthums, das Kreuz kennen. Als eines Abends ein Schiffshauptmann des Pascha von Tripoli, der von diesen Sklaven nach Algier bringen sollte, ankerte, ward auf einem nahgelegenen Schiffe die Abendglocke geläutet. Da fuhren die Neger fröhlich auf, riefen ihren Gefährten zu, umarmten sich mit Entzücken und riefen: „Campan! Campan!“ Dies lateinische oder italienische Wort veranlaßte den Dolmetsch nach der Ursache des allgemeinen Vergnügens zu fragen. Er erfuhr von den Sklaven, daß in den Negerstädten ihres Vaterlandes öffentliche Plätze wären, auf denen in einem Gebäude eine Glocke hange. Mit dieser werde Morgens und Abends zum Gebet geläutet, wonach der Priester eine Ermahnung an die Versammelten halte. Die Leute wußten übrigens weder von Götzen- noch Heiligenbildern in ihrem Tempel; wohl aber von einer Art heiligen Abendmahles. — Wo liegt nun dies Vaterland der schwarzen Christen? Ists Habesch? Wär' es nicht eines großen Opfers werth, den Versuch zu machen, es zu entdecken, und Verkünder des Evangeliums dahinzusenden.

---

8. Rückblick auf Afrika. — Die westafrikanischen Inseln.

So liegt der große Welttheil da, versäumter und vergessener von den Europäern, als jeder andere. Nur von den Anstalten der Briten am Vorgebirge der guten Hoffnung und in der Sierra Leona gehen für Afrika's Entwilderung herrlichere Erwartungen auf, selbst für die unbekannte Welt seines Innern.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die europäischen Seemächte, nach Verlust ihrer reichsten Besitzungen in Westindien und Amerika, Ersatz dafür in Afrika suchen werden. Wo fänden sie ihn größer, als in dem Welttheil, der ihnen Kupfer, Gold, Elfenbein, Edelsteine, Gummi, Gewürze und unzählige andere Waaren, die der abendländische Luxus fordert, zum Theil kaum noch kennt, in Fülle darbietet? — der was Asiens und Amerika's Boden an Pflanzen Köstliches

erzeugt, ohne Mühe unter angemessenen Himmelsstrichen in neuen Pflanzungen geben kann? Wohin könnten die europäischen Könige zu eigenem Vortheil besser den Strom der Auswanderungen ihres Volkes leiten, dessen Ueberfluß über das Meer geht, um das immer bedeutsamere Amerika durch Anbau und Gewerbe zu bereichern?

England hat nun seit Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts bewiesen, daß es leichter sei, sich die Negerstaaten durch Zivilisation derselben enger zu befreunden, als durch Waffengewalt. Und weit entfernt, daß die Abschaffung des Sklavenhandels den Verkehr schwächte, stieg dieser. Englands Waaren-Einfuhr, welche vor dem Jahr 1807 nur noch Werth von 155,000 Thalern hatte, betrug nach demselben über drei und vier Millionen. In dem gleichen Verhältniß stieg die Ausfuhr afrikanischer Erzeugnisse.

Die edelste Frucht aller Verwandlungen, welche sich heute in den allgemeinen Staatenverhältnissen offenbaren oder vorbereiten, wird vielleicht für das menschliche Geschlecht, neben der Freiheit Amerika's, die Versittlichung der Afrikaner durch europäische Bildung und christlichen Glauben sein. Was in dieser Hinsicht geleistet werden könne, wird Großbritanien bald glänzender darstellen. Franzosen, Holländer, Spanier und Portugiesen versäumten es in mehrhundertjähriger Muße und Gelegenheit.

Die Portugiesen haben sich zwar jederzeit als eifrige Katholiken bewiesen. Auf ihren westafrikanischen Inseln machten sie sichs, wie die Spanier, zur besondern Angelegenheit, mit Hilfe der Inquisition, Heiden, Juden, Muhamedaner und protestantische Christen auszurotten. Sogar die Sklaven empfangen christlichen Unterricht und werden getauft. Es ist weit mehr Ueberfluß, als Mangel, an Kirchen, Klöstern und Kapellen. Doch ist aus den Erzählungen aller neuern Reisenden bekannt, wie unwissend die meisten Geistlichen sind, welche auch kein Bedenken tragen, Sklaven zu halten. In vielen Inseln sind Ordens- und Weltgeistliche, theils Neger, theils Mulatten, die nur dürftigen Unterricht empfingen. So läßt sichs erklären, daß der Handel auf dem größten Theil der westafrikanischen Inseln, die den Spaniern oder Portugiesen gehören, in den Händen der Engländer liegt; oder daß ein großer Theil von den Erzeugnissen der azorischen Inseln mit Indulgenzen, Dispensationen, Reliquien, Bildern u. s. w. von Portugal aus bezahlt wird.

IV. Amerika.

1. Einführung des Christenglaubens in Amerika. — Las Casas.

Die schauerlichen Bekehrungskriege, welche von den Jüngern Muhameds in drei Welttheilen geführt worden sind, seit der arabische Prophet, umringt von seinen Helden, dem schrecklichen Amru, dem noch schrecklichern Kaled, genannt Schwert Gottes, Ali, Abubeker und andern, dazu den Anfang gemacht, gehören zu den schmachvollsten Erscheinungen

in der Geschichte des menschlichen Geschlechts. Die christlichen Schriftsteller reden bis auf den heutigen Tag mit frommem Abscheu von den ungeheuern Strömen Blutes, welche zur Verbreitung des Glaubens an den Koran vergossen wurden.

Aber wahrlich, die Christen haben das Anklagerecht verloren, weil sie mit ihren Vorwürfen zum Theil ihre Väter, zum Theil sich selbst verdammen müssen. Denn alle Gräuel der Sarazenen, verglichen mit den Gräueln christlicher Religionswuth, wie gering stehen sie neben diesen! Man denke an die Millionen Menschen, welche in dem Wahnsinne der Kreuzzüge, zur Eroberung des heiligen Grabes, oder zur Bekehrung des europäischen Norden seit Kaiser Karl I, oder in den Jahren der Kirchentrennung, in den Bluthochzeiten, in den Auto da Fe'n der Inquisitionsgerichte geopfert worden sind! Man denke daran, unter welchen Gräueln das Kreuz an den amerikanischen Küsten, als diese kaum entdeckt waren, gepflanzt wurde! Wie man da ganze Nationen vertilgte, und ihre Ueberbleibsel in die unbekannten Wälder und Berge des Innern trieb; — wie man dann, um die Einöden wieder zu bevölkern, die afrikanischen Völker gegen einander in Aufruhr setzte, ihre Kriegsgefangene zu kaufen; wie man Millionen der Schwarzen über das Weltmeer aus ihrem Vaterlande entführte, um sie in unbekannten Gegenden der Erde zeitlebens, erbarmungslos, und härter als das vernunftlose Vieh zu halten!

Doch nein, die Mördereien, mit welchen die Christen Amerika verwüsteten, entsprangen kaum aus Religionswuth. Die Quelle wäre zu edel. Es war nur roher Golddurst, mit Glaubensstolz bemäntelt. Der gottesschänderische Gräuel fand jedoch selbst öffentliche Vertheidiger, seiner würdig. Der Doktor Sepulveda rechtfertigte ihn in einem zu Rom gedruckten Buch durch göttliche und menschliche Gesetze und durch das Beispiel vom Betragen des Volkes Gottes nach der Eroberung von Kanaan.

Es ist hier nicht der Ort, von Gründung der verschiedenen europäischen Niederlassungen längs den Küsten des amerikanischen Festlandes und auf den Inseln zu reden, wo dann zugleich das Christenthum bleibende Stätte gewann. Das Christenthum beschränkte sich lange Zeit nur auf den von den Bekennern desselben eroberten Länder-Umfang. Die freien Heiden verabscheuten mit Recht eine Religion, die zu Verbrechen Anlaß oder Vorwand gab, wie sie vormals kein Heide Amerika's im Reich der Möglichkeit geahnet hatte. Der wahren Christusjünger erschienen zu wenige, die, gleich dem großen Bartholomäus de las Casas, den Glauben an Christus in seiner ganzen Einfalt und Liebenswürdigkeit dargestellt hätten. Merkwürdig ist, daß dieser erhabene Märtyrer der Liebe und des Erbarmens nicht unter den Heiligen der katholischen Kirche glänzt, während unbedeutendere Menschen zu Gegenständen öffentlicher Verehrung geweiht wurden. Das Beispiel seiner Tugenden wie sein großer Sinn aber haben ihn zum Heiligen der Menschheit gemacht. Seine (im Jahr 1625 zu Tübingen gedruckte) Abhandlung über die Frage: „Können Fürsten mit gutem Gewissen durch irgend ein Recht, oder kraft irgend eines Titels, Bürger und Unterthanen von ihrer Krone an andere veräussern?" verdiente vielleicht auch noch in unsern Tagen eine neue Ausgabe.

Das meiste Verdienst erwarben sich in den ersten Jahrhunderten nach Entdeckung Amerika's die Jesuiten, Franziskaner, Dominikaner und Kapuziner um die Verkündung des Evangeliums auf den westindischen Inseln und auf dem festen Lande. Als endlich Holländer und Briten den Portugiesen und Spaniern erobernd in die neue Welt folgten, ward auch von protestantischen Geistlichen die Bekehrung der Indianer mit Eifer angehoben. Vorzüglichen Ruhm erwarb sich die im Jahr 1647 durch eine Parlamentsakte gestiftete „britische Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums im Auslande" bei den englischen Niederlassungen in Nordamerika. Wetteifernd bewies sich mit ihr in dem heiligen Werke, während des achtzehnten Jahrhunderts, die „Brüder-Unität" oder die „Gemeinde der mährischen Brüder." Diese drangen in edler Begeisterung, Christum zu verkünden, selbst in den tiefsten amerikanischen Norden, in die beschneiten Einöden Grönlands hinaus, zur Nachbarschaft des ewig verborgenen Erdpols, wohin weder Eroberungssucht noch Golddurst andere Europäer locken konnte.

---

2. Untergegangenes Christenthum an Grönlands Ostküsten. — Der ehrwürdige Hans Egede. — Die Brüdergemeinden in Grönland.

Es geht die Sage, daß Grönland schon zu Ende des achten Jahrhunderts durch Erich den Rothkopf, einem aus Island verbannten Normann, entdeckt und bevölkert worden sei. In einer Bulle des Papstes Gregor IV. vom Jahr 885 ward dem ersten Apostel des Nordens, dem heiligen Ansgar, auch die Bekehrung der Isländer und Grönländer empfohlen. Im vierzehnten Jahrhundert war schon die Ost- und Westküste Grönlands von den Normännern angebaut. Man zählte dort an den neunzehn Fiorden oder Buchten der Ostseite einhundert und neunzig Ortschaften, in zwölf Kirchspiele getheilt, nebst zwei Klöstern und einem bischöflichen Sitz; an den neun Fiorden der Westseite in vier Kirchspielen gegen hundert zerstreute Ortschaften, die sich bis zum fünfundsechszigsten Grad der Breite hinaufzogen. Der erste Bischof war Arnold, ein gelehrter norwegischer Priester, welcher im Jahr 1123 nach Grönland kam.

Aber Hungersnoth oder Pestilenz tödtete viel Volks, an dessen Stelle sich nach dem vierzehnten Jahrhundert Wilde aus Nordamerika von den labradorischen Küsten drängten, früh schon Skrällinger von den Grönländern geheißen. Es waren Eskimo's, vielleicht ein aus Nordasien verdrängter Tatarenstamm, der auch im wüsten Labrador keine bleibende Sitze gefunden haben mochte. Vor ihnen wichen die wenig übriggebliebenen Normänner nach der unwirthbarern Ostküste Grönlands, wo zuletzt von ihnen fast alle Spuren verschwanden. Nur dann und wann erscheinen sie noch einzeln aus ihren von Eisbergen zu Land und zu Meer verrammelten Einöden, von den Eskimo's als Menschenfresser gefürchtet.

Seitdem ward Grönland vergessen, bis der Handelsgeist im sechszehnten Jahrhundert neu erwachte. Nun gedachte man wieder der christlichen Gemeinden, die vor Jahrhunderten dort gelebt, und hoffte mit ihnen neuen Verkehr zu beginnen. Die abentheuernden Schiffahrer suchten dieselben vergeblich an den Ostküsten. Sie fanden mordsüchtige Wilde und Eisfelsen.

Nachdem die Dänen unter sieben Königen vergebens getrachtet hatten, das verlorene Grönland ihrer Vorfahren wieder zu finden, gelang es ihnen durch den frommen Christenmuth eines einzigen Mannes.

Ohnfern den schroffen Felswänden der norwegischen Kiölen lebte in der Gemeinde Vogens der fromme Pfarrer Hans Egede, unbekannt der Welt, und er unbekannt mit ihr. Er erinnerte sich eines Tages, einmal gelesen zu haben, daß vorzeiten in Grönland christliche Einwohner gelebt hätten. Aus bloßer Neugier erkundigte er sich darauf bei einem Freund zu Bergen, welcher Wallfischfahrer war, was er von dem Zustand Grönlands wisse. Da er nun vom wüsten Leben und Heidenthum der einzelnen Menschen hörte, die man an den kahlen Küsten, oft den Seefahrern zum Verderben, gefunden, thats ihm im Herzen weh. Es flog ihm wohl der Gedanke durchs Gemüth, er solle dahin und mit Christi Wort die Finsterniß erleuchten. Doch erschrack er selbst vor dem Einfall; denn er hatte Frau und Kind, dabei sein mäßiges Auskommen und sonst keine Mittel. Es war im Jahr 1708. Und immer ging ihm der Gedanke nach, wie sehr er sich auch bemühte, ihn zu bekämpfen, und konnte sein nach Jahr und Tag nicht los werden und fand keine Ruhe, bis er zur Erfüllung schritt, und ihn im Jahr 1711 offenbarte, um Unterstützung zu finden. Er richtete dafür Bittschriften an die Bischöfe von Drontheim und Bergen, an das Missions-Kollegium in Kopenhagen, an königliche Behörden mit Vorschlägen zur Stiftung einer Niederlassung in Grönland, einer Handlungsgesellschaft u. s. w. Aber Niemand mochte ihn hören. Seine Frau, seine Hausgenossen, seine Verwandte bestürmten ihn mit Vorwürfen; die obern Behörden, die reichen und vornehmen Herrn behandelten ihn nach ihrer Art wie einen Grillenfänger oder Schwärmer; andere machten sich öffentlich über ihn lustig. Er mußte gegen so viele Verunglimpfungen im Jahr 1715 in einer eigenen Vertheidigungsschrift seine Rechtfertigung suchen. Sobald er aber einmal seine Gattin für den kühnen Gedanken gewonnen hatte, ging Alles leichter. Nun hörte er auf, Bitt- und Denkschriften zu machen; legte sein Amt nieder; eilte selbst nach Kopenhagen; betrieb seine Sache persönlich, und brachte es endlich dahin, daß ein Schiff ausgerüstet, er als Missionär von Grönland ernannt und an die Spitze einer kleinen Kolonie gestellt wurde. Am 2. May 1721 schiffte er sich mit seiner Frau und vier kleinen Kindern ein, freudig, nach zehnjähriger Standhaftigkeit das Ziel seiner Wünsche zu erreichen.

Hier baute er mit den ihn begleitenden Dänen an der Westküste die Pflanzstadt Godhaab; wohnte unter den anfangs schüchternen Wilden, gewann ihr lange mißtrauisches Herz; lernte mit seinen Kindern ihre Sprache; ertrug mit ihnen in diesen Einöden alle Entbehrungen; durchreisete unter mannigfachen Gefahren das rauhe Felsenland in verschiedenen Richtungen; ließ Erze suchen, um den Dänen diesen Boden wichtig zu machen, und Versuche mit Getreidesaaten anstellen, um die mit ihm gekommenen Kolonisten vor Hungersgefahr zu sichern. Doch in diesen unwirthbaren Landschaften schien alle Mühe eitel zu sein, einen festen Sitz zu erhalten. Hier wütheten Frost, Hunger, und Nachstellungen von Seiten der Wilden zugleich. Nur einzelne

Menschen gewann Egede nach und nach zum Christenthum; in zehn Jahren taufte er nur hundert und fünfzig Kinder. In Dänemark ward man der Opfer müde. König Christian VI. rief im Jahr 1731 die Kolonisten zurück. Alles verlor den Muth. Nur Egede nicht. Mit seiner Familie und zehn Matrosen, die auf den Schiffen, welche das Volk nach Dänemark zurückführten, nicht mehr Platz fanden, blieb er in Grönland. So harrte er zwei Jahre aus. Seine Standhaftigkeit siegte.

Denn nicht nur stellte der König die grönländische Handlung wieder her, und gab der Mission neue Unterstützung: sondern von der Brüdergemeinde in Herrnhut erschienen zugleich drei neue Boten des Heils für Grönland gesandt, drei Brüder, Matthäus, David und Christian Stach. Es war im Jahre 1733. Zu diesen kamen bald mehrere. Sie bauten sich die Sendstätte Neuherrnhut ohnweit Godhaab; späterhin, da ihr Werk immer besser gedieh (im Jahr 1758), eine andere Sendstätte, Lichtenfels, um entferntern Wilden näher zu wohnen. So setzten sie mit Alles opferndem Muthe Egede's heilige Sache fort, auch da sich dieser ehrwürdige Mann, krank und schwach, zur Fristung seines Lebens, zur bessern Erziehung seiner Kinder, und die Sache der Mission eifriger zu betreiben, nach Kopenhagen im Jahr 1736 zurückbegeben hatte.*)

Mit dem Christenthum begann zugleich die Kultur der Wilden. Sie gewöhnten sich an bleibende Stätten. Im Jahre 1762 wohnten schon vierhundert und siebenzehn Grönländer in Neuherrnhut, und ungefähr hundert und siebenzig zu Lichtenfels. Im Jahr 1796 betrug die Zahl der christlichen Grönländer hier und im neuen Missionsort Lichtenau neunhundert und sechsundsiebenzig Personen. Neben diesen und Godhaab sind für den Handel mehrere dänische Pflanzstätten und Logen angelegt, welche auf Zähmung der rohen Sitten bei den Landesbewohnern mehr und mehr Einfluß erhalten. Man hat für die Bekehrten verschiedene Erbauungsschriften in ihre Muttersprache, im Jahre 1799 auch die Bibel übersetzt, und zu Kopenhagen mit lateinischen Buchstaben drucken lassen. Die Missionarien haben Schulen angelegt, daß keines der getauften Kinder ohne Unterricht erwachse.

Nun sind seit Hans Egede's Landung beinahe hundert Jahre verstrichen. Viel ist geleistet, und doch weniger, als man nach hundertjährigen Mühen hätte erwarten sollen. Große Hindernisse schafft die Natur; nicht geringere das tief eingewurzelte Vorurtheil der Grönländer gegen die Fremden, so wie ihr Festhalten an den Vorstellungsweisen der Vorfahren. Auch ward das Bekehrungswerk wohl in spätern Zeiten mit geringerm Eifer, denn anfangs, betrieben.

Es gehört kein gemeiner Heldensinn dazu, um den Heiden das Licht göttlicher Offenbarung zuzutragen, Alles zu vergessen, und sein Leben in jenen todten, stillen Schnee- und Felsenöden zu beschließen, wo man oft nichts Grünes erblickt, als die grönländischen Städte oder Dörflein. Denn während das ganze Land kahl und rauh ist, sind die Häuser oben und auf allen Seiten

*) Er starb 1758 zu Stubbekiöbing auf der Insel Falster.

mit Löffelkraut und Gras bewachsen; und rings herum erzeugt der Sand, so viele Jahre mit Blut und Speck der Seehunde gedüngt, das schönste Gras. Aus den Fernen schimmern, wie Nordschein, die großen hohen Eisfelder, die „Eisblinke“; es rauchen erloschene Vulkane. Am Fuße der Gebirge erheben sich, statt der Wälder, Reihen von Eisträmmern, voller Spalten und Löcher, in wunderhaften Gestalten, bald wie mit Thürmen geschmückte Kirchen, bald wie Säulen, Gewölbe, zerfallene Palläste, halbdurchsichtig, in der Sonne vom Schnee blaßgrün und silbern, vom klaren Eisen blau strahlend. In den langen Wintern gefriert das Wasser erst über dem Feuer, ehe es heiß wird und kocht; der Weingeist wird oft dick, wie gefrornes Oel. Erst im Juni thaut der Boden recht auf, und in den längsten Tagen schmilzt die Sonne selbst das Pech an den Schiffen. Dann tanzen im Meere schwimmende Eisberge um die Küsten. In den Gärten erziehen die Europäer etwas Salat und Kohl und Schnittlauch und Radise. Alles bleibt klein; selbst die weißen Rüben werden selten größer, als ein Taubenei. Nur Moose, Schwämme und Flechten gedeihen noch an den Felsen, einige Grasarten in den geschirmten Thalungen; dürftige beerentragende Erdgesträuche, Zwergbirken, niedriges Erlen- und Vogelbeergestrüpp ergötzen durch ihre Erscheinung nur in den Fiorden der südlichern Landtheile.

Niemand kann von der Menschenzahl sagen, die in diesen von Europäern noch viel zu wenig gekannten Einsamkeiten zerstreut lebt. Man legt große Tagreisen zurück, ohne einen Sterblichen zu erblicken. In den Gegenden, wo heut an der Westküste die Sendorte und dänischen Anbauungen stehen, sollen vor dem Jahr 1730 gegen dreißigtausend Menschen gewohnt haben, wie Seefahrer berichten. Diese Anzahl hatte ums Jahr 1746 schon um ein Drittheil abgenommen. Kranz berechnete im Jahr 1762 die gesammte Menschenmenge an der Westküste nur noch gegen zehntausend Seelen. Im Jahre 1805 zählte man in den Umgebungen der dänischen Niederlassungen noch sechstausend sechsundvierzig. Kranz aber wußte aus den Erzählungen der Grönländer, daß noch bis zum achtundsiebenzigsten Grade Menschen wohnen, die von Fischen, weißen Bären und Eidervögeln leben. Wirklich fanden die britischen gegen den Nordpol ausgesandten Entdeckungsschiffe (im Jahr 1818) zwischen dem sechs- und achtundsiebenzigsten Grade noch ein einsames Eskimo-Völklein, welches rings um sich her die Welt für einen unendlichen Gletscher, sich für das einzige Menschengeschlecht hielt, und keinen Begriff vom Dasein eines höchsten Wesens gehabt haben soll.

Die letzte Behauptung war wohl zu voreilig. Die Engländer verweilten bei diesem Völkchen viel zu kurze Zeit und waren der Sprache desselben allzuunkundig, um über Gegenstände aus der Welt der Vorstellungen aburtheilen zu können. Denn unter allen Völkern des Erdballs ist noch keines entdeckt worden, welches, wenn man es sehr genau kennen lernte, nicht, sobald es sich nur zu einigen Begriffen und zu einer Sprache aufgerichtet hatte, mit dem ersten Begriff des Daseins auch die Vorstellung von einer höhern, unbekannten Macht verknüpft hätte. Gott hat sich in aller Geister Ahnungen offenbart.

Hielt man doch anfangs auch die westlichen Grönländer für Menschen ohne Gotteskunde. Aber je tiefer man durch Erlernung ihrer Sprache und durch längern Umgang in das Geheimniß ihrer Ideen eindrang, je mehr Keim der Religion entfaltete sich dem Beobachter bei ihnen. Sie reden von hohen und niedern Geistern. Sie wissen vom schöpferischen Hauch des Pirksoma („der da droben"); von dem ihm untergeordneten guten Geist Torngarsuk, dem Orakel ihrer Angekoks oder Priester, der in unterirdischen glückseligen Gegenden wohne; von einem bösen Geiste, der unter dem Meere wohne, und dessen Haus von schrecklichen aufrecht stehenden Seehunden bewacht werde; von der Fortdauer ihrer Seelen (Tarngeks, schon die Verwandtschaft dieses Namens mit dem des guten Geistes Torngarsuk deutet viel!) nach des Leibes Auflösung. Aber Ehre oder Dienst erweisen sie dem großen Geiste Torngarsuk nicht, weil, wie David Kranz sich ausdrückt, „sie ihn ohnehin für allzugütig halten, als daß er forderte, versöhnt oder bestochen zu werden."

Vom neuesten Zustand der christlichen Sendanstalten im südlichen und westlichen Grönland ist wenig bekannt geworden. Wir wissen nur, daß es auch diesen Gegenden an einer hinlänglichen Zahl geweihter Missionarien aus Europa gebricht (im Jahr 1792 waren deren nur fünf dort), und daß die Genossenschaft der Brüdergemeinden an den Küsten aus ungefähr tausend Seelen besteht.

---

3. Die Bekehrungen in Labrador. — Das Heidenthum im äussersten Norden Amerika's.

Was bis hinaus zum niegesehenen Nordpol des Erdballs wohnt und athmet, ist Geheimniß. Das bekannte nördlichste der Länder ist eine öde Welt von Felseninseln, Spitzbergen geheißen, wo doch noch weiße Bären, Füchse und Rennthiere einige Nahrung finden, und Schnee- und Eisvögel um die kahlen Klippen flattern. Aber hier, wo der Winter das Meer in ein endloses Eisfeld um die Inseln verwandelt, die längste Nacht fünf Monate lang währt, daneben wieder die Gluth des Sommers unerträglich werden kann, wohnen nur wenige russische Ansiedler, der Fischerei wegen.

Unter etwas südlichern Breiten, um die Hudsonsbai hin, wo zwar der Himmel noch furchtbar rauh, der Boden unter einem fast zehn Monden dauernden Winter sehr unwirthbar ist, doch hin und wieder verkrüppelte Nadelhölzer über dem Schnee grünen, und die Arten der Thiere sich mannigfaltiger zeigen, erblickt man auch schon das Menschengeschlecht zahlreicher verbreitet. Es ist in Lebensweise, Sprache und Denkart dem grönländischen verwandt.

Die Bewohner des rauhen, ungeheuern Landstrichs von Labrador nennen sich, wie die Grönländer, Karalits oder Kerali's (Männer), und die Europäer Kablunäts. Ohne Zweifel sind ursprünglich die Eskimo's, die Skrällinger in Grönland, nur von ihnen ausgestoßene und verfolgte Stämme gewesen. Lange schon haben die Briten diese Küsten handelnd besucht, der Fische und Pelzwerke willen. Die Hudsonsbai-Gesellschaft hat daselbst verschiedene Anbauungen und Faktoreien zum sichern Verkehr mit den Wilden. Aber erst im Jahr 1764 kamen christliche

Bekehrer hieher, mährische Brüder, die sich in der Nähe der Faktoreien muthvoll ansiedelten. Dort bauten sie im Jahr 1771 ihren ersten Sendort Nain, wo acht deutsche Missionarien beisammenwohnten, Gott und Christum zu verkünden, und halbvertbierte Menschen zu veredeln. Später, da aus Europa, besonders von Deutschland, mehr Gehilfen erschienen waren, bauten sie (im Jahr 1776) nördlich von Nain, unter dem achtundfünfzigsten Breitengrad, den neuen Sendort Okkak an, und dann südwärts (im Jahr 1782) den Sendort Hopedale.

Das Thun dieser frommen Männer war gesegnet. Mehrere hundert Familien der Kerali's wohnen jetzt (1808) entwildert, arbeitsam, in rührender Eintracht, in inniger Gottesanbetung, um Nain, Okkak und Hopedale in edler Menschenwürde. Da sind nun andachtsvolle Erhebungen des Gemüthes; da Schulen für die Kinder der Langevergessenen. Nicht nur sind viele im Volk, welche lesen können, auch viele schreiben schon ihre Gedanken ohne Mühe nieder, und die drei ersten Evangelien, in ihre Sprache übergetragen, auf Kosten der britischen Bibelgesellschaft gedruckt, wurden (im Herbst 1814) in den Schulen vertheilt.

Eine ungleich größere Bevölkerung als in den Umgegenden der Sendörter, belebt aber die nördlichern und westlichern Küstenlandschaften Labradors. Von jeher kamen aus jenen Gebieten von Zeit zu Zeit, des Tauschhandels willen, Eskimo-Karavanen zu den Brüdergemeinden und den britischen Anbauungen. Daher entschloß sich einer der Missionarien zu Okkak, Benjamin Kohlmeister, im Frühling 1811, jene Gegenden kennen zu lernen. Er reisete längs den Gestaden bis zum Kap Cudleigh unter dem einundsechszigsten Breitengrade, und von dieser Nordspitze Labradors südwestwärts bis zur Ungawa-Bai.

Er begann die Reise, als am 19. Juni des genannten Jahres die Bai von Okkak vom Eise frei geworden war. Begleitet von vier Eskimo-Familien und andern fuhr er längs den Gestaden zwischen schwimmenden Eisbergen hin, oft von Eisfeldern festgehalten. Von den kahlen Felsen donnerten von Zeit zu Zeit Wasserfälle, fünfzig bis sechszig Fuß senkrecht niederstürzend, unten in Wasserstaub zerschellend. Adler horsteten auf den Felsengipfeln, deren grünes, rothes und gelbes Gestein in wundersamen Bildungen bald Säulengänge, bald gothische Burgen und Tempel darzustellen schien. Sie sahen grünende Thäler, in denen das goldene Fingerkraut (Potentilla aurea), Tussilago und Arnica blühten; Berge hoch mit niedern Gesträuchen, Birken- und Erlengestrüpp umgeben; einen schiefergrauen Felsen, der einen gelblich-weißen Dunst von starkem Schwefelgeruch austrieb. Ein Tropfen dieser Substanz war so scharf, daß er, auf verzinntes Eisenblech fallend, das Zinn in wenigen Minuten verzehrte. Sie erblickten weiter nordwärts, im Lande Serliarutsi, Trümmer altgrönländischer Wohnplätze, Gemäuer und Grabmahle, um welche noch die Sage vom Zuge der Kerali's, die aus Kanada und Labrador gegen Norden (gen Grönland) flohen, bei den Eskimo's lebt. Ueberall wurden sie von den Stämmen der Wilden, die noch nie einen Europäer gesehen hatten, mit Erstaunen und Gastfreundlichkeit empfangen. An einen neuen Sendort daselbst ward nun mit Ernst gedacht; vielleicht ist er schon gestiftet.

Wilder noch, als in Labrador, ist bis zum achtundsechszigsten Breitengrade das Land Neuwales an der Westküste der Hudsonsbay; doch von jagenden und fischenden Eskimo's bewohnt, und einigen hundert Europäern im Dienst der Hudsonsbai-Gesellschaft. Aber hieher drang noch nie der Muth eines Christusverkünders; keiner in die unermeßlichen Blachfelder, Gebirge und Wälder, die nordwärts Kanada, Heimath der Nordindier, Kupferindier, Athapuwskows, Nathana's, Chippeways und anderer nomadischen Völkerstämme sind. Nur verwegene Pelzhändler abentheuerten in diese der übrigen Welt unbekannte Gegenden von Zeit zu Zeit hinaus, die wir zum Theil durch Alexander Mackenzie's Entdeckungsreisen kennen, welche er zu Lande nach dem Eismeer und der Südsee, von Montreal aus, gethan hat.

Wenn aber auch in diesen nordischen Wildnissen Amerika's nicht der durch Jesum geoffenbarte Vater der Welten gekannt ist, ertönt dort nicht minder das Lob Gottes, des unsichtbaren „großen Geistes", wie ihn die Wilden heißen. Die Hausgötter sind ihrem Kindersinn theuere Wesen. Sie wissen von ihrer Seelen Unsterblichkeit. Die Chippeways lehren von der schönen Insel, zu welcher die abgeschiedenen Geister hinüberschiffen. Auch sie haben ihre Priester und hohe Priester, ihre Opferungen, ihre heiligen Gebräuche. — Inzwischen ist Alles, was wir von den religiösen Vorstellungen der Völkerschaften wissen, welche den äussersten Norden Amerika's, von der Baffins- und Hudsonsbay bis zur Cooks- und Beringsstraße und dem Nutkasunde erfüllen, höchst unvollkommen. Kaum die Völker selbst alle kennen wir. Sie ziehen sich, furchtsam vor den wachsenden Ansiedlungen der Europäer, sowohl von der Ost- als Westküste des Welttheils in das innere Verborgene desselben zurück. Hier in den Einöden der Urwälder südwärts; oder in dem ungeheuern Hochland, wo von unzugänglichen, unbekannten Felsengebirgen der Missouri-, Mackenzie-, Nelson-, Columbiastrom und andere, aus ewigem Schnee hervor der Hudsonsbay, der Südsee, dem vereiseten Norden zufließen; in jenen fast unendlichen Ebenen, wo der Boden kaum noch Erde zur Pflanzennahrung hat, und der Mensch und sein Renntbier sich mit dem kurzen krausen Moos der Felsklippen begnügen müssen: — hier ist die sichere Freistätte der Urbewohner Amerika's.

Die Russen, vom nördlichen Asien herüber nach den amerikanischen Westküsten kommend, verbreiten sich längs denselben immer zahlreicher. Ihre Pelzhändler und Wildschützen, hart und habsüchtig, treiben mit roher Grausamkeit die erschrockenen Wilden zurück. An Bekehrung und Versittlichung der Heiden denkt nicht leicht ein Beamter der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft. Auf der Halbinsel Alaschka, wo man noch im vorigen Jahrhundert bei sechszigtausend Einwohner zählte, sieht man jetzt (1809) nur noch wenige hundert. Seit die Russen im Norfolksunde ihr Neuarchangel bauten (1804), flüchteten die verjagten Landesbewohner in den Europäern unerreichbare Fernen.

Es bedarf eben keiner Ausübung von Unmenschlichkeiten gegen die Indianer, um sie aus der Nähe der Europäer zu verbannen. Die einfachen Söhne der Natur sehen mit Schaudern die Ueberlegenheit und Wirkung europäischer Künste und Laster. Sie erschrecken vor einer

Religion, die ihnen Christen predigen, welche sich rühmen, des Himmels gewiß zu sein nach dem Tode, während vor dem Tode sie die Welt zur Hölle machen. Der Ur-Amerikaner zieht standhaft die Lebensweise seiner Altvordern den Lebensbequemlichkeiten der fremden Ankömmlinge, und die Freiheit der Natur dem Sklaventhum des künstlichen Beisammenwohnens vor. So sah Mackenzie (im Jahr 1799) eine ganze Kolonie Irokesen nach dem Saskatchiwinefluß auswandern, die doch von Kindheit an, neun englische Meilen von Montreal gewohnt, unter römischen Missionarien gelebt hatten und von ihnen unterrichtet worden waren.

---

4. Blick auf die beiden Kanada's. Bewundernswürdige Fortschritte der Religion und Gesittung unter den wilden Völkern an und in den Gebieten der vereinigten Staaten, und der spanischen Gebiete Nordamerika's.

Im Westen und Norden Kanada's bis zum asiatischen Ozean und dem Eismeer, und südwärts bis zu den ungewissen Grenzen der vereinigten Freistaaten und der mexikanischen Gebiete, über einen Flächenraum von mehr denn anderthalbhunderttausend Geviertmeilen, groß genug in seinem Schooße den Welttheil von Europa zu tragen, waltet in freier Wildniß das alte, nie gebrochene Heidenthum unter mannigfaltigen Gestalten. Noch kennen wir kaum die Namen aller dort herbergenden Völker; geschweige ihre religiösen Vorstellungen. Selbst im Länder-Umfang der vereinigten Staaten, in den britischen und spanischen Besitzungen Nordamerika's, wohnen der freien Indianerstämme viele, welche Fetisch-Anbeter sind, und von den reinern Gott-Offenbarungen keine Ahnungen kennen. Nur längs den Meeresküsten, in den Städten, Dörfern und Anbauungen europäischer Ansiedler oder deren Nachkommen, herrscht christlicher Glaube. Doch wird von Zeit zu Zeit, und auf verschiedenen Punkten mit wechselndem Glück versucht, das heilige Geisteslicht den wilden Völkerschaften zuzutragen.

Im obern Kanada, im Südwesten des Utawasflusses, wo die britisch-bischöfliche Kirche die herrschende ist, wohnen auch einige Quäker, Mennoniten, Herrnhuter und Dunkers zerstreut umher; besonders im Bezirk Kingstown. Eben von hier aus haben seit einigen Jahrzehenden die Protestanten viel zur religiösen und sittlichen Bildung der benachbarten Indianerhorden gethan. Die „Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums" besitzt sowohl zu Kingston selbst zur Bekehrung der Mohawks-Indianer, als in der Ortschaft Niagara, am Strom dieses Namens, eigene Sendanstalten. Die mährischen Brüder haben mehrere dergleichen, und hin und wieder durch ihre Missionarien schon ganze Kolonien von christlichen Indianern gestiftet, welche in einer verbrüderten Gemeinde beisammen wohnen, Ackerbau, Viehzucht, Weberei, Zuckerbereitung aus Ahornsaft und andere Gewerbe treiben.

Im untern Kanada, einst französisches Gebiet, ist die katholische Kirche die vorherrschende. Seit die Briten Herren des Landes geworden sind, scheint die Bildung der Geistlichkeit, so wie ihr frommer Eifer zur Bekehrung der Heiden, sehr abgenommen zu haben. „Die Priester sind in Kanada (sagt La Rochefaucauld Liancourt in seiner Reisebeschreibung) gerade

was sie meistens auch bei uns und überall sind; verschlagen, niederträchtig, Verehrer und Stützen willkührlicher Gewalt, wenn diese der Geistlichkeit Macht und Reichthum vermehren kann, und, gleich der Kirche, weder Selbstdenken noch freies Urtheil erlauben will. Die größere Zahl der Priesterschaft kann nichts als lesen und schreiben, ist unwissend und abergläubig im höchsten Grade."

Die französische Staatsumwälzung war diesen Gegenden insofern wohlthätig, daß viele der ausgewanderten Priester sich da niederließen, und ihre durch Leiden erhöhte Frömmigkeit und ihre durch bessere Schulbildung erworbenen Kenntnisse den andern zum Muster gaben. Auch belebten diese wieder den ziemlich erloschenen Sinn für Christenthums-Verbreitung.

Es stehen unter dem Bischof von Quebek hundert und zweiundneunzig Pfarrer und Missionarien. Die letztern sind gewissermaßen als Pfarrer der christlichen Huronendörfer an dem nördlichen Ufer des Erie-Sees, der großen Indianer-Anbauung Arbre-Croche und anderer indianischen Anlagen anzusehen, die sie, als Stiftungen früherer Zeiten, mehr unterhalten als vermehren.

Ungleich größerer Eifer lebt und strebt in den vereinigten Freistaaten Nordamerika's für Versittlichung und Bekehrung der Wilden. Es wird hier ein Wetteifer aller Glauben und Kirchen sichtbar, nebeneinander aufzublühen, und Gotteskunde und Gottesverehrung zu verbreiten. Vielleicht eben dies erwartet man von einem Bundesstaat am wenigsten, wohin Tausende nur des Erwerbs willen, oder der Freiheit willen zu eilen scheinen, und wo der Grundsatz der allgemeinsten Duldung Grundlage der meisten Verfassungen ist, — ein Grundsatz, welchen weit aus die große Mehrheit der europäischen Priesterschaften verdammt. Denn diese Priesterschaften, unbewegt durch die Ueberzeugungen des gesunden Menschenverstandes, daß bei den mannigfaltigsten Stufen der Völkergesittung einerlei Gottesverehrungsart unmöglich sei; unbewegt durch das Bild der vergangenen Jahrtausende; unbewegt durch das Beispiel des barmherzigen Gottes, welcher der Vater des Säuglings, wie des betagten Weisen, und des Heiden in der Wüste, wie des Jüngers Jesu ist; unbewegt durch die erhabenen Erinnerungen Christi selbst und seiner ersten Schüler, daß jedermann, wer recht thut und Gott liebt, ihm angenehm sei, nicht der „Herr-Herr-Rufer", verdammt der stolze Eigensinn ihres Kirchenthums jeden, der nicht ihrer Meinung ist, und erblicken sie in einer edeln Freilassung religiöser Ueberzeugungen nur eine sündhafte Gleichgültigkeit gegen die christliche Religion überhaupt.

Der Geist der nordamerikanischen Freistaaten-Verfassung ist ein wahrhaft großer, ein ächtchristlicher; denn er maßt sich nicht frevelvolle Gewaltherrschaft der Gewissen an; umfängt mit gleicher Liebe Menschen aller Bekenntnisse als Gotteskinder, und ist den göttlichen Ordnungen in der Natur der verwandteste. Wer den wahren Gott bekennt, also auch der Jude, auch der Muhamedaner, genießt im größern Theil dieser Staaten freie, bürgerliche Rechte; wer Christ ist, gleichviel welcher Kirchpartei er angehöre, ist jedes Amtes fähig. So blühen nun dort gegen siebenzig verschiedene Arten christlicher Kirchen in Frieden nebeneinander;

und jede Glaubenspartei, jede Gemeinde besoldet ihre Lehrer, die sie sich wählt. Neben den Evangelischen breiten sich die Katholischen aus; und wie die schwärmerischen Zitterquäker, haben die schwärmerischen Trappisten ihre ungestörte Heimath. Da verschwindet der unsinnige Glaubenshaß. Es ist erfreulich, daß auch Protestanten zum Bau katholischer Tempel beisteuern, und hinwieder katholische Aeltern, in Ermangelung von Priestern ihres Bekenntnisses, ihre neugeborenen Kinder von evangelischen Pfarrern nach katholischem Brauche taufen lassen. Da kennt man keinen Donner vom Vatikan, welchen noch heute die europäischen Könige oft scheuen; da keinen unchristlichen Gesetzeszwang gegen Ehen zwischen Personen von zweierlei Kirchen; da keine Gräuel in Glaubensdingen, wie Irland und das südliche Frankreich zeigen; da herrschen Gott und Gesetz, nicht Priester, nicht Konkordate, nicht eine auserwählte Kirche, welche andersgläubige Bürger zu Stiefkindern des Staates, oder zu Auswürflingen desselben macht.

Die europäischen Auswanderer, welche trauernd um die Gebrechen ihrer alten Vaterlande, über den Ozean hinaus in die neue Welt wandern, sind durch ihr Schicksal größtentheils religiöser gestimmt, als diejenigen, welche im gewohnten Alltagssein zurückbleiben. Sie treten in die Fremde, wo ihnen Niemand befreundeter ist, als ihr Gott, und sie hangen ihm mit tieferer Inbrunst an, denn vorher. Viele Väter taufen da in ihren Einsamkeiten selbst; Viele reichen sich gegenseitig das heilige Abendmahl, wie nach Jesu Heimgang seine Jünger untereinander gethan. Die Religion ist immer früher gewesen, als eine Priesterschaft.

Missionarien von allerlei Glaubensparteien begeben sich predigend in die Wildnisse und Urheimathen der Wilden, unaufgefordert, unbesoldet; weit jenseits dem Missisippi und Missuri und Ohio sind sie gedrungen, und haben sie schon Pflanzstätten bekehrter Heiden gegründet. Es bestehen, besonders bei den Evangelischen, zahlreiche Missions-Gesellschaften in allen Städten und Staaten. Vor allen thätig bezeugte sich die „Gesellschaft zur Förderung des Evangeliums unter den Heiden“, die zu Bethlehem in Pensylvanien am 21. Sept. 1787 ihre erste Versammlung hielt, und vom Staate Pensylvanien wenige Monden später gesetzlich anerkannt ward. Und nicht zufrieden, allein die nachbarlichen Indianerstämme zu bedenken, erhob sich (im Jahr 1812) noch ein „amerikanischer Christenverein für auswärtige Missionen“, der die Boten des Heils zu den Inseln Ostindiens und Südindiens aussandte. Mit der Zahl der Einwanderer, der schnell emporwachsenden Städte, Dörfer und Kolonien wächst der Eifer zur Verchristlichung der nahen und fernen Umgebungen. Nicht wenig tragen dazu die Verbreitungen der heiligen Schriften in allerlei Sprachen bei. Vor wenigen Jahren (1816) befanden sich in den vereinigten Staaten einhundert und fünfzehn Bibelgesellschaften; wie wir vernehmen, hat sich seitdem die Menge und die Thätigkeit derselben in allen Gegenden vermehrt, selbst unter den Katholiken, unbekümmert um des Papstes Bulle. Unter diesen löblichen Vereinen befindet sich selbst eine „Bibelgesellschaft für Afrika“, welche (1816) in Philadelphia errichtet wurde.

Schon sind viele der kleinen Stämme der Creks, der Delawaren, Irokesen, Huronen u. s. w. zum christlichen Glauben geführt, bei welchen sich besonders die Sendungen

der Brüdergemeinden ewiges Verdienst erwerben. Viele dieser Stämme haben mit einem heiligern Glauben sanftere Sitten angenommen, festere Wohnplätze gebaut und nützliche Gewerbe ergriffen. So gebührt den frommen Quäkern von Newyork der Ruhm, daß sie dem Stamme der Onondago's die Worte der ewigen Liebe und die Gesittung gebildeterer Nationen zuerst theuer machten. Diese vorzeiten furchtbaren Wilden, jetzt Brüder europäischer Ankömmlinge, bauen friedfertig ihre großen Felder, weiden ihre zahlreichen Heerden am Fuße des Alleghany-Gebirgs, und bereiten Zucker, Seife, Gespinnst und Gewebe mancherlei Art.

Noch immer ist in Europa der Name der Irokesen, wegen ihrer alten Schrecklichkeit, sprichwörtlich geblieben. Sie sind's nicht mehr. Sie kennen den ewigen Vater der Welt durch Jesum. Im Westen Karolina's erblickt man ihre vielen Ortschaften, zum Theil zierlich aufgebaut. Mehrere hundert Menschen, europäischer Abstammung, wohnen ruhig unter ihnen, zum Theil mit Irokesinnen vermählt. Sie haben in ihren Städten öffentliche Gebäude, Kirchen und Handwerker. Ihre Schulen und Schulbücher werden gerühmt. Die Lancastersche Lehrart ist bei ihnen gemein. Wahrlich, es gehört zu den denkwürdigen Seltsamkeiten des Zeitalters, daß das Schulwesen und der öffentliche Unterricht unter den Irokesen schon mit größerer Liebe und Thätigkeit befördert wird, als selbst in manchen Staaten Europens, wo treulose oder befangene Rathgeber der Fürsten, wo ein herrschlustiger Adel oder eine Volksverfinsterung suchende Priesterschaft lieber die Schulen des Volks verfallen läßt, und der Aufklärung des Landmanns entgegenarbeitet, um lastbare, gedankenarme Thiermenschen zu behalten! Welchem gefühlvollen Menschenfreund bebt bei solchem Anblick der Welt nicht das Innerste des Herzens? Die Kultur der Irokesen ist mit jedem Jahre fortschreitend. Spinnerei und Weberei ist das gemeinste ihrer Handwerke, neben Acker- und Gartenbau und Viehzucht. Doch haben sie auch Salpeterwerke, Pulvermühlen, Eisenschmiede, sogar Goldarbeiter u. s. w.

Die Versittlichung dieser und anderer wilden Völkerschaften ist eine der ehrwürdigsten Thaten der nordamerikanischen Staatsverwaltungen. An die sogenannten „fünf Nationen" spendet die Regierung alljährlich zehntausend Dollars zur Anschaffung von Ackerbaugeräthschaften und Werkzeugen aller Art. Die Quäker und Brüdergemeinden thun sich durch ihren Eifer am lebhaftesten hervor, die Verwilderung der Urbewohner Amerika's zu mildern durch Religion und Belehrung. Schon haben die Mohawks, die Oneidas und andere, Schulen, zum Lesen, Schreiben, Rechnen u. s. w. gleich den Irokesen. Die Stadt Tumssassa der Seneka-Indianer, unweit dem Alleghanyflusse, besteht meistens aus Häusern von zwei Stockwerken, und hat eine zierliche Kirche. Die Huronen bauen das Feld und handeln mit Getreide.

So schneller und dauerhafter Wirkungen können sich kaum die seit Jahrhunderten mit unermeßlichen Kosten unterhaltenen Missionen der Franzosen, Portugiesen und Spanier in Amerika und andern Welttheilen freuen. Größer ist immerdar die Macht frommer Freiwilligkeit und reiner Liebe des Guten, als Zwang und eigennützige Nebenabsicht, die nur zu oft bei den

Missionen hervorschimmerte. Bindender ist die Stärke gemüthlicher Ueberzeugung, als die der bloßen Gewöhnung.

Die indianischen Völker Nordamerika's sind nicht minder spröde als andere, gegen Vertauschung ihrer Lebens- und Glaubensart um europäisches Wesen. Für Unabhängigkeit und Freiheit opfern sie willig das Leben, verachten sie den größten Schmerz mit wildem Stolze. Sie halten zwar die Europäer für ein arbeitsameres und künstlicheres Volk, aber auch für ein unnatürlicheres, lasterhafteres. Sie bleiben mißtrauisch gegen die Fremdlinge, welche ihnen zum Theil das Land der Väter genommen, ihre Jagdbezirke beengt und durch Einführung des Rums so viel Unheil gebracht haben.

Bei der Einfachheit ihrer Bedürfnisse mußte ihre Sprache dürftig an Worten bleiben; aber ihr Geist ist darum keineswegs so dunkel und blöde, wie sonst die Europäer wohl allzuvoreilig urtheilten. Alle, oft arm an Bezeichnungen für irdische Bedürfnisse, deren sie wenige kennen und begehren, sind nicht so arm daran, das Ueberirdische auszudrücken. Sie unterscheiden sehr genau ihren Geist, als das Unsterbliche, vom Körper. „Wir können sterben, aber nie todt sein!“ sagen sie zu den Missionarien: „Das Maiskorn, wenn es in die Erde gethan wird, stirbt auch, aber ist doch nicht todt.“ Wir wissen durch Loskiels Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Delawaren und Irokesen in Nordamerika, daß die Priester derselben häufig ein tugendhaftes Leben als unabänderliche Bedingung darstellen, nach dem Tode des Leibes in den Ort der guten Geister zu gelangen. Sie bringen Opfer den Manito's, guten Geistern, (Schutzengeln) aber auch nur diesen, nicht dem großen Geiste (Gott), der keine Opfer begehre, zu erhaben sei. Sie glauben auch das Dasein eines bösen Geistes, ohne ihn durch Opfer zu verehren. Träume sind ihnen noch (wie einst der Kindheitswelt des europäischen und asiatischen Alterthums) göttliche Offenbarung.

Nicht die Evangelischen allein, auch die Katholischen in Nordamerika haben in unsern Zeiten Theil am Ruhm der Christenthums-Verbreitung genommen und segensvolle Schritte gethan. Nicht aber nur von den vereinigten Freistaaten aus, sondern auch von den französischen und spanischen Missionen in Mexiko und Louisiana ging das Licht des Glaubens in die Wälder und Einöden der freien Indianer. So ist seit den vier letzten Jahrzehenden der Glaube der katholischen Kirche über einen großen Theil der Irokesen, der Huronen und Illinesen verbreitet worden; desgleichen über die unterhalb der Natchitochen wohnenden Boluxas und über die Adaizes am Mermentas, bei denen fortdauernd eine spanische Mission lebt.

Von den Franzosen erwarb sich der P. Rasles unter den Huronen und Irokesen den Ruhm eines Apostels durch Frömmigkeit und Eifer. Im Jahr 1724 ward er von den Wilden aber ermordet. Von Quebek aus waren vorzüglich sonst die Jesuiten thätig. Man kennt aber die Antwort, welche der irokesische Gesandte im Jahr 1682 dem französischen Statthalter Herrn de la Barde bei der Friedensunterhandlung gab, als dieser fragte: warum die Irokesen ausdrücklich darauf beständen, daß keine Jesuiten mehr zu ihnen kämen? Der ehrliche Indianer

antwortete: „Diese großjackigen schwarzen Männer kämen gewiß nicht zu uns, wenn wir keine Weiber und keine Biber hätten!“

Die gegenwärtigen Freiheitskriege und bürgerlichen Unruhen im spanischen Nordamerika aber, welche seit dem Jahre 1810 ununterbrochen fortdauern, mögen die Thätigkeit der Missionen viel gelähmt haben. Wenigstens haben wir seit langer Zeit von ihrem Wirken nichts vernommen.

---

5. Bekehrungsgeist im spanischen Nordamerika. — Die Kalifornier — ihre religiösen Mythen.

Es sind erst dreihundert Jahre seit Entdeckung der neuen Welt. Es werden nicht mehr dreihundert Jahre vergehen, und die Reiche Amerika's werden mit den blühendsten der alten Welt wetteifern. Denn dort gedeihen bürgerliche und religiöse Ideen und Stiftungen, für deren Größe und Einfalt die alte Welt keinen Raum mehr zu haben scheint.

Es sind erst hundert Jahre, seit Wilhelm Penn starb, der große, fromme Quäker, welchem Pennsylvanien Namen, Anbau und Gesittung dankt. Mit ihm erst begann im nördlichen Amerika, die spanischen Besitzungen abgerechnet, der rechte Sinn, der rechte Eifer zur Versittlichung und Bekehrung der Wilden. Und jetzt schon freuen sich derselben zahllose Stämme. Noch hundert Jahre, und wir dürfen glauben, daß der größte Theil der nordamerikanischen Völkerschaften, die heut noch ohne Bildung in ihren Urwäldern umherschweifen, feste Sitze, Städte, Dörfer, Ackerbau, Handlung, Gewerbe und christliche Gottesverehrung haben werde.

Wilhelm Penn führte in seinen Kolonien den großen Gedanken völliger Religions-Freiheit aus. Sein Beispiel wirkte auf die andern Provinzen umher. Diesem Gedanken ist das weite Nordamerika seinen wunderschnellen Aufschwung und die leichte Verbreitung des Christenthums schuldig. Diese Verbreitung geschah, wie in den ersten Jahrhunderten unsers Glaubens, ohne Waffengewalt, ohne obrigkeitliche Befehle, durch fromme Privatleute. Und noch jetzt hat man diesen Weg nicht verloren.

Ganz ein anderer Geist waltete in den spanischen Besitzungen. Auch in diesen wohnen gegenwärtig zahlreiche, zivilisirte, christliche Indianer. Sie sind die verachteten Ueberbleibsel von den Nachkommen derer, die bei der Zerstörung des altmexikanischen Reichs durchs Schwert der Spanier fielen, oder in die Wälder flohen. Ihre bezwungenen, ins Sklaventhum geschleppten Väter, nahmen Glauben und Gesetz der ewigen Liebe unter den Schrecken altspanischer Grausamkeit an. So stehen sie noch jetzt unter den vier Erzbisthümern von Mexiko, Guadalaxara, Durango und St. Louis Potosi.

Aber die benachbarten freien indianischen Völkerschaften sträuben sich gegen der Spanier Gott und Sitte. Das Bekehrergeschäft geht langsam, obgleich ehemals der Madrider Hof dreimalhunderttausend Piaster für die Missionen aussetzte, die jedoch meistens sehr unregelmäßig

ausbezahlt wurden. — Die heilige Arbeit wird von Ordensmännern betrieben, die aus Pflicht oder auf Befehl ihrer Obern in die Wildnisse sich begeben; nicht wie im übrigen Nordamerika von frommen Freiwilligen aus eigener Begeisterung oder schwärmerischer Liebe zum Werk. Jene gehen nur von Soldaten begleitet und bewacht; diese gehen von keinem beschirmt, als ihrem Gott und reinem Gewissen. Wären alle europäische Christen mit so wahrhaft-christlichem Gemüth zu den Indianern getreten, wie Penn der Quäker: ich zweifle nicht, das Christenthum wäre heute schon der Glaube vom größten Theil der Ur-Amerikaner. Penn schloß mit seinen wilden Nachbarn ehrlichen Vertrag. Dies ist der einzige Vertrag, welcher zwischen diesen Völkern und den Christen geschlossen wurde, ohne beschworen zu sein. Und er ist auch der einzige, welcher nicht gebrochen wurde! — Die andern wurden auf gut europäisch mit den Waffen in der Faust unterhandelt, feierlich beschworen und leichtsinnig gebrochen.

Wenn die zahlreichen Missionen im nordamerikanischen Neuspanien, wo nur unter den Guayama's die Jesuiten und nach ihnen die Franziskaner und andere Orden vierundzwanzig Sendörter hatten, wenig fruchteten, lag auch ein Haupthinderniß in dem königlichen Befehl, daß die Indianer fünf Jahre nach ihrer Bekehrung zum Feldbau und Bergbau gezwungen wurden. Man hat zwar die Frist nachher auf fünfzehn Jahre ausgedehnt, aber nur im königlichen Befehl, nicht in der Wirklichkeit. Daher scheuen sich die Wilden. Sie betrachten die Weihe zum Christenthum als Weihe zum Sklaventhum. Der Aufstand der Indianer in der Provinz Sonora im Jahr 1751 war Folge davon. Aber man vermuthet, daß den amerikanischen Spaniern dergleichen Aufstände zuweilen nicht unwillkommen waren. Sie gewannen dann Vorwand, die Gefangenen mit größerer Härte zur Sklavenarbeit zu halten.

Ungerechnet die Bekehrungsgeschäfte, welche bisher noch im Innern, und theilweise an den Grenzen des Vizekönigreichs Neuspanien in Nordamerika betrieben wurden, wie in den Missionen der Provinzen Sonora, Cinaloa, Ostimuri u. s. w., sind auch die auf der großen Halbinsel Kalifornien von Mexiko aus fortgesetzt worden, doch immer mit schwankendem Erfolg. Von allen spanischen Missionsversuchen im nördlichen Amerika sind die von Kalifornien bisher die berühmtesten gewesen. Aber schon der Umstand, daß man den Missionen weniger einen heiligen, als einen politischen Zweck gab, Unterwerfung des Landes unter die Krone Spaniens vermittelst des Christenthums, mußte das Gelingen des Unternehmens bis auf die heutigen Tage schwächen.

Nachdem Hernando de Grizalva die Halbinsel im Jahr 1534 entdeckt hatte, welche beinahe so groß als Italien ist (wenn man die italienischen Inseln nicht dazu rechnet), war der Spanier erster Gedanke, Besitz von diesem Landstrich zu ergreifen. Seine kahle Gebirgskette versprach Gold; seine Südküste gab köstliche Perlen. Anderthalb Jahrhunderte lang wurden wiederholte Landungen gethan; doch fruchtlos. Die Wilden, von Natur gewandt und kriegerisch, und durch der Spanier erste Treulosigkeiten und Schritte mißtrauisch, schlugen die abentheuernden Eroberer mit Glück und Uebermacht zurück. Am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts gab der spanische Hof mißmuthig sogar den Gedanken an die Eroberung Kaliforniens auf.

Aber er lebte noch in der Brust einiger Jesuiten fort. Am meisten beschäftigte er den Pater Eusebius Franz Kühn (Kino nannten ihn die Spanier), einen Deutschen, welcher, um in die Fußstapfen der Apostel zu treten, die öffentliche Lehrstelle der Sternkunde und Größenlehre an der Hochschule zu Ingolstadt verlassen, und im spanischen Amerika das gefahrvolle Amt eines Missionärs angenommen hatte*). Als solcher wohnte er in der Landschaft Sonora, der äußersten spanischen Besitzung nordwärts an der Südsee oder vielmehr am kalifornischen Meerbusen. Durch ihn ermuntert begab sich der muthige Pater Juan Maria de Salva-Tierra im Jahr 1697, begleitet von einigen Soldaten und Jesuiten nach Kalifornien. Die Klugheit, mit welcher dieser entschlossene und fromme Mann sich auf der Halbinsel ansetzte, wohin ihm bald auch der Mathematiker Kühn folgte, entschied über das Schicksal dieser Gegend. Kühn, welcher durch seine Landreise von Sonora nach Kalifornien zuerst zur Gewißheit brachte, daß dies Land keine Insel sei, legte am rothen Meere, wie man nun den Meerbusen zwischen Amerika und Kalifornien hieß, den Sendort Loreto an, und befestigte ihn kriegskundig. Nachdem man so festen Fuß gewonnen, sandte Spanien Unterstützungen an Waffen, Soldaten, Jesuiten, Geräthschaften und Bequemlichkeiten aller Art. Ein Sendort um den andern ward erbaut. Man gewann das Vertrauen der Wilden durch Geschenke; man lernte ihre Sprachen und Bedürfnisse. Unter den Jesuiten selbst erschienen mehrere Männer von ausgezeichnetem Heldensinn, frommem Gemüth und sanfter Denkart, welche die Herzen der Wilden eroberten. Unter denselben erwarb vorzüglichen Ruhm Johann Anton Balthasar, ein Schweizer von Luzern, welcher zuletzt zum Oberaufseher aller spanischen Missionen ernannt ward, und als Vorsteher der mexikanischen Ordensprovinz (1763) starb.

Mit der allmäligen Vermehrung der Sendörter bildeten die Jesuiten, neben dem Bekehrergeschäft, zugleich ihr politisch-merkantilisches Reich in Kalifornien aus. Zwar das Land nahmen sie als spanische Domaine in Besitz, aber sich behielten sie den wichtigsten Theil der Nutznießung. Mit Bewilligung des Hofes führte der Orden hier zugleich die Kirchen- und Staatsverwaltung; legte auf seine Kosten geworbene Soldaten in die von ihm erbauten Vestungen zum Schutze der Missionärs und Bekehrten, oder zur Zähmung der Widerspenstigen; ernannte die Hauptleute und Befehlshaber der bewaffneten Macht und setzte sie ab; eben so die übrigen weltlichen Beamten und Richter. Die Perlenfischerei verblieb dem Könige; die Frucht vom innern Anbau und Verkehr des Landes gehörte dem Orden.

Die Bekehrung der kalifornischen Ureinwohner schritt inzwischen nur langsam vor. Es war den Wilden bedenklich, daß Fremdlinge, welche aus der Ferne kamen, bei ihnen Schätze zu suchen, ihnen auch den Glauben ihrer Väter entreißen wollten. „Hat dir dein Gott, wie du sagst, weit hinter dem Meer ein schöneres Land als dieses gegeben," rief ein indianischer Priester einem Spanier zu: „warum genügt es dir nicht. Kehre heim." — Einer der

*) Er starb dort im Jahr 1710.

Missionarien machte die Bemerkung: „Die weise Vorsehung hat den wilden Völkern Goldgruben gegeben, und den gesitteten Völkern — Golddurst.“ *)

Man fand bei den Kaliforniern nicht die mindeste Spur des Götzendienstes; keine Gebete, keine Feste, keine Altäre. Aber sie kannten den unsichtbaren Gott und Schöpfer des Lebens. Doch von Völkerschaft zu Völkerschaft herrschte verschiedene Mythologie. Zum Beispiel die Edu u's oder Monki's im südlichern Theil der Halbinsel erzählten, daß Niparaya, „der Allmächtige“, obwohl er unsichtbar und nicht körperlich sei, eine jungfräuliche Gattin Anayicondi habe, und von ihr einen Sohn Quaayayp, „den Menschen.“ Dieser sei mit vielen Leuten vom Himmel gekommen, und habe die südlichen Völker unterrichtet; wäre aber endlich getödtet, und mit einem Dornenkranz gekrönt. Er blute noch immer, verwese nicht, könne als Todter zwar nicht reden, aber eine Eule thue es für ihn.

Kein Wunder, wenn die bestürzten Jesuiten in diesen Vorstellungen der Kalifornier verwischte Spuren christlicher Offenbarung zu erkennen glaubten. Auch die im mittlern Theil der Halbinsel wohnenden Völkerschaften wissen von einem unsichtbaren, allmächtigen Gumongo „Geisterkönig“, der einen andern Geist Guyiaguai vor alten Zeiten in die Welt gesandt habe zu den Menschen. Dieser Gesandte soll die Sterblichen gelehrt haben Pitahayas säen. Die Pitahaya ist nämlich die gemeinste Nahrungsfrucht des Landes, von der Größe einer Kastanie, stachlich von außen, weich und saftig von innen, an den laublosen Zweigen eines Baumes wachsend. — Diesen Vorstellungen verwandt ist der Mythos der nördlichern Kalifornier, besonders der Koschimer. Der, sagen sie, „welcher lebendig ist“ (anders wissen sie das höchste Wesen nicht zu bezeichnen), hat einen Sohn „Vollendung der Erde.“ Auch schuf Gott unsichtbare Wesen, die sich gegen ihn empörten, und böse sind.

Merkwürdig sind diese Ueberlieferungen in jedem Fall, die so lebhaft an viele Dogmen der christlichen Kirchen und der Budda-Religionen Südasiens erinnern. Schwer war es den Jesuiten, dagegen zu kämpfen, theils weil der Brodneid der kalifornischen Priester oder Zauberer sich der Ausbreitung des Christenthums widersetzte, theils weil es der Landessprache für manche christliche Lehrbegriffe an Ausdrücken gebrach. Als die ersten Missionarien den Satz: „er ist aufgestanden von den Todten“ bezeichnen wollten, tauchten sie eine Fliege ins Wasser, bis sie todt schien; dann legten sie dieselbe, mit Asche bestreut, an die Sonne, wo sie sogleich wieder lebendig ward. Die Indianer schienen erstaunt und schrien: „Ibimuhueite! Ibimuhueite!“ Die Väter schrieben diese Worte auf, und bedienten sich derselben fortan, um die Auferstehung des Messias auszudrücken. — Man kann sich aus diesem einzigen Zuge erklären, wie verworren die Begriffe der Indianer von der Religion der Christen gewesen sein müssen, oder unter ähnlichen Umständen noch heute sind.

*) Der obenerwähnte Anton Balthasar in seinem handschriftlichen noch ungedruckten Missionsbericht vom Jahr 1707, jetzt in den Händen des Hrn. Schulraths Balthasar in Aarau.

Nach Aufhebung des Ordens der Jesuiten gingen die kalifornischen, wie die übrigen Missionen des spanischen Nordamerika's, an die Franziskaner und Dominikaner über. Diese setzten das begonnene Werk im Geiste ihrer Vorgänger, wohl kaum aber mit deren ausdauerndem Eifer fort. Gegenwärtig befinden sich in Altkalifornien, oder der südlichen Hälfte der Halbinsel, außer einigen Vesten, fünfzehn Missionsstätten längs den Küsten, bei welchen ungefähr zweitausend bekehrte Indianer, den Geistlichen unterthänig, wohnen und das Feld bauen. — In Neukalifornien, dem fruchtbarern nördlichen Theil der Halbinsel, oder vielmehr des über der Halbinsel gelegenen Küstenstrichs vom Festlande, sind achtzehn solcher Sendörter, bei denen gegenwärtig ungefähr vierzehntausend bekehrte Indianer leben. Sechs kleine Vestungen mit einigen hundert Mann spanischer Besatzung halten das gezähmte Volk im Zaum.

Wie mangelhaft immerhin auch die religiösen Begriffe der Neubekehrten anfangs sein mußten, verdienen doch die Mühen der Jesuiten und ihrer Nachfolger die dankbare Anerkennung der Welt. Wenigstens wurden die Nomaden durch sie zuerst an bleibende Stätten, an Ackerbau, Viehzucht und nützliche Gewerbe gewöhnt; und was in dieser Rücksicht geschah, ward nicht ohne die schwersten Opfer und Lebensgefahren errungen. Zur Veredlung unsers Geschlechts ist auch dort der Weg genommen, ein Schritt zurückgelegt.

Inzwischen war hier, wie in den meisten Sendanstalten der Mönchsorden unter den Heiden, die Bekehrung nichts, als im eigentlichen Sinne des Wortes bloße Gewöhnung, nicht Ueberzeugung. Die Missionarien erscheinen von Soldaten begleitet; entstehen Feindseligkeiten, spielen die Missionarien die Rollen der Versöhner, um sich den Wilden so beliebt, als die Krieger ihnen schrecklich zu machen. Sie suchen erst einzelne Wilde durch Freundlichkeit und Geschenke von Messern, Beilen, Spiegeln, Glasperlen u. s. w. zu gewinnen; dann mehrere. Sie nöthigen sie, Hütten in der Nähe des Sendorts aufzuschlagen; schmücken dieselben; geben ihnen Kleidungen; lehren sie Ackerbau, und Verrichtungen und Geschäfte aller Art; ertheilen ihnen Unterricht in der spanischen oder französischen Sprache, im Kreuzmachen, Knien, Beten des Rosenkranzes, und geben ihnen Taufe und christliche Namen, sobald sie ihnen die Glaubenssätze vom Geheimniß der Dreieinigkeit, von Christi Tod, Auferstehung und Himmelfahrt, von Hölle und Fegefeuer, von der Macht der Jungfrau Maria, von der Kraft des Gebetes u. s. w. ins Gedächtniß geprägt zu haben glauben.

Die Wilden, roh, schlau und eigennützig genug, lassen sich dies Alles gefallen. Sie kommen zu Hunderten, besonders wenn sie Mangel an Lebensmitteln haben, stellen sich gelehrig, lassen sich haufenweise taufen, und laufen nachher wieder zu Hunderten davon, was die gutmüthigen Missionarien gewöhnlich den Umtrieben und Ränken des Teufels zuschreiben. Fehlt es den Missionarien zuletzt an Geschenken, oder an Lust, Geschenke zu machen, oder übermannt Begierde, Alles zu haben, die Wilden: so entsteht Ueberfall, Mord und Krieg. Daher sind die Besatzungen und Vestungen bei katholischen Missionsorten unentbehrlich. Daher sind solche Missionen jederzeit sehr kostspielig zu unterhalten. (In Kalifornien bestand der jährliche Gehalt

eines Missionärs in fünfhundert Piastern). Daher muß eine priesterliche Regierung eingerichtet werden, welcher die bürgerlichen und Kriegsbehörden untergeordnet sind.

So aber verkündeten die ersten Jünger Jesu nicht das Evangelium, so nicht deren erste Schüler und die nachfolgenden in den frühern Jahrhunderten. Sie gingen, Gott im Herzen, muthig und einsam, und predigten und überzeugten, und tauften, ohne dabei Nutzen für sich und obere Behörden zu beabsichtigen. In den portugiesischen und spanischen Missionen, sobald die Wilden einigermaßen gewöhnt, gezähmt, zum Landbau und andern Gewerben abgerichtet sind: sorgen die Priester für Abgaben, welche die bekehrten Indianer ihnen und dem Könige entrichten müssen. Ja, die christlichen Indianer werden, im Gehorsam des Glaubens, nach einer für sie bestimmten Frist zu den Arbeiten in königlichen Bergwerken gehalten! Wahrlich, das Reich der Könige und Priester war's da lange allein, was man zu erweitern trachtete; nebenbei auch das Reich Gottes; dieses aber immer nur Mittel oder Vorwand für jenes.

---

6. Das spanische und portugiesische Südamerika. — Das Reich der Jesuiten am Uraguay. — Geringer Fortgang des Christenthums in neuesten Zeiten.

Ungefähr dasselbe läßt sich über den größern Theil der Missionen im spanischen und portugiesischen Südamerika sagen. Aller Welt ist der Geist der spanischen und portugiesischen Staatsverwaltungen in ihren europäischen Ländern bekannt; die Abneigung ihrer Höfe gegen das Bessere, was in andern Reichen durch Kunst und Wissenschaft herrlich aufblüht; die Furcht vor hellern Ansichten; die Begünstigung des Adels; die Vernachlässigung des Volks und der Schulen; die Macht des Priesterthums in ungezählten Kirchen und Klöstern, mit den Schrecken der Inquisition neubewaffnet; die Verfolgung jedes Aufgeklärten, jedes Freundes der Wahrheit; die absichtliche Niederdrückung des Wissenschaftlichen. — — Nun mache man selbst den Schluß von der Verwaltung der europäischen Lande auf die Verwaltung der amerikanischen Kolonien, die man nur als Goldgruben behandelte, und als nichts weiter; als Goldquellen für den Hof, für die adelichen Geschlechter, denen man Stellen geben wollte, und für die Priester und Mönchsorden.

Daher, soweit bisher spanische Herrschaft reichte, von der Landenge Panama's bis zur Terra del Fuego, von Vizekönigreich zu Vizekönigreich, gewann der christliche Glaube, nach mehrhundertjährigen Arbeiten, nur geringe Ausdehnung über die Stämme der Indianer. Es währte sogar geraume Zeit, ehe man sich nur anfangs entschließen konnte, die Indianer für wirkliche Menschen zu halten. Welche Mühe hatte nicht der edle Las Casas, diesen Beweis zu führen. Wie mußte dieser fromme Bischof von Chiapa dafür Spott oder Haß dulden! — War nicht Papst Paul III. genöthigt, in seiner Bulle vom 2. Brachmonds 1537, erst durch feierlichen Ausspruch zu erklären, „daß die Amerikaner ebenfalls wirkliche Menschen, folglich

des katholischen Glaubens und der Sakramente fähig wären?“ (Veros homines, fidei catholicae et sacramentorum capaces.)

In allen drei spanischen Vizekönigreichen Neugranada, Peru und La Plata, in den Landeshauptmannschaften von Caracas (Venezuela) und Chili befinden sich zwar viele Indianer gezähmt und als Christen in den Städten, Bergwerken oder eigenen Dorfschaften; aber weitaus der größere Theil derselben sind die Ueberreste der einst unterjochten Landesbewohner, Kinder der einst Gefangenen, Mischlinge von allerlei Gattungen, aus den sich durchkreuzenden Ehen und Begattungen von Europäern, Indianern, Negern und deren Kindern hervorgegangen*). Sie sind größtentheils zur Dienstbarkeit geweiht, arm, roh, mit verwilderten Begriffen. Welche von den Indianern nicht in den Städten behalten wurden, pflegte man in eigene Ortschaften einzubannen, die sie ohne besondere Erlaubniß nicht verlassen dürften. Einer ihrer Kaziken war daselbst gewöhnlich Vorsteher unter spanischer Aufsicht. Man gab ihnen Land zum Anbau ihrer Lebensmittel. Dafür wurden sie zu den öffentlichen Arbeiten, zum Bergbau u. s. w. benutzt. Das Gesetz sprach ihnen zwar Bezahlung zu, die sie aber von der Gewinnsucht der Aufseher selten voll, oft gar nicht erhielten. Außerdem hatten sie noch Steuern zu entrichten, von denen ihr Kazike den vierten Theil bezog, damit er sie strenger einzog.

Das ungefähr war auch das Loos aller Indianer, welche man durch ausgesandte Mönche und Priester unter den freien Stämmen für das Christenthum gewann. Darf man sich wundern, wenn die trotzigen freien Natursöhne vor solchen Wirkungen des Christenthums erschraken?

Es gibt freilich auch freie Indianer, die sich zum christlichen Glauben bekennen. Es sind diejenigen, welche zwar unabhängig, aber im täglichen Handelsverkehr mit den Spaniern, Wörter aus deren Sprache, Gebräuche aus deren Sitten, Uebungen aus deren Kirchenthum angenommen haben. Allein Christen verdienen sie kaum geheißen zu werden, wenn sie schon getauft sind, oder Rosenkränze und Amulette tragen, oder Kreuze schlagen. Ihre altheidnische Geisterlehre steht daneben unverletzt, und der Peruaner mit dem christlichen Taufnamen feiert noch, wie zu Pizarro's Zeiten, den Sonnendienst.

Die spanischen „Missioneros“ machen im Durchschnitt die unterste Klasse der Geistlichkeit

*) So zählen die Spanier eilf Abstufungen der Mischlinge; nämlich
Mestizos, Kinder eines Europäers und einer Indianerin;
Quarterones, Kinder eines Europäers und einer Mestiza;
Ochavones, Kinder eines Europäers und einer Quarterona;
Pulchueles, Kinder eines Europäers und einer Ochavona;
Kinder eines Indianers und einer Pulchuela gleichen schon den Spaniern;
Mulatos, Kinder eines Europäers und einer Negerin;
Quarterones, Kinder eines Europäers und einer Mulattin;
Saltatràs, Kinder eines Quarteron und einer Europäerin;
Calpan mulatos, Kinder eines Mulatten und einer Indianerin;
Chinos, Kinder eines Calpan Mulato und einer Indianerin;
Zambos oder Zambajos, alle von Schwarzen und Indianerinnen erzeugten Kinder.

aus. Es fehlte nie an dergleichen Männern, welche aus innerer Frömmigkeit, oder aus stummer Pflicht des Gehorsams, oder weil sie froh waren, den Klosterzwang verlassen zu können, das Bekehreramt übernahmen. Inzwischen war der größere Theil derselben sehr unwissend und abergläubig; unvertraut mit der Welt und dem menschlichen Herzen; das hohle Kirchenthum für Religion haltend, und in allen Begriffen von klösterlichen Vorurtheilen bestochen. Selbst die wissenschaftlich-gebildetern Jesuiten, welche aus Europa kamen, hatten diese Vorurtheile nicht ganz abstreifen können. Daher betrachteten sie Alles, was sie von den religiösen Mythen der Indianer vernahmen, als Teufelswerk, und stellten es im falschen Licht dar, in welchem sie es sahen. Der abiponische Nationalgott Keebet, der unsichtbare, der furchtbare, kam selbst dem gelehrten Pater Dobrizhoffer als der wahre Teufel vor, und weil die Abiponen oder Mepones, welche zwischen dem Rio Grande Vermejo, dem Rio Salado und dem La Plata auf den unermeßlichen Pempas oder Ebenen zu Pferde herumstreifen, ihren Gott auch den „Urvater“ (Groaperikie) hießen, machte der Jesuit ohne Umstände daraus den Satz, die Abiponen hielten den Satan für ihr „Großväterchen.“

Weit richtiger, als die Europäer von den Wilden, urtheilten oft diese, vermöge ihres gesunden Menschenverstandes, von den Europäern. Sie sahen dieser Versunkenheit in Lastern, vor welchen der Natursohn Grausen empfindet, und konnten die Frömmigkeitslehre der Missionero's mit der ungeheuern Sittenverderbtheit der Weißen nicht paaren. „Warum kommst du zu uns, Väterchen?“ fragte einst ein Abipone den Pater Dobrizhoffer: „Warum machst du nicht erst deine spanischen Brüder zu Christen?“ — — Der Kazike Ychoalay sagte zum Pater Brigniel: „Du verbietest uns, als Christen, mehrere Weiber zu haben. Sind die Spanier nicht auch Christen? Und doch begnügen sie sich nicht an einer Frau. Sie thun viel ärger, denn wir. Sie fallen unverschämt alle Weibsleute an, die ihnen begegnen, wenn ihnen die Lust ankommt. Du sagst, Christen dürfen nicht stehlen. Hast recht. Man solls nicht, auch ohne Christ zu sein. Warum kommen denn deine Spanier und stehlen uns unsere Pferde, ja, unsere jungen Knaben und Mädchen, und schleppen sie in ihre Knechtschaft fort?“

Bei solchen unter den Wilden Südamerika's herrschenden Ansichten, und in der Erinnerung der gräuelhaften Grausamkeit der alten Spanier bei Eroberung des Landes, — Dinge, welche in Sagen und Liedern von Stamm zu Stamm, von Geschlecht zu Geschlecht, noch den Nachkommen überliefert werden, — ist der Name der Christen unter zahllosen unabhängigen Völkerschaften des Welttheils ein Fluch-Name geworden und geblieben, und Haß oder Furcht und Abscheu erblich fortschreitend.

Nur dem beharrlichen Sinn, der Klugheit und dem Muthe der Jesuiten gelang es, mehr denn allen andern Orden, in den Gebieten der freien Indianer Eroberungen für den katholischen Glauben zu machen. Diese Eroberungen aber waren, wie bekannt ist, zuletzt weder für die Menschheit, noch für das Christenthum, noch für die spanische Krone ein wirklicher Gewinn. Wie wir die Behandlungsart der Wilden und das Bekehrergeschäft dieses Ordens schon aus

der Betrachtung Kaliforniens kennen gelernt haben, finden wir es im südlichen Amerika wieder. Aber hier ward es, besonders in den Landschaften von Paraguay, mit größerm Glück betrieben.

Früh schon, im sechszehnten Jahrhundert, sandte der Orden viele seiner Glieder in die südliche, wie in die nördliche Hälfte des neu entdeckten Welttheils, das Reich Gottes zu predigen. Diese unerschrockenen Männer, immerdar aus Religion oder Ehrgeiz zu großen Unternehmungen geneigt, zerstreuten sich unter den Indianern. Und wieviel ihrer auch durch die Wilden im Haß gegen Portugiesen und Spanier ermordet wurden, soviel kamen andere nach, unbewaffnet, nur mit den zärtlichen Worten des Friedens und der Liebe auf den Lippen. So flößten sie allmälig den Trotzigen Vertrauen, durch Geschenke aller Art, Zuneigung ein. Der Jesuit ging zuletzt unangefochten durch die Wildnisse, und zähmte mit Worten und Winken Horden, gegen welche sich der portugiesische und spanische Soldat nicht mehr wagte.

Wilden das Gut höherer Ideen zu geben, war nothwendig, sie erst einigermaßen an bleibende Stätten zu binden, ihnen mit den Künsten des Ackerbau's und friedlichen Lebens wenigstens die Gesittung von Halbbarbaren zu ertheilen. Die Jesuiten siedelten sich selbst unter ihnen an, bewogen Einzelne, bei ihnen zu wohnen, unterrichteten Kinder, fesselten durch Gaben und Geschenke die Alten an sich. So entstanden mitten in Einöden indianische Dörfer; neben den Hütten eine Kirche. Dann wurde von heiligen Dingen geredet; im Christenthum unterrichtet und getauft. So war der Anfang der meisten Missionen in Neugranada, La Plata, Peru, Venezuela und den übrigen Provinzen. Viele vortreffliche Männer aus der Gesellschaft Jesu wären hier zu nennen, welche, von einem menschenfreundlichen Sinn geleitet, in den finstern Wildnissen dem Christenthum und der Menschlichkeit die erste Bahn brachen. Wie groß waren nicht die Verdienste des einzigen Paters Decré, des Apostels der Yameo's, der Ytubalis und Ynquiavaten, welcher Cuença in Quito zum Hauptsitz einer weit wirkenden Sendanstalt machte (der er noch im Jahr 1727 ruhmvoll vorstand); welcher christliche Lehrbücher für die Wilden in achtzehn ihrer Mundarten übersetzte; und die Neubekehrten, welche er mit ächt-christlicher Liebe vor Bedrückungen sicherte, durch rührende Güte an sich band, wieder frei hinaus in die Wälder und Gebirge sandte, Apostel Jesu unter ihren Stammverwandten zu werden.

Zwischen den Strömen des Paraguay und Uraguay, längs den Ufern des Parana- und Vermejo-Stroms, hatte der Orden von Loyola's Jüngern den ausgedehntesten Schauplatz seiner Thätigkeit erwählt. Hier glücklicher und zahlreicher, denn irgendwo, breitete er unter den Guarani's, Charrua's, Chiquito's und andern wilden Völkerschaften der Gebiete vom Rio della Plata, Paraguay, Tucuman und Taria, seine zahlreichen Anbauungen aus. Menschenfreundliche, unerschütterliche Güte und Klugheit vermochten mehr als Waffen. Bald verschönte europäischer Anbau des Bodens die Umgebungen der Sendörter; die elenden Hütten und Kapellen von Baumpfählen und Reisern verwandelten sich in gemauerte Häuser,

anfangs von gestampfter Erde, bald von Kalk und Stein. Die Dörfer empfingen durch breite, regelmäßige Straßen städtisches Ansehen. Die Kirchen in jedem Dorfe, hoch und schön gebaut, mit Thürmen von vier bis fünf Glocken geziert, verschönerten sich von innen mit Orgeln, reichvergoldeten Hochaltären, silbernem Kirchengeräth und vielen Bildern. Ein prachtvoller Gottesdienst rührte die Sinne der erstaunten Wilden. Sie wurden im Kirchengesang und auf allerlei Werkzeugen der Tonkunst unterrichtet; nicht minder im Mauern, Zimmern, Uhrmachen und andern Künsten der Lebensbequemlichkeit. Die Geschäfte des Tages waren von der ersten bis zur letzten Stunde unter den Bewohnern jeder Ortschaft mit einer Genauigkeit angeordnet und vollzogen, wie in einem Kloster. Mit Stolz und Lust sahen die Jesuiten auf ihre Schöpfung. So stand sie schon in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts da, und erkennen wir sie aus der Reisebeschreibung (vom J. 1692) des Pater Anton Sepp, der aus dem Tirol dahin zur Seelsorge der Japeyu-Völkerschaft berufen ward.

Die Jesuiten bildeten hier nun eine Staatsverfassung aus, wie Mönche sie geben können, und wie sie eine solche gern noch heut aller Welt geben würden, wenn die Zeit nicht gewaltiger wäre als sie. Aber die Eigenthümlichkeiten der Völker am Paraguay und Uraguay begünstigten das Werk. Die Guarani's und andere Indianer dieser Gegenden waren schon unter dem Sonnendienst der Ynka's mehr oder weniger zur Theokratie gestimmt, und von ziemlich milden Sitten. Durch die Ohrenbeichte ward die Theokratie vollendeter, als sie unter den Ynka's seyn konnte. Der Priester kannte das Verborgenste in der Brust seiner Unterthanen. Die Indianer, ohne Begriff des Eigenthums, gewöhnt an Gütergemeinschaft, ließen sich ohne Bedenken gefallen, daß alles Land und alle Arbeit auf dreierlei Art vertheilt ward: für die Tempel, oder wie es P. Franz Xaver de Charlevoix nennt, „Eigenthum Gottes"; für das Gemeinwesen und für die Einzelnen. Alles, sagt Raynal, was man in der Gesetzgebung der Ynka's bewunderte, fand sich im Priesterstaat von Paraguay wieder, und vollendeter: die Arbeit für Greise, Waisen und Soldaten; Belohnung schöner Thaten; Aufsicht über die Sitten, Kriegsübungen; Verwahrung gegen Müssiggang; Ehrfurcht für die Religion, die Tugend und den Diener Gottes.

Hier kannte man kein Geld, und doch fand man in den Missionsstaaten der Jesuiten mehr Bequemlichkeiten, ja mehr Luxus sogar, als in Cusco und Lima, den Hauptstädten Peru's. Uhrmacher, Schreiner, Goldschmiede, Schlosser, Schneider u. s. w. legten ihre Waaren in die öffentlichen Vorrathshäuser der Priester nieder, und man gab ihnen dagegen andere Nothwendigkeiten. Der Landmann hatte für sie gesäet, der Weber für sie gewebt. Alle bildeten eine große Familie mit ungetheiltem Eigenthum; Alle gehorchten mit kindlichem Sinne. Die Jesuiten waren die Väter der Familie, die Lehrer, die Kaufleute, die Kriegsbefehlshaber, die Regenten. Jeder Jesuit stand in seiner Pfarrei, unabhängig von der andern, als geistlicher und weltlicher Oberster, nur unter einem einzigen Provinzial, und dieser unter dem General des Ordens.

Anfangs sorgte man löblich dafür, daß keine Spanier in diese Kolonien kommen dürften, damit deren zügellose Lebensart den Neubekehrten nicht zum Aergerniß gereiche, oder andere indianische Stämme verhindere, zum Christenthum überzugehen. Nachmals ward dieser Grund zum Mittel gemacht, dem spanischen und portugiesischen Hofe die Einrichtung des Jesuitenstaats zu verbergen. Indem sich die Jesuiten nämlich erboten, von den bekehrten Indianern jährlich eine Kopfsteuer an die Schatzkammer zu zahlen, und im Kriege eine gewisse Zahl Männer in dem Dienst des Königs zu stellen, bewirkten sie ein königliches Verbot, daß ohne Erlaubniß der Jesuiten kein Spanier in das Land ihrer Missionen eintreten dürfte. Zu dem Ende hielten sie an den Grenzen strenge Wachtposten. Kein Fremder ward hereingelassen. Die königlichen Statthalter und Bischöfe, wenn sie selten einmal zum Besuch kamen, wurden mit so vielen Festen, Liebkosungen und Geschenken geblendet, daß sie nicht anders, als rühmen konnten. Ohnedem hielt man doppelte Visitationsbücher, andere für die Bischöfe, andere für die Provinzialen.

Um dies jesuitische Reich hermetischer für die Spanier zu verschließen, ward die spanische Sprache in den Kolonien verboten, und nur die guaranische erlaubt. Man nahm von spanischen Jesuiten nur wohlgeprüfte Mitglieder ins Land; lieber ließ man französische und deutsche kommen. Als im Jahr 1640 sich Portugal von Spanien trennte, und Brasilien portugiesisch blieb, benutzten die Jesuiten diesen Anlaß, vom Madrider Hofe Feuergewehr zu verlangen, um sich gegen die Portugiesen zu vertheidigen. Sie richteten das Kriegswesen auf europäische Weise ein; bildeten Regimenter und Kompagnien, Fußvolk und Reiterei. Sie legten befestigte Plätze an, Doktrinen genannt, worin ein oder zwei Jesuiten unbeschränkte Befehlshaber waren. Sie wiesen jeder Festung einen bestimmten Strich Landes an, dort ihren Unterhalt zu bauen. Der spanische Hof gab dazu weder Geld, noch Kleider, noch Waffen.

So gründeten die Väter der Gesellschaft Jesu sich, unter dem Vorwand das Himmelreich zu gründen, ein behagliches irdisches Reich, und trachteten es mit eben so viel Muth, als Klugheit zu befestigen und zu erweitern. Mit Lebensgefahr und dem Tode vieler der Ihrigen, deren uns Dobrizhoffer mehrere als Märtyrer nennt, hatten sie diesen neuen Staat gestiftet. Er zählte im Jahr 1729 dreißig Ortschaften oder „Reduktionen“, wie sie dieselben nannten, davon fünfzehn am Flusse Paranna mit 62,263 Seelen, und fünfzehn am Uraguay mit 69,405 Seelen lagen. Doch der Sendstätten am Paraguay- und Vermejo-Flusse waren ebenfalls mehrere, hier noch nicht gezählt.

Man kann nicht läugnen, das Ganze war, wenn thierisches Wohlsein das höchste Gut der Menschheit ist, wohl berechnet und klug ausgeführt. Aber der jesuitische Unterthan blieb auch nur zivilisirtes Thier; mehr nicht. Jeder höhere Gedanke, jede Selbstthätigkeit des Geistes ward, als Reiz zum Sündigen, mit Sorgfalt vernichtet. Man klärte die Indianer nur so weit auf, als es für den Priesterstaat nützlich war, und daß es den Leuten nicht beifallen konnte, je über den ihnen angewiesenen Kreis hinauszuschreiten. Unbedingter Gehorsam ward, wie im

Orden, so auch bei den Indianern Grundpflicht. Wer gefehlt hatte, begab sich zum Priester und flehte zu seinen Füßen um die verdiente Strafe, und küßte dankbar die Hand, welche ihn gezüchtigt hatte. Man sah hier durch Gewohnheit, Aberglauben, Gottesfurcht, Unwissenheit und bürgerliche Einrichtungen eine Geisteskn echtschaft, wie sie, so vollendet, die Welt nirgends sonst, als etwa in Klöstern erblickt hatte. Wundere sich Keiner, daß der Herrschlust ein solches Kunststück an einem ganzen Volke gelang, und so leicht gelang, wie in Mönchszellen; ein Kunststück, welches allerdings in Europa die Schaaren der kleinen Herrscherlinge, die an Roms Brüsten erzogenen Priester, die im Schatten pergamentner Stammbäume erwachsenen Edelleute, oder die gern großmächtelnden Patrizier kleiner Städte, als unerreichbares Urbild bewundern mögen. Aber das jesuitische Missionenland war allerdings wie ein einziges Kloster anzusehen; jede der sogenannten Reduktionen wie eine Zelle, mit Menschen bevölkert, deren kindische Unwissenheit jedem Eindruck nachgab; deren Wildheit einerseits durch die Schrecken frommen Wunder- und Aberglaubens, durch die Pracht des neuen Gottesdienstes, durch die Macht der Gewöhnungen, durch die (vermittelst der Beichte erhöhte) Allwissenheit der Priester, andererseits durch den Reiz so vieler Lebensbequemlichkeit und Sorglosigkeit gezähmt war. Der Priester in dem Reduktionsort war der Oberherr, der Dollmetsch Gottes, der Lehrer, der Erzieher, der Verwalter, der Kriegsmeister, der Arzt, der Richter, der Gesetzgeber, der Rathgeber Aller. Alle Familien-Angelegenheiten gingen durch ihn ihren Gang, wie er wollte. Selbst die Einrichtung war getroffen, daß nicht der Mann die Braut suchte, sondern das Mädchen den Mann. Hatte eine junge Indianerin also zur Ehe Lust, so begab sie sich zum Pater der Reduktion, vertraute ihm ihre Neigung, und genehmigte er's, so berief er den Erwählten und kündigte ihm sein Loos an, das er selten verwarf. P. Antonius Sepp, in seiner Beschreibung des Missionenlandes, wunderte sich selbst über diesen merkwürdigen Brauch, durch welchen auch Mädchen und Weiber durch die zartesten Geheimnisse ihres Herzens an die sehr ehrwürdigen Väter des Ordens geknüpft waren.

So war allerdings in der ganzen Republik eine Ruhe, eine Eintracht, ein Gehorsam, eine Ordnung, wie in keinem andern Reich der Welt zu finden. Mit Recht konnte P. Charlevoix zu seiner Zeit (in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts) daher rühmen: „Hier weiß man nichts von Klagen und Prozessen; das Mein und Dein ist daselbst völlig unbekannt!“ — Es war nur Beten und Arbeiten, schweigender Gehorsam und Gedankenarmuth.

Dies Reich der Jesuiten blieb lange den Höfen von Spanien und Portugal Geheimniß. Zwar schon der Vizekönig Martino de Barrua hatte (im Jahr 1730) seinem Hofe darüber bedenkliche Berichte abgestattet. Einzelne Schriftsteller hatten von der Sache öffentlich geredet. Aber die Beichtväter in Madrid und Lissabon besänftigten ohne Mühe die Besorgnisse der Könige; jesuitische Schriftsteller zerstörten die Angaben der Plauderer, als Verleumdungen des Neides; selbst den Ludwig Anton Muratori, als ihnen fremd, bewogen sie, ihr Lobredner zu werden, indem sie ihm den Stoff zu seinem bekannten Werke durch den P. Cataneo lieferten; und durch

die Verfolgungen, welche sie gegen den Bischof von Paraguay, Ferdinand von Cardena verhingen, als er am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts strengere Untersuchungen über die christlichen Gemeinden am Uraguay und Parana anstellen wollte, schreckte die Freimüthigkeit Anderer zurück.

Zufällig enthüllte ein zwischen Madrid und Lissabon im Jahr 1750 geschlossener Vertrag über die Grenzen der Kolonien in Südamerika das Geheimniß und zerstörte alle Entwürfe der Jesuiten. Denn um gerade Linien zu ziehen, schonten die Unterhändler des Vertrags des Missionenlandes nicht, zogen die Linien quer durch dasselbe, so daß viele der Reduktionen an Brasilien fielen. Umsonst arbeiteten die ehrwürdigen Väter in Europa gegen Vollziehung des Vertrags. Die Grenzkommissarien beider Mächte erschienen (1752). Aber die Mühe derselben war eitel. Das Land der Missionen stand gegen sie in Waffen. Truppen wurden ausgeschickt, die Indianer zu zwingen, und fanden so starken Widerstand, daß sie nichts ausrichteten. Die Jesuiten betheuerten, das sei nicht ihre Schuld; man könne die Wuth der Indianer nicht mehr mäßigen. Allein sie ward gemäßigt, als die spanischen und portugiesischen Befehlshaber nach erhaltenen Verstärkungen mit vereinter Macht gegen die Reduktionen vorrückten, und im Hornung 1756 die Indianer in regelmäßig gelieferter Schlacht besiegten, worin diese zwölfhundert Mann, viele Kanonen und Fahnen verloren. — Die Grenzscheidung ging vor sich; bald darauf ward der Orden der Jesuiten aufgehoben. Auch in Paraguay verschwand er. Kein Indianer zuckte weiter das Schwert für ihn.

Als die Jesuiten (im Jahr 1767) ihre Sendstätten verließen, hatten sie, nach Dobrizhoffers genauer Angabe, dreizehn derselben am Parana, und neunzehn am Uraguay. Jene waren noch im Jahr 1732 von 57,649 Seelen, diese von 83,533 Seelen bewohnt, aber bei dem Abzuge der Jesuiten zählte man überall noch kaum eine Bevölkerung von hunderttausend Indianern. Krieg, Pocken und andere Kinderkrankheiten hatten viel Volks hinweggerafft. In den zehn Kolonien bei den Chiquitos am rechten Ufer des La Plata gegen die peruanischen Grenzen waren (im J. 1766) 23,788 bekehrte Indianer, und in den Kolonien am Rio Vermejo bei den Chako's in gleicher Zeit 5424 Christen, oder wenigstens Getaufte.

Nach Aufhebung des Ordens der Loyoliten vernahm man von den spanischen und portugiesischen Sendwerken in Südamerika wenig Denkwürdiges; wohl aber häufige Klagen über die Missionarien aus dem Dominikaner- und Kapuziner-Orden, daß sie an den Grenzen beträchtlichen Schleichhandel trieben; daß sie die Indianer zu nöthigen wüßten, ihnen, ohne gesetzliche Entschädigung die Felder zu bauen, oder ihnen die Amulette, Rosenkränze, Kruzifixe und andere geistliche Waaren in unmäßigen Preisen abzukaufen u. s. w.

So sind denn noch immer die unermeßlichen Steppen, Blachfelder oder „Pampen" und Hochlande des innern Südamerika's dem Heidenthum überlassen, südwärts bis zum Feuerland der gutmüthigen Pescheräh's. — Der Abfall des Welttheils vom spanischen Zepter, der fürchterliche Unabhängigkeitskrieg, der vom breiten Silberflusse oder La Plata bis Darien wüthet, hat

das Missionswesen fast gänzlich gestört. Die alten Sendörter zu St. Michael und Santa Teresa de Maybures am Orinoko, die am Patumayustrom und dem gewaltigen Marañon, viele längs dem La Plata und Uraguay liegen versäumt; andere verbrannt. Die Abiponen, die grausamen Tobas, die freigebliebenen Berg- und Wald-Peruaner und wie jene nie gezähmten Völkerschaften alle heissen, welche dem spanischen und christlichen Namen mit erblicher Scheu feind blieben, freuen sich der großen Verwirrungen, in denen ihre Freiheit gesicherter steht. Und viele von den bekehrten Stämmen verwildern wieder mit den wilden kriegerischen Europäern, denen sie abwechselnd helfen oder schaden.

---

7. Blick auf Brasilien und die Guiana's.

König Johann VI. von Portugal, welcher (im J. 1807) Rio Janeiro, die brasilische Hauptstadt, zu seinem Wohnort machte, hat in die ihm unterworfenen Gegenden Süd-Amerika's mit seiner Gegenwart große Hoffnungen des Bessern erregt. Es ist bekannt, wie er sich bestimmt gegen die Einführung der Inquisition erklärt hat; wie er in seinen Staaten allmälige Vernichtung des Sklavenhandels verhieß, und sich der Wiederherstellung des Jesuitenordens widersetzte. Es ist bekannt, mit welcher Großmuth er (seit 1814) europäische Einwanderer und Ansiedler begünstigt, um sein amerikanisches Königreich blühender und stärker zu machen. Inzwischen geht dieses Letztere nur langsam vor sich. Die Menge strömt lieber der Freiheit Nord-Amerika's zu, in der sich jeder Glaube seine unangefochtene Kirche baut, während in Brasilien die katholische Kirche nur als die alleinseligmachende gelten darf. Zwar werden Protestanten, wenn sie nicht öffentliches Bekenntniß ihrer kirchlichen Meinungen fordern, unverfolgt geduldet. Aber Duldung ist wohl ein geringes, und vom Leben und Willen eines Königs abhangend, ein unsicheres Gut.

Die Ausbreitung des römischen Glaubens unter den Ur-Einwohnern wird ohne besondern Erfolg, mehr amtsmäßig, als aus innerm Triebe, wie seit alten Zeiten, fortgesetzt. Noch bestehen die ehemaligen Sendörter der Jesuiten am Toncantines und Rio Doca, am Maranon, am Negro bis zu den Grenzen Peru's. Sie sind von andern Mönchen besetzt. Ihre Wirkungen sind nicht glänzend. Weitaus der größere Theil der Indianer, selbst derer, die mitten unter den Europäern wohnen, ja sogar unzählige von den zahlreichen Negern, wissen nichts vom Christenthum. Sie leben friedlich in Verehrung ihrer altväterlichen Gottheiten. Es ist mehr auffallend, als räthselhaft, daß Portugiesen und Spanier lieber Heiden unter sich dulden mögen, als evangelische Christen, oder Verehrer des wahren Gottes nach mosaischer Lehre.

Beinahe mehr noch, als Brasilien, ist in neuern Jahrhunderten das benachbarte Guiana, rücksichtlich der Menschen-Entwilderung vernachlässigt worden. Die französischen und holländischen Pflanzörter und Anbauungen längs den Meeresküsten begnügten sich, die schwärmenden, kriegerischen Urbewohner des Landes mit den Waffen zu schrecken, oder mit jährlichen Geschenken zu versöhnen,

um ihren Zucker, Kaffee, Indigo, Roucou, ihre Baumwolle, Gewürznelken in Sicherheit bauen und verhandeln zu können. Vorzeiten war, besonders in den französischen Besitzungen, mehr Bestrebsamkeit, die Indianer durch Predigt des christlichen Glaubens zu veredeln. Aber was die ersten Missionarien gepflanzt hatten, entartete und verwilderte nachmals wieder, oder ging ganz unter. Noch haben die Karaiben die entstellte Sage behalten, daß das höchste Wesen seinen Sohn vom Himmel herabgesandt habe, eine ungeheuere Schlange zu tödten, nach deren Besiegung Würmer aus den Eingeweiden des Thieres hervorgingen, von denen jeder einen Karaiben und eine Karaibin erzeugte. Wie abentheuerliche wüste Vorstellungen mögen die christlichen Heilsboten mit ihrer Dogmatik oft im Gehirne ihrer bekehrten Wilden hinterlassen!

Weit edler, und häufig ist dies der Fall bei wildgeheißenen Volksstämmen, sind bei ihnen die eigenthümlichen Begriffe von göttlichen Dingen, als die von christlichen Priestern empfangenen, mißverstandenen Dogmen. Die Indianer, wie kindisch und albern auch ihre übrigen Vorstellungen sein mögen, glauben in diesen Gegenden (sagt der ungenannte Verfasser einer Reise nach Guiana und Cayenne*) dennoch, das höchste Wesen, welches ihnen Alles gibt, wessen sie bedürfen, sei zu erhaben, als daß es Geschenke und Opfer von Menschen empfangen, und zu gut, als daß es Bitten und Gebete verlangen sollte. Sie wissen von Unsterblichkeit der Seele. Doch kennt man beiweitem nur, und nur dunkel, die religiösen Ideen der wenigsten, den Europäern benachbarten Völkerstämme; die Indianer jenseits der Gebirge sind sogar noch großentheils dem Namen nach kaum bekannt.

Seit der französischen Staatsumwälzung verlor sich in den französischen Niederlassungen Amt und Geschäft der Missionarien fast gänzlich. Bis dahin war es von den Jesuiten, darauf von andern Mönchsorden bekleidet gewesen. Im holländischen Guiana hatte man für Verbreitung des Christenthums, wie gesagt, von jeher ungleich weniger geleistet. Was lag den trägen, wollüstigen und tirannischen Pflanzern am Ausbreiten eines Glaubens, der in ihr eigenes Gemüth so dürftige Wurzeln getrieben hatte! Stedmans Nachrichten von Surinam, haben die ganze Abscheulichkeit jener halbmenschlichen Kolonie-Herrn, Verwalter und Krämer, enthüllt. Nicht einmal für ihre Neger, die sie als Thiere behandelten, mochten sie das Geringste thun; und die wenigen lutherischen und evangelischen Prediger zu Paramaribo, Berbice und Essequebo waren viel zu beschränkt, zu abhängig, um mehr zu leisten, als die dringendsten ihrer amtlichen Pfarrpflichten erheischten. Nur die evangelische Brüder-Unität allein drang mit ihrer Thätigkeit seit dem Jahr 1730 auch hieher; bildete erst zu Paramaribo eine kleine Hausgemeinde, die sich von ihrer Hände Arbeit ernährte; legte dann einen Sendort zu Saron am Strom Sarameka, vermittelst einiger getauften Indianer (im Jahr 1757) an, desgleichen zu Hope (1735), am Flusse Corentyn, im Quama, unweit den Sarameka-,

*) In der zweiten Abtheilung des siebenten Bandes der „Neuern Geschichte der Land- und Seereisen." Hamburg 1799.

Quellen (seit 1765) unter den Freinegern und zu Berbice. Doch von großer Wirksamkeit scheint ihr Thun hier nicht gewesen zu sein.

Seit die Engländer sich der vornehmsten holländischen und französischen Anbauungen in Guiana (1804) bemächtigten, wurden diese Gegenden auch fleißiger von den britischen Missionarien besucht, mit neuen Sendörtern zu Sommelsdyk und Demarara (seit 1807) bereichert, und mit gedruckten Bibeln versorgt. Von letztern kauften aber besonders nur die surinamischen Juden, weil sie in ihren Synagogen das alte Testament in holländischer Uebersetzung gebrauchen.

---

8. Die westindischen Eilande. — Die Negersklaven. — Das Reich der Schwarzen auf Haiti. — Thätigkeit der evangelischen Missionarien auf britischen und dänischen Inseln.

Die weitläufigen Inselgruppen, welche zwischen den beiden großen amerikanischen Festlanden unter dem Namen der Antillen und Bahama's zerstreut umherliegen, waren von den Europäern zuerst entdeckt, zuerst erobert, zuerst mit dem Blute der Einwohner gedüngt, dann wieder mit habsüchtigen Pflanzern und afrikanischen Negersklaven bevölkert. Nur auf den Inseln St. Vincent, Tabago, Martinique und St. Dominica erhielten sich noch wenige, traurige Ueberbleibsel der Ur-Einwohner, der Karaiben.

Es bauten sich die grausamen Eroberer zu ihren Städten und Dörfern zahlreiche Kirchen, Kapellen, Mönchs- und Nonnenklöster. Sie freuten sich, das Kreuz in der neuen Welt aufpflanzen zu können. Aber die Religion des Gekreuzigten ward mit dem Kreuze nicht verbreitet. Die Getauften waren ruchloser, als die ermordeten Ungetauften, oder als die elenden Neger, welche man wie Thiere betrachtete und behandelte. In der That wären den Europäern, die sich hier ansiedelten, ächt christliche Heilsboten nöthiger gewesen, als den Ueberwundenen und Sklaven.

Lange Zeit gab man sich gar nur nicht die Mühe, den Negern, mit welchen man die Inseln von neuem bevölkerte, christlichen Unterricht zu ertheilen. Man ließ sie in ihrem Heidenthum; genug, wenn sie den Wink der Peitsche verstanden. Ohnehin war es schwierig, sie zu bekehren, da ihnen theils von der Arbeit zu wenig Zeit übrig blieb, theils weil sie so oft Ort und Herrn änderten, oder im Elend umkamen. Jährlich mußten über hunderttausend Schwarze aus Afrika herbeigeschleppt werden, um die Stelle der Abgegangenen zu ersetzen.

Erst im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fing man ernstlicher an, die Verchristlichung der Neger zu betreiben, wenigstens der Freigelassenen. Die Jesuiten erwarben sich auch hier, besonders in den französischen Inseln, das meiste Verdienst. Die spanischen Kolonien zeigten für Veredlung ihrer Sklaven weniger Eifer. Politische Schriftsteller, selbst Geistliche, widerriethen es sogar. Die einen ungefähr aus dem Grunde, dessen sich noch in unsern Zeiten europäische Edelleute, Mönche und Andere, welche gern im Finstern herrschen, rücksichtlich ihres Volks, bedienen: Aufklärung könnte der Ruhe der Kolonien gefährlich werden; man

müsse den Verstand niederhalten. Andere widerriethen es, als sehr eitle Mühe; denn der Neger wäre, wenn auch Mensch, doch eine geringere Race, und nicht des geistigen Aufschwungs fähig, wie ein Europäer. In Deutschland hat selbst einer der trefflichsten Naturforscher, Sömmering, diese von allen neuern Erfahrungen vernichtete Einbildung, vermittelst seines anatomischen Messers in unsern Tagen noch zu beweisen getrachtet.

Wirklich sind in den spanischen Pflanzungen Westindiens auch gegenwärtig noch die meisten Neger Fetischanbeter und Heiden; die Bekehrten aber haben keine andere Pflicht, als einigemal im Jahre die Messe zu hören. Wer das versäumt, büßt dafür unter Geldstrafen oder Geisselhieben.

Wie gesagt, herrschte in den westindischen Inseln Frankreichs, wenigstens in dieser Hinsicht, edlerer Sinn. Die Thätigkeit der Jesuiten, Kapuziner und andrer Mönchsorden ward ermuntert und unterstützt. Die (im J. 1704) von den Jesuiten auf St. Domingo angelegte Mission zählte im Jahr 1745 schon neunzehn Pfarreien. Gegenwärtig aber, im unabhängigen Neger-Staate Haiti, ist kein Dorf ohne Kirche. Die vierundfünfzig Pfarrgemeinden des Königreichs sind unter Aufsicht der Bischöfe von Port au Prince, Leogane, Kap Henry und Sanssouci vertheilt. In Port au Prince wohnt der vom König ernannte Erzbischof des Reichs. Kein Dorf ist ohne Anfangsschulen; keine Stadt ohne öffentliche Anstalten für Kunst und Wissenschaft. Mehr Bildung, mehr Kunstfleiß, mehr Wissenschaft, mehr Literatur herrscht gegenwärtig in diesem westindischen Negerstaate, als im benachbarten noch spanisch gebliebenen Theil von St. Domingo. Und wohl mit größerm Recht nennen die haitischen Schriftsteller unserer Zeit ihren König Heinrich I. den „Numa der Neger", als europäische Schriftsteller mit ähnlichen Prunknamen viele ihrer Fürsten schmeichlerisch ausstatten.

Noch verdient hier erwähnt zu werden, daß die britischen Bibelgesellschaften ihren wohlthuenden Einfluß auch auf Haiti ausgedehnt haben. König Heinrich seinerseits, wie der damalige Präsident Pethion anderseits, empfingen dankbar und ehrend die Erbietungen der frommen Briten (1816), die sogleich gegen zweitausend Stück der heiligen Schriften durch die Insel zerstreuten, und eine besondere englisch-französische Ausgabe für Haiti veranstalteten.

Auch auf den britischen, dänischen, schwedischen und niederländischen Eilanden Westindiens fing man die christliche Belehrung der Neger erst seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts mit Ernst an. Auf Jamaika erschienen (seit 1754) Herrnhuter, wesleyische Methodisten (1781) und Baptisten, welche zahlreiche Sendörter anlegten. Derselben sind gegenwärtig dreiundzwanzig; und von mehr denn dreimalhunderttausend schwarzen Bewohnern der Insel ist nun schon der sechste Theil zum Christenthum übergeführt. Die geistvollsten oder frömmsten der freien Neger werden zu Predigern geweiht, und schon gegen hundert derselben sind thätig, das göttliche Wort weiter zu verbreiten. Nicht minder glücklich sind die Herrnhuter in ihrem Wirken zu Basse-Terre auf St. Kitts (seit 1774); zu Saron auf Barbados (seit 1765) wo der Statthalter Kodrington, in der Mitte vorigen Jahrhunderts, dreißigtausend Pfund

Sterling an Ländereien in seinem letzten Willen zur Anlegung einer Bildungsanstalt von Missionarien ausgesetzt hat; zu St. Johns, Gracehill und Gracebai (seit 1756), auf Antigua u. s. w.

Neben den Herrnhutern waren die wesleyschen Methodisten in Westindien, besonders auf den britischen Inseln am regsamsten. Sie hatten (seit 1788) auf den Bahama-Inseln und Trinidad ihre bleibenden Sendörter; auf letzterm Eilande neben den katholischen Pfarrern, die, aus spanischer Zeit noch, unter dem Namen Missionarien, in den acht Dörfern der eingeborenen Indianer wohnen. Auch die Insel Grenada versehen sie (seit 1788) mit Bekehrern, desgleichen St. Vincent, die schwedische Insel St. Barthelemi (seit 1788), die gebirgige Dominica, Antigua u. s. w. Letzteres Eiland enthält ihre blühendste Sendanstalt, zu der jetzt bei eilftausend Seelen gehören*).

Auf den dänischen Inseln St. Croix, St. Thomas und St. Juan begannen die Herrnhuter die Negerbekehrung schon im Jahr 1732. Vorher war dafür nichts gethan. Ein Deutscher, Leonhard Dober, verließ zuerst Herrnhut, und begab sich zur Erfüllung des heiligen Zwecks, arm, ohne Mittel, ohne Sprachkenntniß, nach St. Thomas, Sklaven ins Christenthum einzuweihen. Ihm folgten bald andere in die übrigen westindischen Inseln Dänemarks. Oldendorp, in seiner Missionsgeschichte der evangelischen Brüder zu den karaibischen Inseln, erzählt mit großer Umständlichkeit die Menge der Hindernisse, welche hier zu bekämpfen waren. Viele lagen im bösen Geiste der europäischen Herrn selbst, viele in der Zerstreuung der Neger auf den zahlreichen Pflanzstätten; die größten aber in der Mannigfaltigkeit der Sprachen. Die Schwarzen stammten von ganz verschiedenen Nationen ab. Die Gebieter derselben waren Dänen, Franzosen, Holländer, Deutsche, und noch dazu von verschiedenen Glaubensbekenntnissen. Die Katholiken bezeugten häufig den größten Widerwillen, ihre heidnischen Neger durch Protestanten im Christenthum unterweisen zu lassen. Vielmals waren die Missionarien in Lebensgefahr, nicht durch die Neger, nein, durch die christlichen Weißen.

Inzwischen bewirkte doch die Standhaftigkeit der Herrnhuter, daß im Jahre 1755 eine königliche Verordnung das Bekehrergeschäft erleichterte, Besoldungen für angestellte Katecheten aussetzte, die Zahl der Missionarien vermehrte, und die Taufe der Sklavenkinder anordnete. Eben diese Verordnung untersagte zwar alle Zwangsmittel bei den Versuchen, die Schwarzen zum Christenthum zu bewegen, bediente sich aber selbst dergleichen, und zwar der kräftigsten. Sie verbot nämlich die Ehe derjenigen Sklaven, die das Christenthum noch nicht angenommen hatten.

Gegenwärtig ist unter den Negern dort der christliche Glaube ziemlich allgemein eingeführt. Die Geistlichen sind thätiger geworden. Die Herrnhuter haben in St. Thomas zwei Niederlassungen, Neuherrnhut und Niesky; eben so viele auf St. Juan, nämlich Bethanien und

*) Nach Versicherung des William Brown in seiner 1818 erschienenen History of the propagation of Christianity among the Heathen, since the Reformation. London. 2 Bde.

Emmaus; und drei auf St. Croix, nämlich Friedensthal, Friedensberg und Friedensfeld. Und wir kennen die Frucht des Evangeliums aus den Zeugnissen der dänischen Kolonisten. Die Negersklaven wurden durch die Christuslehre ruhigere, gewissenhaftere Unterthanen, redlichere Bürger, arbeitsamere Diener, frömmere Dulder. — Ja, selbst die Pflanzungsherrn wurden menschlichere Menschen durch den Anblick der bessern Neger.

---

9. Allgemeine Betrachtungen über die Verchristlichung Amerika's.

Amerika war lange Zeit, von seiner Entdeckung an, in den Augen der Europäer nur als der Fundort von Edelsteinen, als Gold- und Silbergrube, als Pflanzland von Baumwolle, Zucker, Indigo, Kaffee, Tabak, Kakao, Vanille, Farbehölzern u. s. w. wichtig. Um den Menschen in Amerika bekümmerte man sich nicht. Vielmehr drängte man ihn zurück, oder mordete ihn, weil der zivilisirte christliche Europäer ihn nicht als Waare behandeln konnte.

Nachdem die Kolonien Europa's in der neuen Welt zahlreicher und bevölkerter geworden waren, gewannen jene Gegenden an Werth; nicht weil sich die Mittel vervielfacht hatten, den wilden Urbewohnern daselbst näher zu kommen, und ihnen höhere Gesittung zu geben, sondern weil man in Amerika neue Märkte zum Absatz europäischer Fabrikate haben konnte. Es waren nicht europäische Regierungen, sondern entweder menschenfreundliche Privatleute, oder Mönchsorden, welche sich angelegen sein ließen, das Edelste, was der Welttheil trug, den Menschen, zu berücksichtigen und ihn durch Unterricht würdiger seiner Bestimmung in der Geisterwelt zu machen. Zwar Hohe und Niedere in unserm Europa rühmten sich des Christenthums und der Nachfolge Jesu, aber unter vielen Tausenden dachte kaum einer daran, zu thun, was Jesus und seine heilige Jüngerschaar. Kolumbus schien nur eine neue Welt entdeckt zu haben, um die alte Welt mit neuen Mitteln des Luxus zu vergiften. Selbst die in die Kolonien ausgewanderten Europäer wurden zu dem Behuf knechtischer gehalten, und verloren mit Ansiedlung jenseits des atlantischen Meeres gleichsam die europäischen Rechtsansprüche.

Diese, endlich stärker, empfanden den Druck bald mit Unwillen. Sie thaten, was immer geschah und immer geschehen wird, wenn Völker zur Erkenntniß des Bessern und ihrer eignen Kraft gelangen, und sie sich durch unverständige oder eigennützig-ungerechte Beherrscher mißhandelt und zurückgesetzt finden. Die englischen Kolonien Nordamerika's rissen sich vom Mutterstaate los, und blühten in Selbstständigkeit auf, als demokratischer Bundesstaat. Fünfundzwanzig Jahre später folgten diesem Beispiele die spanischen Amerika's. Noch währt ihr Kampf. Sein Ausgang ist vorauszusehen. Von nun an gewinnt die neue Welt politische Bedeutsamkeit für die alte, nicht bloß merkantilische Bedeutsamkeit. Das Leben Amerika's machte bisher mit dem Leben Europens ein Einiges. Jenes getrennt, dieses wieder isolirt und wie vor dem sechszehnten Jahrhundert auf sich selbst beschränkt, müssen die Verwandlungen Amerika's von unzuberechnenden Wirkungen auf den Zustand Europa's werden. Wie das einst blühende Asien neben Europa veraltete, so droht Europa neben dem jugendlichen Amerika zu

veralten. In Amerika frisches Aufstreben in Kunst, Wissenschaft, Handel, Freiheit; in Europa gothisches Vorurtheil, Herkömmlichkeit, Kastenwesen. Dort freies, in mannigfaltigen Kirchen blühendes Christenthum; hier Intoleranz, Priestergewalt, Kirchlichkeit, Zensur, Inquisition, Jesuitenwesen.

Als das Christenthum aus Asien in das kältere, klügelndere Europa überging, litt es von Volk zu Volk, von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Konzilien zu Konzilien die gewaltsamsten, unnatürlichsten Veränderungen. Hierarchie, Dogmenkram und todte Kirchlichkeit verdrängten das Göttliche, Lebendige, Einfache der Jesus-Offenbarung.

Neue Veränderungen stehen mit dem Uebergang des europäischen Christenthums nach Amerika abermals dem Christenthum bevor. Es wird bei der Unabhängigkeit der Staaten jenseits des Weltmeers nicht lange dauern, daß die dortigen Katholiken ihren Papst in Rom suchen, und von einem andern Welttheil Entscheidungen und Orakel begehren. Die Kirchen werden andere Formen annehmen, und gewiß, nach der reinern Bildung und bessern Erkenntniß des Zeitalters, einfachere. Amerika hat bis jetzt keine Reformatoren hervorgebracht. Die Lebenskraft dieses Welttheils bedarf noch ihrer ganzen Macht, um die verschiedenartigen, noch immer durch neue Einwanderungen von außen her wachsenden Massen der Gesellschaft in ein Einiges zu bilden und aufzulösen. Ist dies einmal vollendet, wird die Lebenskraft von innen heraus wirken, und nicht mehr empfangen müssen, sondern selbstthätig schaffen. Amerika wird seine kirchlichen Reformatoren erhalten.

Denn, was die Europäer bisher dahin brachten, war europäisches Werk, Frucht der europäischen Staats-, Kirchen- und Schulverhältnisse, Nachlaß europäischer Jahrhunderte, kaum für die amerikanischen Klimate und Ortsverhältnisse passend. Es besteht noch, weil die Menschen noch leben, die es dahin trugen und haben. Aber schon jetzt wirkt der amerikanische Himmel merklich auf die fremde Pflanze, um sie ganz zum Kinde seiner Einflüsse zu machen. Gottes Wort wird bleiben, aber nicht die europäische Exegese; Jesu Offenbarung und Lehre wird bleiben, aber es bleiben nicht die Acta conciliorum, die augsburgische Konfession und der Heidelberger Katechismus.

Die Zahl der Menschen, welche heut auf dem ungeheuern Raum von mehr denn achtmalhunderttausend Geviertmeilen Amerika's lebt, ist unbekannt, und da wir das Innere des Welttheils und seine unstäten Nationen zu wenig kennen, schwer auszumitteln. Immer aber ist gewiß, daß der größere Theil dieses Festlandes noch Heimath des Heidenthums sei.

Die den bekehrten Indianern durch die Missionen der katholischen Kirche beigebrachten religiösen Begriffe verlieren sich oft nur in leere Kirchlichkeiten, äusseres Formenwerk und Gewissenszwang. Häufig ist, wie in andern Weltgegenden, in Amerika weniger der göttliche Geist Jesu, als der irdische Geist der Mönchsorden sichtbar geworden. Die Ehre Gottes ward zur Schau gestellt, aber die hierarchische Ehre und der Vortheil der Kirche arbeiteten hinter dem Schaubilde meistens als Triebfedern.

Von der andern Seite waren auch die Missionen der evangelischen Kirche nicht immer zu rühmen. Von Genf aus wanderten im Jahre 1556 die ersten vierzehn protestantischen Bekehrer in die Wildnisse der neuen Welt; seitdem folgten ihnen aus mancherlei Ländern in allen Richtungen, tausend, mit edelm Willen, aber nicht immer mit ächt-apostolischer Weihe. Am thätigsten bewiesen sich die Quäker, Baptisten, Methodisten und die evangelischen Brüder-Gemeinden. Doch war der Eifer dieser Heilsboten, wie in andern Weltgegenden, mehr schwärmerisch als aufgeklärt.

Die Gesandten beider Parteien, der Katholiken und der Evangelischen, (ich rede aber von der Mehrheit der Missionarien, nicht von den hochwürdigen Ausnahmen auf beiden Seiten) schlugen für ihre Zwecke gewissermaßen entgegengesetzte Wege ein. Die katholischen trachteten durch äussere Gewöhnungen, durch äussere Zähmung, durch Bestechung der Sinne, die Wilden erst zu zivilisiren, um sie für das Höhere der göttlichen Offenbarungen vorzubereiten und empfänglich zu machen. Die evangelischen Missionarien dagegen wollten durch das Innere des Gemüths die ganze Veredlung der äussern Verhältnisse bewirken. Sie erzählten den Wilden von Menschwerdung, Leben, Leiden und Tod des göttlichen Sohnes, und hofften mit einem wahren Wunderglauben, daß durch diese Geschichte, durch die Hinweisung der Herzen zum Lamm Gottes und zu seinem Blute Alles gethan, und die Gnade in den Wilden mächtig werde. Alles sollte aus der Liebe zum Heiland entsprießen, jede christliche, jede bürgerliche Tugend aus ihr erblühen.

Beide Wege haben ihre Vortheile, beide ihre Nachtheile. Auf beiden wurden Seelen gewonnen. Und wenn auch die religiösen Vorstellungen der Getauften, wie es nicht anders sein kann, höchst mangelhaft, verworren und abentheuerlich waren, wurde der Verwilderte doch damit dem gesittetern Europäer näher geführt, ihm verwandter und menschlicher. Die Bahn zum Bessern ward gebrochen. — Wir sehen in Haiti einen von Negern gegründeten Freistaat, ein von ihnen gegründetes Königreich, mit Verfassungen, Sitten, Gesetzen und Einrichtungen, die denen vieler europäischen Staaten gleich stehen. Noch ein Jahrhundert, und unsere Enkel wissen von neuen in christlicher Gesittung aufblühenden Reichen der zimmetfarbenen Urbewohner Amerika's, und die Musen Griechenlands und Roms, Englands, Frankreichs, Italiens, Deutschlands haben ihre Tempel in den heut noch undurchdringlichen Wäldern längs den Cordilleras de los Andes und Apalachen.

V. Süd-Indien.

1. Neuholland. Die erste christliche Niederlassung bei den Neuseeländern.

Noch bleibt mir übrig, den Blick auf jene zerstreute Inselwelt zu werfen, die sich auf der südlichen Halbkugel, im Osten der asiatischen Eilande bis zum westamerikanischen Meere, verbreitet. Ist dies nicht das jüngste Erzeugniß des Erdballs, welches er aus dem Schoose

des Meeres hervortrieb, ist es doch der jüngste der von Europäern entdeckten Theile der Welt. Diesen Namen verdient Australien wohl, da sein Flächenraum um den vierten Theil größer, als des gesammten Europa sein mag, wenn eben gleich dieser große Raum kaum soviel Einwohner enthält, als ein kleines Königreich in Europa beherbergt.

Der Mensch steht hier noch in seiner Urwildheit und Urgüte. Aber wie unbekannt auch noch das roheste Völkchen mit den einfachsten Lebensbequemlichkeiten sein mag; wie arm die Sprache manches Stammes, wie stumpf der Sinn desselben scheinen mag; wie gefühllos, reinthierisch hier oft das Herz schlägt, wo man morden und nach der Gräuelthat in die dumpfeste Gleichgiltigkeit übergehen kann, wie das Raubthier, welches sich der That nicht mehr erinnert, wenn es den blutigen Platz verlassen hat; wie grausam das Gemüth einzelner Horden sein mag, die noch Menschen fressen, und mit einer verstorbenen Mutter ihren Säugling lebendig begraben: dennoch haben alle diese Wilden Keime der Religion, Ahnungen höherer Wesen, Glauben der Unsterblichkeit, Gedanken an Geister.

Noch kennt man beiweitem Umfang und Inhalt der größten von den Südinseln, Neuholland, nicht genau genug; geschweige ihre Bewohner und deren religiöse Vorstellungen. Sie wohnen noch, den ersten Menschen gleich, in Höhlen, in ausgebrannten Baumstämmen, in Hütten von Baumzweigen. Ihre gesellschaftlichen Verhältnisse sind noch die erzväterlichen der Urwelt. Sie haben keine Könige und Fürsten; der Vater der Familie ist ihr Haupt; der Greis hochgeachtet. Sie sind roh, wild, aber nicht ohne Sinn für Kunst. An ihren Felsen sieht man oft Abbildungen von Menschen, Thieren, Waffen, Schilden, wenn gleich mit unvollkommenen Werkzeugen unvollkommen, doch kenntlich, oft in den Umrissen sehr genau eingehauen. Ihre wenigen Geräthe, ihre Fischernetze verrathen viel Geschicklichkeit.

Seit sich die Briten (im J. 1788) hier niederließen, ihre Kolonien von Sidney, Port Jackson, Paramatta, Hawkesbury, Neucastle u. s. w. gründeten, und zum Theil mit Verbrechern jeder Gattung bevölkerten, gelang es ihnen lange nicht, mit den Eingeborenen ein geselligeres Verhältniß anzuknüpfen. Diese waren zu schüchtern, und argwöhnisch gegen die fremden Ankömmlinge. Erst nach und nach gewann man das Vertrauen einiger Stammhäupter, die man mit europäischen Lebensannehmlichkeiten und Vortheilen bekannt zu machen suchte, um so Bedürfniß einer bessern Gesittung und Erkenntniß in ihnen zu wecken. Es ging langsam damit. Die Geistlichen in den Kolonien fanden wenig Gelegenheit, den Wilden von göttlichen Dingen hellere Vorstellungen zu geben, und mußten sich meistens auf Belehrung und Bekehrung der zahlreichen zum Anbau der Pflanzungen hieher gelieferten Verbrecher beschränken. In der That hatten sie der Arbeit mehr als genug, diesem unzüchtigen, diebischen, mörderischen, dem Trunk und Spiel ergebenen Gesindel christliche Begriffe und christlichen Sinn beizubringen. Ihr Wirken auf diese Menschen, verbunden mit der Strenge der bürgerlichen Gesetze, war, wie man von Jahr zu Jahr erfährt, nicht ohne Frucht.

Wenn einstweilen der Bekehrungseifer wenig Hoffnung zur Aufklärung der Neuholländer hat,

bietet sich seit einigen Jahren desto freundlichere von Seiten der Neuseeländer dar. Wirklich hat auf Betrieb des vortrefflichen Koloniepredigers Samuel Marsden zu Paramatta in Neusüdwallis die kirchliche Missionsgesellschaft zu London jährlich fünfhundert Pfund Sterling für das Bekehrungswerk in Neuseeland ausgesetzt, und der helldenkende menschenfreundliche Gouverneur von Neusüdwallis, Lord Macquarie, begünstigt das schöne Unternehmen. Unter dem Vorsitze dieses Mannes bildete sich in Neuholland (Anfang des Jahres 1814) eine eigene Gesellschaft, deren Zweck ist, Verbreitung des Christenthums und der Gesittung in den zahllosen Inseln der Südsee zu befördern.

Die mit hohen, waldreichen Gebirgen bedeckten zwei Inseln Neuseelands sind von mehr denn hunderttausend Menschen bewohnt, die von Natur kriegerisch, dabei aber doch in den einfachen Bedürfnissen und Verhältnissen ihres Lebens sinnreich sind. Ihre Dörfer, immer auf Anhöhen, mit Pfahlwerk und Graben und Wällen umgürtet, gleichen Vestungen. Ihre Schifffahrten erstrecken sich bis Neuholland. Sie haben das von Europäern empfangene Getraide mit Glück angebaut; mahlen es auf ihnen geschenkten Handmühlen. Sie pflanzen schon Kartoffeln, gelbe Rüben, Runkelrüben, Kohl, Zwiebeln u. s. w. Ihre Gärten liegen meistens in Thälern, oder an sanften Abhängen. Die Neuseeländer sind im Ruf der Grausamkeit; aber sie wurden erst grausam gegen die Europäer, gereizt durch die Ausschweifungen von Matrosen und Schiffskapitänen, die von Zeit zu Zeit an diesen Küsten gelandet waren. Vielmehr sind sie gefällig, gastfreundlich und gutmüthig, wie wir aus bisher erschienenen Missionsberichten vernehmen. Nur das Fleisch von den Anführern ihrer besiegten Feinde schmausen sie beim Siegesmahl. Sie sind reizbar, aber zur Fröhlichkeit geneigt; Freunde des Tanzes und Gesanges.

Der Himmelsstrich dieser Gegenden ist mild, der Erdboden ungemein fruchtbar. Die neuseeländische Flachspflanze (Phormio tenax), deren Fasern dauerhafter und schöner, als die unsers Hanfes sind, und woraus die Eingebornen ihre Kleider, Schlafmatten, Seile, Körbe, Netze verfertigen, ist die köstliche Gabe, welche die Natur diesen Völkerschaften verlieh. Ehe noch Europäer diese Ufer berührten, hatten die Neuseeländer schon die Staffel bürgerlicher Ausbildung, daß sie staatenweise unter Häuptlingen wohnten, denen die Vorsteher anderer Bezirke gehorchten, und daß sie Gesetze über Mein und Dein besaßen. Ihre Besitzungen waren ausgemarket, selbst ihre Fischereiplätze gegeneinander. Diebstahl und Ehebruch wurden von ihnen mit dem Tode bestraft; aber Vielweiberei war erlaubt.

Noch ist ihre religiöse Glaubenswelt nicht ganz erforscht. Aber sie haben Priester und Priesterinnen verschiedener Art. Sie beten. Sie betrachten ihr Glück und Unglück als etwas, das von einem höchsten Wesen komme. Dies höchste Wesen, um die Geistigkeit desselben zu bezeichnen, vergleichen sie mit einem Schatten, den Niemand ergreifen und empfinden könne, der Alles geschaffen, selbst unerschaffen und unvergänglich sei.

Der edle Samuel Marsden, der Apostel und erste Lehrer des Ackerbaues bei den Neu-

seeländern, machte bald nach seiner Ankunft in Port Jakson und Sidney mit einzelnen dahin von Neuseeland gekommenen Häuptlingen Bekanntschaft. Er behandelte sie gütig; lernte von ihrer Sprache; beschenkte sie mit Maiz und Waizen zur Aussaat; lehrte sie das Feld bauen und Ackergeräth verfertigen. Als er die Gelehrigkeit der Neuseeländer sah, und von ihnen vernahm, wie willkommen Lehrer europäischer Kunst bei ihnen sein würden, kaufte er, zum leichtern Verkehr mit ihnen, eine Brigg an, und sandte (im May 1814) einige von England zu Missionen unter den Heiden bestimmte Männer dahin, um vorerst die Oertlichkeit zu untersuchen. Dieselben wurden vom König Duaterra in Nangbi Huh so freundlich aufgenommen, daß sich Marsden noch dasselbe Jahr entschloß, eine ganze Missionskolonie dahinzuführen. Duaterra ist Fürst eines großen Gebietes. Seinem Befehl gehorchen die Häupter von vier Bezirken; viele andere sind ihm bundesverwandt. Es vollzog Marsden seinen Entschluß. Unweit Nangbi Huh, das aus zweihundert Häusern besteht, kaufte er um zwölf Aexte ein Stück Land von mehr denn zweihundert Juchart an. Abudi o Gunna, ein Häuptling, dem das Land gehörte, erklärte vor allem Volk, daß das Land nun ausschließliches Eigenthum der weißen Leute, und zu ihrem Gebrauch tabuirt, das heißt religiös geweiht sei. Den von den Europäern darüber ausgefertigten schriftlichen Aufsatz unterzeichnete der Verkäufer, statt durch Namensunterschrift, mit einer genauen Zeichnung der zwar wunderlichen, doch künstlichen Punktirungen, die in sein Gesicht nach neuseeländischer Art eingeschnitten sind.

So entstand und besteht also noch in Neuseeland die erste christliche Missions-Anstalt. Und freundlich begleiteten nachher den wackern Marsden zehn Neuseeländer nach Port-Jakson zurück. Es waren meistens Häuptlinge ihres Volks, welche von ihm europäische Künste und Einrichtungen lernen wollten.

---

2. Die Verchristlichung der Gesellschafts-Inseln. — Blick auf die Freundschafts- und Sandwich-Inseln.

Von den Religionen der alten Welt ist zwar früher, als die christliche, schon das Bekenntniß Fohi's und Muhameds in diesen Weltgegenden erschollen. Die Oranbadschu's, welche an den Küsten des süd-indischen Neuguinea's, der größten Insel nächst der von Neuholland, umherschwärmen, sind offenbar asiatischer Abkunft. Ihre Gestaltung, ihre Sprache, ihr Glaube, wie sehr dies Alles auch nach und nach Entartungen angenommen hat, verräth es. Und ist der Weg von Malacca bis Neuguinea durchs weite Meer nicht von einer ununterbrochenen Kette benachbarter großer und kleiner Inseln gebaut? Aber eben diese dürftigen Wilden, ohne bleibende Stätte, deren Wohnungen bedeckte Kanots sind, auf welchen sie längs den Meergestaden den Mündungen fischreicher Flüsse nachfahren, sorgen wenig um Verbreitung ihrer von Arabien und China stammenden Religionen.

Destomehr ist durch die fromme Gesellschaft von Neusüdwallis und durch die großen Vereine Londons für das Christenthum in diesem insularischen Welttheil zu hoffen, wo, wie in Europa

der künstliche Stand der Gesittung, noch der wilde Naturstand der Menschen in allen gedenkbaren Abschattungen zu finden ist; wo, wie in den glückseligen Inseln der Dichter, Völkerschaften im Schoose des Ueberflusses und der Wollust, mit Unschuld und Kindersinn angethan, und wieder menschenfressende Bestien in menschlicher Gestalt angetroffen werden; wo das erste Ankeimen gesellschaftlicher Ordnung durch patriarchalische Verhältnisse, und wieder der roheste Despotismus auf Erden erblickt wird, wie auf Neugeorgien, wo dem Häuptling des Eilandes Alles, dem Unterthan nichts, selbst das Leben nicht, gehört, und Todesstrafe sogar den trifft, welcher nur auf des Königs Schatten tritt.

Die glänzendsten Fortschritte des Christenthums im süd-indischen Welttheil sind auf den gesellschaftlichen Inseln gethan. Seit Entdeckung derselben waren diese Inseln gleichsam begünstigte Lieblinge Europa's geblieben, durch die Anmuth der Landschaften, wie durch die schöne Bildung und Sittenmilde der Bewohner. Daß einst, vor etwa dreißig Jahren, wegen Meuterei einige Matrosen des englischen Schiffes the Bounty, auf eine dieser Inseln ausgesetzt und ihrem Schicksal überlassen wurden, ward der unerwartete Anfang einer unerwartet raschen Verbreitung europäischer Ansichten, Begriffe und Einrichtungen. Die Ausgesetzten verbanden sich mit otaheitischen Mädchen, lehrten ihre Verwandte und Bekannte englische Sprache, englische Gebräuche und christlichen Glauben, und sahen sich bald, als Urheber von einer glücklichen Kolonie, geachtet.

Seit dem Jahre 1797 nahm die Londner Missions-Societät sich der Verpflanzung des Christenthums in den Gesellschafts-Inseln ernstlicher an. Papetoai auf dem Eiland Eimeo, weil diese Insel neben ihrer Größe und Fruchtbarkeit, den bequemsten und sichersten Hafen für europäische Schiffe darbot, ist zum Hauptsitz der neuen Sendanstalt gewählt. Vorher war es die Hauptinsel Otaheite, wo sie den Schutz des Königs Pomarre genoß. Aber dieser Schutz war lange Zeit nicht hinreichend, die Missionarien gegen den Zorn von den Verehrern der alten Götter, besonders vor denen in den otaheitischen Bezirken von Pare, Hapajano, Matarai, Atahura und Pajara, sicher zu stellen.

Ehe noch ein Europäer diese Weltgegend gesehen hatte, waltete hier schon der Glaube an ein unsichtbares, allmachtsvolles höchstes Wesen. Zu diesem, Eatooa Rahai genannt, dessen Thron die Sonne ist, eine Welt, herrlicher als die irdische, wandten sich ihre Gebete. In der Sonne hoffen sie, nach dem Tode des Leibes, den seligen Aufenthalt frommer Seelen zu finden. Geheimnißvoll und dreieinig ist das Wesen Eatooa's. Er wird der Weltvater Tane de Medöoa geheissen auch der Gott im Sohne Tooa tee te Mode gedacht, und der von einem geflügelten Geiste Mannoo te Hooa geredet. Aber Schutzgötter hat jedes Eiland, hat jede Familie, haben die Meere. Die Diener der Gottheiten und Ausleger ihres Willens sind die Priester auf den Inseln. Diese heischen Opfer, häufig Menschenopfer auf den Begräbnißplätzen oder Morai's, wo die Seelen der Verstorbenen eine Zeitlang in der Nähe ihrer Leichname und zwar verborgen in den hölzernen, neben den Gräbern aufgerichteten Bildnissen, verweilen, und nebenbei ein

schadenfroher böser Geist, den nur Priester zähmen und leiten, in einem Behälter hauset, worin man die Todtenschädel sammelt.

König Pomarre selbst, ein geist- und gemüthvoller Mann, zu religiösen Betrachtungen vorzüglich hingeneigt, und den die Otaheiten für den größten ihrer Fürsten halten, den sie je gehabt, war sonst der eifrigste Verehrer der Götter gewesen. Auf seinen Befehl wurden ihnen vorzeiten viele Altäre errichtet, zahllose Gaben und Opfer gebracht, selbst Menschen geschlachtet. Einer der britischen Missionarien berechnet, daß er gegen tausend Menschen aus Götterfurcht geopfert habe. Eben so eifrig aber, als er von den britischen Lehrern hellere Begriffe von göttlichen Dingen empfangen hatte, umarmte er nachher die Lehre von Christo. Er selbst ward thätiger Apostel unter seinem Volke, auch mit Gefahr seines Thrones und Lebens. Mit ihm gleichen Sinnes und in Thätigkeit zur Verbreitung eines heiligern Glaubens wetteifernd, war sein erster Rath, welcher (im Dezember 1814) in der Taufe den Namen Christoph Farefan annahm. Er hatte bei den Missionarien die Kunst des Lesens und Schreibens erlernt, wie auch Pomarre und jeder, welcher sich zum Christenthum geneigt zeigte.

Die Natira's oder Häuptlinge in den Bezirken, die Priester der alten Götter, und alle ihre Anhänger sahen mit unwilligem Erstaunen die Anzahl der „Bure Atua“ oder betenden Leute, wie sie die Christen nannten, überall wachsen. Sie beschlossen Ausrottung derselben, während Farefan kühn den alten Glauben durch Wort und That zu vertilgen trachtete, und die Oberhäupter mehrerer benachbarter Inseln für seine heilige Sache gewann. Es kam zum Religionskrieg (im Sommer 1815). Aber die Verfechter des Alten, bald unter sich selbst entzweit, unterlagen im Kampf, indem sie sich zum Theil untereinander selbst aufrieben. Farefan zerstörte, auf Pomarre's Befehl, die Morai's, die geweihten Götterbilder, die heiligen Bäume. Es offenbarte sich in diesem Kampfe, daß der christliche Glaube unter den Völkerschaften schon tiefere Wurzeln geschlagen, und größere Verbreitung gehabt habe, als die Feinde desselben ahneten und die britischen Missionarien selbst wußten. Viele Häuptlinge, viele Priester entsagten öffentlich und fest dem veralteten Götterdienst und bekannten ihre bessern Ueberzeugungen. Die Menschenopfer wurden aufgehoben. Der größere Theil des Volks auf den Inseln Otaheite, Eimeo, Rajatea, Tahaa, Paparra oder Borabora (dem Vaterlande Farefans, der am 29. Juli 1818 zu Otaheite starb), Huhaeine, Tapua-Manu und Maura nahm das Christenthum an. Statt der zerstörten Morai's erhoben sich Kirchen und Bethäuser (sechszig waren in den Jahren 1816 und 1817 auf Otaheite, achtzehn auf Eimeo erbaut).

Der ehrwürdige Marsden unterstützte das große Werk mit seiner vielumfassenden Thätigkeit. Von Port Jakson sandte er (schon 1815) in der Sprache dieser Inseln gedruckte neutestamentliche Geschichten, Katechismen und Liederbücher; von der alttestamentlichen Geschichte ließ er zu Sidney in Neusüdwallis ebenfalls viele Exemplare in taheitischer Sprache abdrucken. Die Londner Missionsgesellschaft rüstete acht neue Missionarien (im J. 1816) aus, die mit ihren Gattinnen nach Otaheite seegelten, und eine eigene Buchdruckerei mit sich dahin nahmen.

Billig werden die Namen eines John Davies, William Scott, Harry Nott, James Hayward, Sam. Teffier, Will. Henry, Charles Wilson, Harry Bicknell in der Geschichte, als die Namen der ersten und glücklichen Apostel christlichen Glaubens auf den gesellschaftlichen Inseln bewahrt.

Zwischen diesen Gesellschafts-Inseln und Neuholland oder auch den neuen Hebriden, verbreitet sich der große Archipel der Fidschi-, Schiffer- und Freundschafts-Inseln. Vielleicht hieher zuerst wird nun von Otaheite und Eimeo das Christenthum übergepflanzt werden. Der Missionär Crook, welcher in Neusüdwallis mehrere Jahre lebte, um medizinische Kenntnisse und Geschicklichkeit in der Buchdruckerei zu erwerben, und gegenwärtig auf Eimeo lebt, hatte durch seinen Aufenthalt in jenem Archipel Gelegenheit, den Geist der Völkerschaften genauer zu beobachten. Von der Fruchtbarkeit der Insel Tonga rühmt er, daß sie Alles übertreffe, was er je Aehnliches in der Welt gesehen habe; von den Einwohnern die hohe Reinlichkeit, ungemeine Kunstgeschicklichkeit, und Gutmüthigkeit. Hier bestehen schon streng geordnete gesellschaftliche Verhältnisse, Fürsten, stufenweise untergeordnete Stände mit mannigfaltigen Ehrenbezeugungen, regelmäßiger Landbau, Tauschhandel, Ehrfurcht vor fremdem Eigenthum. Hier sind Glauben an höhere und niedere Götter, an Unsterblichkeit; aber auch ehrgeizige und habsüchtige Priester und Menschenopfer.

Bisher fand zwischen den Europäern und diesen Eilanden wenig Verkehr statt; mehr schon mit den Bewohnern der dreizehn Sandwich-Inseln, davon die größte, Owaihi, berühmt durch des Weltumseglers Cook Tod, im Besitz der Briten (seit 1794) ist. Doch kamen die Engländer hieher nur als Kaufleute; nicht anders die nordamerikanischen Schiffer auf ihren jährlichen Fahrten nach China und den amerikanischen Nordwestküsten. Der beständige und immer wachsende Verkehr zwischen Amerika und Asien machte Owaihi zum bedeutendsten Platze der Südsee, und brachte europäische Einrichtung, Kunst und Verderbtheit zu diesen Völkerschaften. Schon sprechen die Häuptlinge der Inseln und ihre vornehmsten Beamte, der König selbst, englisch. Dieser lebt auf europäische Art; hat Engländer und Amerikaner in seinem Dienst, die er mit Ländereien bezahlt, wohnt in einem gemauerten Pallast, der auf der Landseite mit Pfahlwerk und Schanzwällen, von Sechszehnpfündern besetzt, umgeben ist und Tag und Nacht von zweihundert Mann bewacht wird. Das Volk ahmt seinen Großen nach, aber nicht immer zum Vortheil der Sittenreinigkeit. Das Destilliren geistiger Getränke aus der Theewurzel hat das Laster der Trunkenheit und aller seiner übeln Folgen in Schwung gebracht, und selbst nach Otaheite hin verbreitet. Denn die unternehmenden Sandwich-Insulaner fahren schon handelnd häufig zu den gesellschaftlichen Inseln und den amerikanischen und asiatischen Küsten; ja fangen an Seeräuberei zu treiben. Schon einige europäische Schiffe sind von ihnen überfallen und ausgeplündert worden.

Während den Bewohnern der Sandwich-Inseln durch europäischen Handelsverkehr nur europäischer Luxus und Leidenschaftskitzel gebracht wurde, blieb die Veredlung ihrer religiösen

Begriffe vergessen. Der König der Eilande hatte sich die Unantastbarkeit des alten Glaubens vorbehalten, der einen zahlreichen Priesterstand, feierliche Götterdienste, selbst eine Art Mönch- und Einsiedlerthums hat. Schwer ist hier das Heidenthum zu erschüttern, an dessen Altären, bei allen großen Gelegenheiten, selbst Menschenopfer bluten. Denn wo zur Religion auch schon Kirchlichkeit, mit priesterlichem Gepränge, mit den Schrecken des Todes und der Ewigkeit, getreten ist: da gilt es nicht mehr die höhern Ueberzeugungen, sondern die hohe Stellung eines bürgerlichen Standes im Staate, dessen Rechtsame im Spiel liegen, und die und deren Genuß er um keinen Preis opfern will.

Die übrige süd-indische Welt, theils von Asiaten und Europäern selten oder nicht besucht, theils unbekannt, gehört wahrscheinlich noch manches Jahrhundert lang der alten Finsterniß an, in welcher sie sich gegenwärtig thierisch, wie im Schlamme, regt. Steht dereinst das weitläufige Amerika, jetzt schon im Morgenroth eines göttlichen Lichtes glänzend, hell im vollen Tagesschimmer da, wird auch für Australien die Geistessonne aufgehen, wo heute sich einzelne Punkte nur, an den Küsten Neuhollands und im Südmeere, gleich einzelnen Gebirgsgipfeln in Nacht begrabener Länder, vom ersten Dämmern heller zu färben beginnen.

---

3. Beschluß der Uebersicht.

Wir sind mit schnellem Blick durch die Welttheile, durch die Mengen der Völker geflogen, um die gegenwärtige Verbreitung des christlichen Glaubens auf dem Erdball, als ein Ganzes, überschauen zu können. Dies Bild, schon geschichtlich anziehend, ist für den christlichen Weltweisen so niederschlagend als erhebend, eine Anregung großer Ahnungen, tieferer Ueberzeugungen, menschenfreundlicher Wünsche.

Das unveräusserliche, theuere Heiligthum jedes Sterblichen ist sein Glauben und Wissen vom Ueberirdischen, von göttlichen Dingen. Der Weiseste hat es; der stumpfsinnigste Wilde hält es und erhebt sich an ihm. Das ist die ewige Selbstoffenbarung Gottes in seinen Kindern; das die unverkennbare Urkunde: wir sind seines Geschlechts, Geister, dem heiligen, unendlichen, gnadenreichen Urgeist des Weltalls entsprungen und verwandt; das die göttliche Inspiration, durch die wir unsere Unvergänglichkeit wissen.

Keiner von allen, die je auf Erden lebten, hat die Tiefe der Gottes-Urkunde so hell aufgethan, so klar alle Räthsel des Lebens gelöset, und Verhältniß und Verbindung der Geisterwelt zum höchsten aller Wesen enthüllt; Keiner unter den Weisen Indiens, Aegyptens, Griechenlands, Roms, Arabiens, als der Einzige und Höchste und Unerreichbarste der Menschensöhne, Jesus von Nazareth. In uns Allen ist das Göttliche. In ihm war die Fülle der Gottheit. Und seine Offenbarungen zucken, wie Lichtstrahlen, durch die Finsterniß des Geisterreichs und verwandeln die Welt. Er konnte sagen: Die Welt wird vergehen, aber mein Wort vergeht nicht. Verklärt durch ihn, adelt sich das menschliche Geschlecht, indem es Gott näher tritt, und sich in Gesinnungen und Werken vergöttlicht, und was es ist und thut, nur in Bezug auf

Gott und Ewigkeit ist und thut, nicht für Gold, Sinnenkitzel und Ehren, nicht für den schnöden Gewinn eines unsterblichen Namens auf den Zungen der Sterblichen.

Es kann nicht und wird nicht fehlen: die jetzt bestehenden mannigfaltigen Kirchen, soviel deren sind, werden, wie sie allmälig entstanden, allmälig wieder veralten; aber das Licht aus Gott bleibt unwandelbar. Kirchen sind Erzeugnisse der Zeitalter und verändern in diesen, gleich ihnen, die Gestalten; aber die Religion (der Geisterstand zu Gott) ist wie das Gesetz, welches die Erscheinungen der Natur bewegt, über den Wechsel der Zeit und ihrer Erscheinungen erhaben, aus Gott und in Gott selbst.

Wer wird daher nicht beklagen, wenn Bekenner Jesu sich um Kirchlichkeiten verfolgen, und ihren gegenseitigen Haß in entfernte Welttheile tragen, wo sie wie Jesus lehren und Geister näher zum ewigen Vater führen wollen? Wer wird nicht beklagen, wenn die Missionarien Gewinn gemacht zu haben glauben, sobald sie nur einen Christen andern Bekenntnisses zu ihrer Kirche übergeführt, oder den Heiden ein Kirchenthum und eine Dogmatik beigebracht haben, welche beide so geformt, weder Christus noch seine ersten Jünger gekannt haben.

Inzwischen was immer der Missionar auch den Heiden bringe, wie immer der kluge Jesuit, der fromme Quaker, der ernste Methodist, der gemüthliche Herrnhuter lehre: jedesmal ist in der äussern Schaale seiner Dogmen etwas Göttliches eingeschlossen. Dies wird bleiben, dies leise fortwirken und erleuchten, während die Schaale gemach wieder verwittert und zerfällt.

Wir Geister sind nicht Bürger der Erde, sondern der Stadt Gottes, die Weltall heißt, und unser Leben füllt nicht den Augenblick, sondern die Ewigkeit aus. Was können wir, in dieser erhabenen Stellung unserer Bestimmung Würdigeres verrichten, als gleich Christo und durch sein Wort, die vom Irrthum und Heidenthum gefesselten Geister befreien, und Gott, dem Vater der Barmherzigkeit, näher bringen? Wie sich jeder freut, nicht Thier zu sein, nicht Säugling geblieben zu sein; wie es Eltern freut, ihre Kinder in Erkenntniß wachsen zu sehen: so soll es die Wollust aller mündigern Geister sein, die unmündigern emporzuheben. Es soll bei Missionen nicht um neuen Ländergewinn, oder um Erweiterung des Handelsverkehrs, oder um die Ehre der Kirche zu thun sein — das ist Nichtiges! sondern um Verklärung, Heiligung, Beseligung aller uns verwandten Geister.

Welche religiöse Verfinsterung deckt noch einen großen Theil der europäischen Menschheit, welch ein christlich-kirchliches Heidenthum betäubt noch besonders die Menge der untern Volksklassen! Denket an Asiens Barbarei, an die Verwilderung der Afrikaner, an die Verlassenheit des innern Amerika's, an die mit Menschenblut befleckten Altäre Süd-Indiens. — Es fehlt nicht am Spielraum für göttliche Glaubenshelden, es fehlt nicht den Fürsten, den Nationen, den Kirchparteien, den zahlreichen Gesellschaften, deren Zweck Beförderung des Guten ist, an Mitteln zur Unterstützung zahlreicherer Missionen; nein, es fehlt nur an Ermunterung dazu, selbst am Gedanken daran!

Sollte dieser Gedanke durch das hier gelieferte Bild vom gegenwärtigen Stand der Verbreitung des Christenthums im Gemüth irgend eines Fürsten, irgend einer Gemeinde, irgend eines großsinnigen christlichen Mannes zum Leben geweckt worden sein: ich würde die Stunden segnen, in denen ich das flüchtige Bild zeichnete.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

4°
hist.
4° Hl. Hf
Zschokke

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich,

Darstellung gegenwärtiger Ausbreitung des Christenthums auf dem Erdball
Ein geschichtl. Umriß

Aarau 1819

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- 4 Th H 2978
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11227804-1